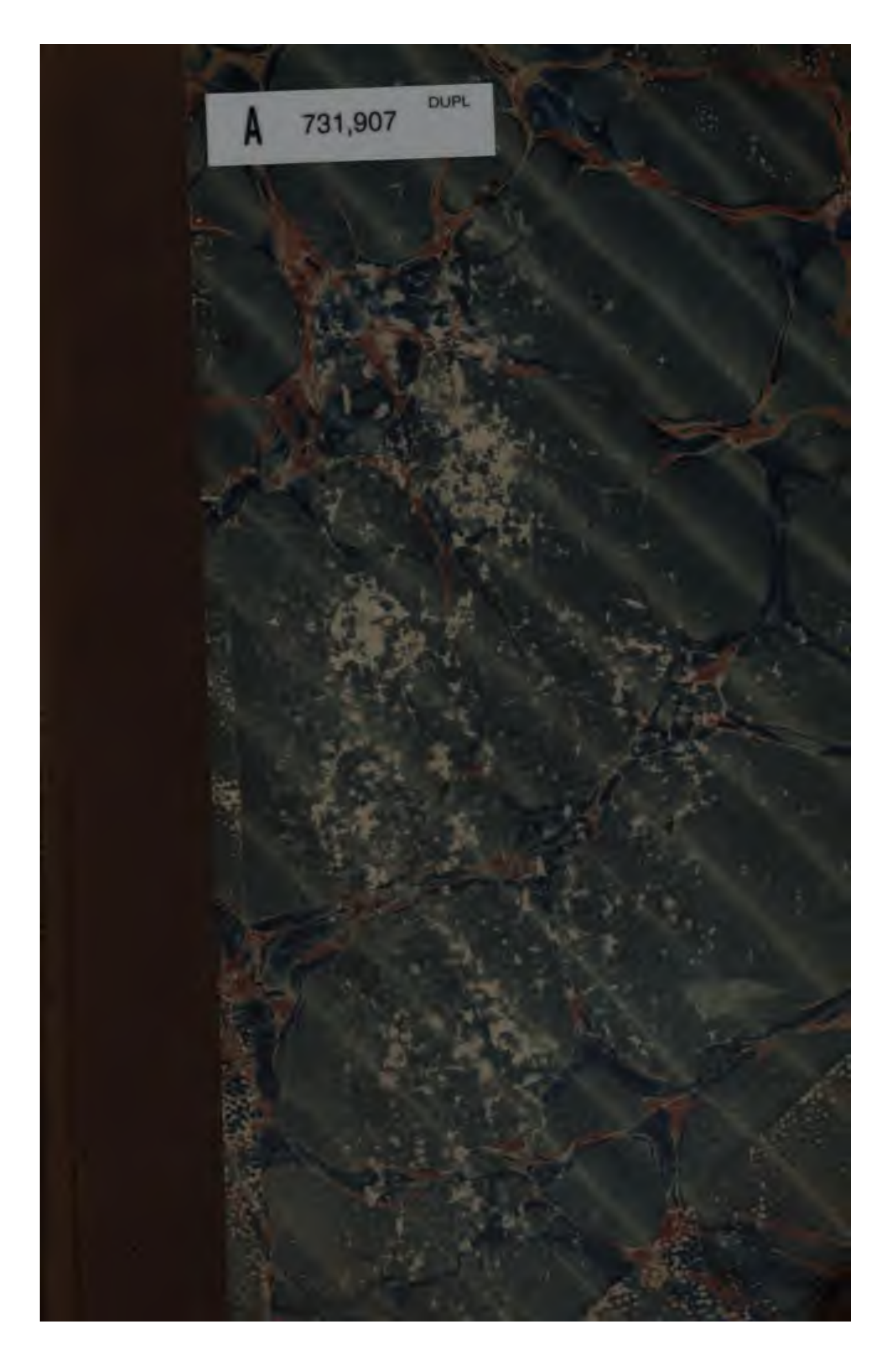
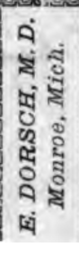


A 731,907 DUPL


E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

Bairische Geschichten.

Erster Band.

Neue belletristische Werke
sehr beliebter deutscher Schriftsteller aus dem Verlage von **Otto Janke in Berlin**, welche durch jede Buchhandlung zu beziehen sind:

Douai, Adolf, Land und Leute in der Union. Eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Goltz, B., Die Bildung und die Gebildeten. 2 Bde. Geh. 2 Thlr.

Harrer, M., Der arme Tom. Roman. 2 Bände. Geh. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Maron, Dr. H., Japan und China. Reiseskizzen, entworfen während der Preußischen Expedition nach Ost-Asien. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Meißner, Alfred, Schwarzgelb. Roman aus Oesterreichs letzten 12 Jahren.
1. Abth.: **Dulder und Renegaten**. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.
2. Abth.: **Aus der Emigration**. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.
3. Abth.: Vae victis. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.
4. Abth.: **Die Opfer der Partei**. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.

Raabe, W. (Jacob Corvinus), Der Hungerpastor. Roman in 3 Bänden. Geh. 3 Thlr.

Schwartz, M. S., Gold und Name. 3 Bde. Geh. 3 Thlr.

Smidt, H., Jan Blaufink oder See und Theater. Mit einer Vorgeschichte: die Comödie des Pfarrers. Ein Hamburger Roman. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Spielhagen, Fr., Problematische Naturen. Roman. Zweite, neu durchges. und wohlf. Ausgabe. Geh. 1½ Thlr.
Fortsetzung und Schluß dieses Romans bildet:

— — Durch Nacht zum Licht. Roman. Zweite, neu durchgesehene und wohlfeile Auflage. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Kleine Romane. 4 Bde. 8 Geh. 4 Thlr.
Daraus einzeln:
I. II. Auf der Düne, 2 Bde. Geh. 2 Thlr.
III. Clara Vere. Geb. 1 Thlr.
IV. In der zwölften Stunde. Geh. 1 Thlr.
V. Röschen vom Hofe. Eleg. geh. 1½ Thlr.

— — Die von Hohenstein. Roman. 4 Bände. Geh. 5 Thlr. 20 Sgr.

— — Vermischte Schriften. I. Bd. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Zeising, A., Hausse und Baisse. Roman. 3 Bde. Geh. 4 Thlr.

Bairische Geschichten

aus

Dorf und Stadt

von

Herman Schmid.

Erster Band.

Berlin, 1864.
Verlag von Otto Janke.

I.

Das Wichtel.

1.

Die Sonne ging prachtvoll unter; draußen im Flachlande brannte ein tief goldenes Abendroth und sandte seinen Schein über das Miesbacher Hügelgelände so feurig herein, daß die grasigen Waldabhänge und die baumbekränzten Aenger in doppelter Anmuth leuchteten. Für das liebliche Gebirgsthal des Schliersee's aber reichte die zauberhafte Beleuchtung nicht mehr vollständig aus; nur das Dorf mit dem schlichten schindelgedeckten Kirchthurme und dem Kapellenhügel lehnte sich noch in warmer Vergoldung an den waldlos aufsteigenden Romberg. Die Berge gegenüber dunkelten bereits vollständig; aber der Brecherspitz hob noch seine Felshörner in den lichten Abendhimmel empor, und der Jägerkamp streckte seinen zackigen Grat wie behaglich in dem rothen Schimmer aus. Dazwischen lag der See wie ein im Flusse begriffener halbdunkler

Bairische Geschichten

aus

Dorf und Stadt

von

Herman Schmid.

Erster Band.

Berlin, 1864.
Verlag von Otto Janke.

I.

Das Wichtel.



1.

Die Sonne ging prachtvoll unter; draußen im Flachlande brannte ein tief goldenes Abendroth und sandte seinen Schein über das Miesbacher Hügelgelände so feurig herein, daß die grasigen Waldabhänge und die baumbekränzten Aenger in doppelter Anmuth leuchteten. Für das liebliche Gebirgsthal des Schliersee's aber reichte die zauberhafte Beleuchtung nicht mehr vollständig aus; nur das Dorf mit dem schlichten schindelgedeckten Kirchthurme und dem Kapellenhügel lehnte sich noch in warmer Vergoldung an den waldlos aufsteigenden Romberg. Die Berge gegenüber dunkelten bereits vollständig; aber der Brecherspitz hob noch seine Felshörner in den lichten Abendhimmel empor, und der Jägerkamp streckte seinen zackigen Grat wie behaglich in dem rothen Schimmer aus. Dazwischen lag der See wie ein im Flusse begriffener halbdunkler

Neue belletristische Werke

sehr beliebter deutscher Schriftsteller aus dem Verlage von **Otto Janke in Berlin**, welche durch jede Buchhandlung zu beziehen sind:

Douai, Adolf, Land und Leute in der Union. Eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Goltz, B., Die Bildung und die Gebildeten. 2 Bde. Geh. 2 Thlr.

Harrer, M., Der arme Tom. Roman. 2 Bände. Geh. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Maron, Dr. H., Japan und China. Reiseskizzen, entworfen während der Preußischen Expedition nach Ost-Asien. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Meißner, Alfred, Schwarzgelb. Roman aus Oesterreichs letzten 12 Jahren.

1. Abth.: **Dulder und Renegaten**. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.
2. Abth.: **Aus der Emigration**. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.
3. Abth.: Vae victis. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.
4. Abth.: **Die Opfer der Partei**. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.

Raabe, W. (Jacob Corvinus), Der Hungerpastor. Roman in 3 Bänden. Geh. 3 Thlr.

Schwartz, M. S., Gold und Name. 3 Bde. Geh. 3 Thlr.

Smidt, H., Jan Blaufink oder See und Theater. Mit einer Vorgeschichte: die Comödie des Pfarrers. Ein Hamburger Roman. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Spielhagen, Fr., Problematische Naturen. Roman. Zweite, neu durchges. und wohlf. Ausgabe. Geh. 1½ Thlr.

Fortsetzung und Schluß dieses Romans bildet:

— — Durch Nacht zum Licht. Roman. Zweite, neu durchgesehene und wohlfeile Auflage. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Kleine Romane. 4 Bde. 8 Geh. 4 Thlr.

Daraus einzeln:

I. II. Auf der Düne, 2 Bde. Geh. 2 Thlr.
III. Clara Vere. Geh. 1 Thlr.
IV. In der zwölften Stunde. Geh. 1 Thlr.
V. Röschen vom Hofe. Eleg. geh. 1½ Thlr.

— — Die von Hohenstein. Roman. 4 Bände. Geh. 5 Thlr. 20 Sgr.

— — Vermischte Schriften. I. Bd. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Zeising, A., Hausse und Baisse. Roman. 3 Bde. Geh. 4 Thlr.

Bairische Geschichten

aus

Dorf und Stadt

von

Herman Schmid.

Erster Band.

Berlin, 1864.
Verlag von Otto Janke.

I.

Das Wichtel.



1.

Die Sonne ging prachtvoll unter; draußen im Flachlande brannte ein tief goldenes Abendroth und sandte seinen Schein über das Miesbacher Hügelgelände so feurig herein, daß die grasigen Waldabhänge und die baumbekränzten Aenger in doppelter Anmuth leuchteten. Für das liebliche Gebirgsthal des Schliersee's aber reichte die zauberhafte Beleuchtung nicht mehr vollständig aus; nur das Dorf mit dem schlichten schindelgedeckten Kirchthurme und dem Kapellenhügel lehnte sich noch in warmer Vergoldung an den waldlos aufsteigenden Romberg. Die Berge gegenüber dunkelten bereits vollständig; aber der Brecherspitz hob noch seine Felshörner in den lichten Abendhimmel empor, und der Jägerkamp streckte seinen zackigen Grat wie behaglich in dem rothen Schimmer aus. Dazwischen lag der See wie ein im Flusse begriffener halbdunkler

Metallguß und spiegelte Himmel und Ufer, verlöschendes Licht und wachsenden Schatten, einmüthig und beruhigt in seiner Tiefe wieder.

Auch um die Halbinsel, zum Freudenberg genannt, die sich dem Dorfe gegenüber weit in den See erstreckt und ihn in zwei Buchten scheidet, schwebte noch der letzte Glanz des Abends. Auf dem grasigen, ringsum ziemlich rasch gegen die Gestade abgedachten Hügelvorsprung stand ein einfaches ländliches Haus, umgeben von jungen schön gezogenen Obstbäumen, im Rücken durch eine starke Gruppe mächtiger Tannen verborgen und gedeckt. Die Fenster blitzten weithin, und es war noch wohl hell genug, um an der weißen Hauptwand des Hauses den geschnitzten und bemalten Hirschkopf mit stattlichem Geweih erkennen zu lassen, der die Försterwohnung ankündigte.

Aber auch ohne dies Zeichen wäre nicht zu verkennen gewesen, daß die Jägerei ihren Sitz hier aufgeschlagen hatte, denn von der Rückseite des Hauses her krachte Schuß auf Schuß und das Echo in den Bergen kam nicht zu Ende, dieselben an den Wänden und Hängen hinrollen zu lassen. An den dort angebrachten Schießständen waren einige Bursche und Männer des Dorfs und der Umgegend versammelt, um den ver-

trauten Stutzen für morgen einzuüben, denn morgen war Johanni, und da war großes Scheibenschießen auf dem Freudenberg, zu dem jedes Jahr die Schützen und Schützenfreunde von weit herbeizukommen nicht versäumten.

Es galt zu eilen, wer noch zu einem letzten Schusse kommen wollte; die Abendhelle verlosch immer rascher und rascher, und es fing schon so stark zu dämmern an, daß ein scharfes Auge dazu gehörte, im Anschlage noch das Absehn auf dem Stutzen und das Schwarze in der weitentfernten Scheibe zusammenzunehmen. Die meisten hatten ihre Schüsse gemacht und standen nun beisammen, die Stutzen in den pulvergeschwärzten Händen, plaudernd von Glück und Geschick in deren Handhabung und von all den kleinen Zufällen und Fährlichkeiten, die niemand häufiger und seltsamer begegnen, als den Schützen.

Etwas bei Seite, unbekümmert um die Andern und ihr Gespräch, stand am Eingange des Schießstandes ein schlanker Mann in der damals — es mögen seitdem wohl dreißig Jahre verflossen sein — fast ohne Ausnahme üblichen schönen Tracht jener Gebirgsbewohner. Die leichte frei hängende Joppe von grauem Tuch mit grünem Kragen und Besatz zeigte breite Schul-

tern und einen arbeitgewohnten Körperbau; straff und kräftig streckten sich die Beine in den kurzen ledernen Hosen, und die fußlosen, unter dem nackten Knie beginnenden Wadenstrümpfe zeigten die Runde der Uebung und der Gesundheit. Das bekannte grüne Hütchen, stumpf zulaufend und mit schmaler Krempe, saß auf wirrem dunkelbraunem Lockenhaar, über einer etwas scharf gebogenen Nase und blauen Augen von keckem herausfordernden Feuer. Der Mann war erst wenige Minuten zuvor gekommen, hatte nach den nägelbeschlagenen Bergschuhen und dem hohen Bergstock zu schließen, eine weite Fußwanderung zurückgelegt und sah nun wie brütend und nachsinnend durch die Schießluke nach den Scheiben hinaus. Die Gedanken aber waren unverkennbar nicht bei dem, was er sah, sondern schienen etwas Vergangenes und Unangenehmes zu verarbeiten, als das Hinzutreten eines Schützen ihn aufstörte, daß er beinahe schreckhaft auffuhr und nach dem Kommenden umsah.

Es war der älteste Jägerbursche der Försterei auf dem Freudenberg, ein kleines hageres Männchen mit fast kahlem Kopfe und einem schmalen Gesicht, von dem nicht viel mehr zu sehn war, als der ungeheure mit sichtlicher Sorgfalt gepflegte, schneeweiße Schnauz-

bart und unter den Augenbrauenbüschen von gleicher Farbe ein paar graue listige Augen.

„Grüß Gott, Urbani," sagte der Mann zu dem Jäger „willst noch keine Ruh geben heut?"

„Auch so viel grüß Gott," erwiderte der Angeredete, „Gebetläuten ist noch nicht vorbei, also kann man sein Pulver und Blei immer noch hinausschicken. Wo bist g'steckt, Leiten-Müller? Du bist doch sonst allemal dabei, wenn's kracht und hast Dich heut den ganzen Abend nit sehen lassen?"

„Ich komm' über die Kreuzalm her," sagte der Müller unmuthig, „hab' einen Metzgergang gemacht, nach Tegernsee hinüber zu meiner Goth und es ist mir auch gar nicht schießerisch — aber weil Du doch gerad' die geladene Büchs da hast, laß mir den Schuß. Ich will mein Glück probiren."

„Meinetwegen," entgegnete der Jäger, ihm den Stutzen überlassend; „wirst aber nimmer viel machen können, es ist ja schon ganz grau, daß man eine schwarze Katz' kaum mehr laufen sieht! 'S ist mir nur drum, daß der Schuß nicht über Nacht im Rohr bleibt, denn Du weißt es wohl: „Schuß im Lauf setzt Unglück auf."

Der Müller hatte rasch den Bergstock weggelehnt,

war in den Schießstand getreten und lag schon im Anschlag. Die Anwesenden hatten das Gespräch mit angehört und waren näher getreten, neugierig nach dem Erfolg des gewagten Schusses. Jetzt krachte derselbe hinaus, und im Augenblicke antwortete von draußen ein zehnmal stärkerer Knall; hinter der Scheibe stieg eine weiße Rauchwolke auf und vermischte sich mit der, welche von der Büchse empor flatterte; das Echo aber rollte den Doppelklang wie erfreut durch die Berge hin. Der an der Scheibe angebrachte und durch einen Draht mit ihr verbundene Böller hatte sich selbst entladen, zum Zeichen, daß der Punkt getroffen war.

„Teufelskerl, der Leiten-Müller!“ rief der Förster, während Urbani den Stutzen wieder in Empfang nahm und mit Vorsicht abwischte, als wenn er ihm dafür schmeicheln wollte, daß er sich so wacker gehalten. „Teufelskerl, schießt in der halben Finsterniß auf sechzig Gänge noch den Punkt! An dem ist ein Jäger verloren gegangen!“

„Was ist da zu verwundern?“ sagte ein großer breitschultriger Bauer. „Er ist ja auch im Schießstand' und auf der Kegelstatt mehr daheim, als in seiner Mühl'!“

Der Förster lachte. „Aergre Dich nicht, Graben-

öder," rief er, daß Dich der Müller hinuntergethan hat. Mit dreißig Jahren sind halt die Augen noch schärfer und der Arm fester als mit sechzig."

„Na es wird bald aus sein mit dem übermüthigen Menschen," sagte der Bauer wieder. „Ausgepfändet ist er so schon, daß er fast nichts mehr hat, als was niet- und nagelfest ist, und ich hab's heut in Miesbach drinnen auf dem Landgericht gehört, in vier Wochen wird ihm die Mühl' verkauft."

„Im Grund ists doch Schade um ihn, daß er so in der Liederlichkeit zu Grund geht!" erwiderte der Förster. „Vielleicht kann er Mittel machen und zahlen, daß er doch auf dem Anwesen bleibt."

„Mittel machen?" schrie der Bauer unwillig. „Wo soll er Geld hernehmen? Es sind schon mehr Schulden auf der Fretten von einer Mühl', als sie werth ist. Kein Mensch gibt ihm einen Gulden. Es ist auch besser, wenn er weiter kommt, es ist schon wegen des schlechten Beispiels in der Gemeind'!"

„Na meinetwegen, er mag sehn, wie er draus kommt," antwortete der Förster. „Gehn wir aber jetzt hinein, es wird schon ganz finster, und eh' ihr geht, Leute, müßt ihr noch das Fässel Bier verkosten, das

ich heut ganz frisch von Miesbach herein bekommen habe." — Die Männer und Bursche stimmten bei und gingen dem Hause zu. „Ich muß ohnehin noch bei Dir zuwarten, Forstner," sagte der Grabenöder. „Meine Tochter, die Lies', ist in den Heimgarten hinüber auf den Kranzberg und will mich abholen."

Der Leiten-Müller hatte von dem ganzen Gespräche nichts gehört. Er war unmittelbar nach dem Schusse, ohne sich um die Bemerkungen und Lobeserhebungen zu kümmern, weggegangen und hatte an dem langen Tisch vor dem Hause Platz genommen. Es war nun vollends Nacht, dunkelblau und sternbesäet ruhte der Himmel wie ein Gewölbe auf den Bergsäulen; über den Tannen des Rombergs stand der Vollmond und schlug eine breite weithin flimmernde Brücke über den eingeschlummerten See. Die auf der ganzen Gegend liegende feierliche Ruhe blieb aber ohne Einfluß auf den finster vor sich hinbrütenden Mann; er schien immer mehr in seine unheimlichen Gedanken zu versinken und fuhr nur manchmal daraus empor, um aus dem vor ihm stehenden Maßkruge einen starken Zug zu machen. Die Uebrigen nahmen am andern Ende des Tisches Platz und begannen ein lautes, fröhliches Geplauder, aber niemand lud den Müller ein, näher zu

rücken, niemand fand Zeit zu einer Frage nach seinen Sorgen und Gedanken. Er fühlte es wohl und rächte sich dadurch, daß er ihnen den Rücken zuwendete und so sichtbar zu erkennen gab, daß auch er sich nicht um sie kümmere; aber eine unsägliche haßerfüllte Bitterkeit fraß ihm am Herzen und schwoll ihm zu Kehle und Stirne empor. Immer häufiger griff er nach dem Kruge und trank immer hastiger, um sich für einige Stunden die Ruhe der Betäubung zu verschaffen.

Geraume Zeit war vergangen, als der Hund am Försterhause anschlug, und bald darauf ein junges stattliches Bauernmädchen aus dem Tannenschatten gegen das Haus heran kam. Schon von ferne waren trotz der Dunkelheit die feinen Umrisse der Gestalt zu erkennen; als sie aber an den Tisch herantrat und der Schein des Lichtes ihr in das jugendlich blühende Gesicht fiel, da war nicht Einer unter den Anwesenden, dessen Augen nicht mit Wohlgefallen auf der schönen Erscheinung geruht hätten. Die Alten nickten dem Mädchen wohlwollend zu, die Bursche grüßten sie so freundlich sie konnten, und mancher mochte sich des Wunsches nicht erwehren, daß Liesels Augen ihm einen Vorzug vor den Uebrigen geben möchten. Das Mädchen aber blickte gleichgültig über die Gäste hin, als

wenn sie dieselben mustern wollte, und reichte lachend dem Vater die Hand zum Gruße. Auch ans untere dunkle Ende des Tisches streifte ihr Blick, wo der Müller bei ihrer Ankunft sich hoch aufgerichtet hatte und ihr nun fest entgegen sah. Er war bereit sie zu grüßen und wartete nur, daß sie auch ihm wie den Andern zunicken werde, aber das Nicken blieb aus. Sie kannte ihn so gut wie jedes Kind im Dorfe, aber sie sah ihn an, als wenn sie einen wildfremden Menschen vor sich hätte, und empört wandte sich der Müller wieder ab, indem er verächtlich vor sich hinmurmelte: „Hochmüthiges Weibsbild!“ — Sie hatte das Alles aber gar nicht beachtet, sondern rief dem Vater zu: „Ihr sitzt ja bei einander, als wenn Euch die Tauben zusamm' tragen hätten: aber meinst nicht, Vater, daß es Zeit wär zum Heimgehn?“ —

„Sackerlot, Grabenöder,“ rief einer der Bursche, „mach', daß Du Dich zusammen richtst, Dein' Tochter führt ein strenges Kommando! Wenn die einmal einen Mann hat, die holt ihn aus dem Wirthshaus, wenn er um Betläuten noch nicht daheim ist!“

„Meinst Du, Sepp?“ antwortete Liesel rasch. „Es könnt' auch sein, daß ich's nicht thät'; leicht, daß ich das Haus zusperren thät' und ließ' den nassen Bruder

ganz und gar da, wo er eigentlich daheim wär' — im Wirthshaus." — Man lachte, das Mädel aber wendete sich zur Thür. „Ich muß doch der Frau Forstnerin grüß Gott sagen, weil ich einmal da bin." Damit trat sie in's Haus, von dem dienstfertigen Förster begleitet, der es sich nicht nehmen ließ, gegen die reiche Bauerstochter aufmerksam zu sein und die Försterin herbei zu rufen.

„Ein Prachtmädel Deine Tochter!" sagte einer der Bauern zum Grabenöder, der sich mit der einen Hand den Hut zurecht rückte, und mit der andern vergnügt auf dem Tisch trommelte. „Sie ist sauber wie ein Bild, ist brav und, wie mir meine Weiberleut erzählt haben, denn die wissen alles, ist sie in der Wirthschaft daheim wie Eine und greift überall selber mit an."

„Ja, Schwaiger," antwortete der Alte, „sie ist brav und ich darfs wohl sagen, daß mich mein Leben just des Mädels wegen noch einmal so g'freut. Sie ist gut und willig und schafft wie ein Feind, obwohl sie's bei mir nicht nöthig hätt'."

„Das weiß man schon," lachte der Andere; „die wird einmal einen schönen Scheffelsack mitbekommen voll Kronthaler!"

„Ich kann meinem Sohn, dem Hies, nicht weh thun ihretwegen, wenn er einmal den Grabenöder-Hof übernehmen und behaupten soll, aber so viel wirds schon leiden, daß man mich nicht als einen Bettelmann ausrichten kann. Und wenn Einer kommt, der seinen schönen wohleingerichteten Hof hat, will ich nicht Nein sagen, wenns mich auch hart ankommen wird, und will schon sorgen, daß sie sich bequem hineinsetzen kann. Aber jetzt hab' ich ausgetrunken und will nachschaun, ob sie drinnen fertig geworden ist mit ihrem Grüß-Gott sagen!"

Er trat in's Haus, an dessen Schwelle der Förster wieder erschien und dort einen Augenblick stehen blieb, um die Witterungs-Anzeichen für den kommenden Tag zu beobachten. „Es gefällt mir nicht recht," sagte er; „der See sieht so fleckig aus. Wer noch ein Grummet draußen hat, mag immer schauen, daß er's herein bringt."

Inzwischen war der Müller aufgestanden und kam gegen den Förster heran. Er taumelte etwas, aber er vermochte noch vollkommen sich aufrecht zu erhalten und rief ihm mit etwas schwerer Zunge zu: „Seid so gut, Herr Forstner, auf ein Wort!"

„Was wollt Ihr von mir, Leiten-Müller?" fragte

der Angerufene, indem er mit ihm einige Schritte beiseite trat.

„Ich versteh' die Frag' ganz wohl," erwiderte der Müller bitter. „Ihr wundert Euch, was ein armer Teufel, wie ich, von Euch wollen kann; aber es thut nichts, sie machens alle so, ich bins fast schon g'wohnt."

„So hab' ich's nicht gemeint, Müller," schaltete begütigend der Förster ein.

„Gebt Euch keine Müh' meinetwegen — es ist auch nichts Wichtigs, was ich von Euch will. Ihr habt mir einmal meine Taschenuhr abkaufen wollen. Ich hab' sie nicht hergegeben — aber jetzt könnt Ihr sie haben."

„Was? Habt Ihr mir damals nicht gesagt, sie sei ein Erbstück von Eurem Vater?"

„Das ist sie auch, und ich hätt' sie gern erhalten, aber ich hab' kein Glück mit meinen Erbstücken. Sie rinnen alle in meinem Mühlbach hinunter, bis die Mühl' und der Müller nachkommen."

„Ich kaufe Euch die Uhr ab," sagte der Förster nach kurzem Besinnen; „sie ist nicht viel werth, aber ein seltenes altes Werk, und ich bin ein Liebhaber von solchen Raritäten. Bringt sie mir morgen, und ich gebe Euch dafür, was ich das erstemal geboten habe, und wenn Ihr sie einmal wieder auslösen wollt, will

ich Euch das väterliche Erbstück nicht vorenthalten. Aber mit den paar Gulden könnt Ihr Euch ja doch nicht helfen."

„Helfen!" lachte der Müller, „daran denk' ich nicht, aber das Schießen will ich morgen mitmachen und muß mir Pulver und Blei kaufen."

Unbemerkt war der Grabenöder aus dem Hause gekommen und hatte die letzten Worte gehört; Liesel stand noch in der Thüre und nahm Abschied von der Försterin. — „Ei der tausend!" rief der Bauer spöttisch, „also machst Du doch das Schießen mit? Hast Du denn Deinen Stutzen noch? Ich habe gemeint, die Auspfändung hätte ihn Dir schon lang weggenommen?"

Als wären diese Worte ein plötzlicher heftiger Schlag an seine Stirn, so taumelte der Müller zurück, daß ihm der Hut nach hinten vom Kopfe fiel. Das war jedoch nur ein Moment, im nächsten hatte er sich wieder zusammengerafft und sprang mit einem wilden unartikulirten Aufschrei auf den Bauern los. Seine Augen rollten vor Zorn, die vorgestreckten Arme zitterten fieberisch und die Lippen zuckten wie im Wahnsinn. Eh' er aber den Bauern, wie er zu beabsichtigen schien, am Halse gefaßt hatte, war Liesel dazwischen

gesprungen und stand mit hochgeschwungenem Arme abwehrend vor ihm. „Was willst, wüster Mensch?“ rief sie. „Willst Dich an dem alten Mann vergreifen?“

Sie war todtenbleich geworden, aber ihre Augen funkelten so muthig, daß es dem Müller war, als würde ihm eiskaltes Wasser über den Kopf gegossen. Er ließ die Arme sinken und beide standen einen Augenblick regungslos sich gegenüber und maßen einander mit feindselig erwartenden Blicken. Der Müller regte sich zuerst. Stolz wie ein Gebieter von seinen Untergebenen wendete er sich um, ging wieder an seinen Platz und setzte sich so ruhig nieder, als ob nichts vorgefallen wäre. Auch die andern schwiegen; der Grabenöder nahm etwas gedrückt Abschied und ging mit Liesel den Hügel hinab. Bald rauschten durch die Nachtstille die Ruderschläge des Kahnes herauf, der Beide über den See nach dem Dorfe trug.

Vor dem Försterhause setzten sich die jüngern Leute noch einmal zusammen; auch der alte Urbani hatte seine Vorbereitungen für den kommenden Tag beendigt, und kam nun mit seinem Pfeifenstummel angerückt. Der Müller hatte die Arme auf dem Tisch gekreuzt, legte das Gesicht darauf und schien eingeschlafen zu sein. Nebenan entspann sich ein Gespräch über das Vorge-

fallene, anfangs etwas leise aus Rücksicht für ihn bald aber auch lauter, als eine Theilnahme bei ihn nicht zu bemerken war.

„Daß ist doch gewiß," sagte einer der Bursche „ich hab's von meiner Mutter, daß die verstorbene Müllerin die meiste Schuld hat an der schlimmen Wirthschaft. Sie muß ein recht böses Leut, ein rechter Geizteufel gewesen sein. Da hat's halt den Veri auch nicht recht freuen können daheim, und so ist er immer tiefer hineingekommen!"

Der alte Jäger schüttelte den Kopf und blies starke Rauchwolken vor sich hin. „Ja ja," meinte er dann „die Müllerin hat ihm den Segen nicht in's Haus gebracht, und es war recht gut, daß der Unfrieden nicht länger gedauert hat, als ein anderthalb Jahr. Der alte Müller hat gemeint, was er Wunder thut, wenn er dem Sohn die reiche Frau gibt; aber die paar tausend Gulden waren gar bald verthan, weil kein Zusammensehn war, und dann ging das Leidwesen an — aber schuld war die Müllerin doch nicht so recht — das weiß ich besser."

„Wer ist dann schuld?" fragten einige.

„Ich kann's Euch wohl sagen und vielleicht habt Ihr auch schon davon gehört, ... auf der Leiten-

mühle hat einmal ein Wichtel gehaust, und weil das vertrieben worden, ist auch das Glück und der Segen fort."

„Ein Wichtel? Ist das nicht ein Geist?"

„Das Wichtel ist ein Hausgeist, aber ein guter. Es läßt sich vor niemand sehn; aber bei Nacht, wenn alles im Hause schläft, da kommt es hervor und räumt auf und macht, daß alles sauber ist und rein, und wenn man morgens aufsteht, ist die Arbeit schon halb gethan, und was in einem solchen Hause angefangen wird, das muß gerathen und einschlagen."

„Aber das sind Gespenstergeschichten, an denen kein wahres Wort ist."

„Das müßt Ihr dem alten Urbani nicht sagen!" rief dieser unwillig. „Wenn man so lang in der Welt mitläuft wie Unsereiner, da erfährt und sieht man allerhand und zumal ein Jäger. Glaubt Ihr, man ist umsonst draußen im Wald zu jeder Stund', in der Nacht? Da geht manches an einem vorbei, wo keiner von Euch sich hinzuschaun getraut? So ist's auch mit den Wichteln, und wenn ein christlicher Jäger reden dürfte, könnt' ich Euch allerlei erzählen."

„Und ein solcher Hausgeist ist in der Leitenmühle?"

„Gewesen! Ich habe selbst noch den alten Müller,

den Großvater des jetzigen gekannt. Der war Soldat gewesen und weit in der Welt herumgekommen, und der hat das Wichtel in die Mühl' gebannt."

„Und jetzt ist es nicht mehr dort?"

„Die Tochter des Alten, die Mutter Veri's hat's vertrieben. Die Wichteln können's nicht leiden, wenn man ihnen nachstellt und neugierig ist und sie sehn will. Sie verlangen nichts, als daß man ihnen jeden Abend ein Schüsselchen mit Mehl hinstellt, das leeren sie dann aus über Nacht. Die Müllerin aber wollte das Wichtel sehn und hat um das Schüsselchen herum Vogelleim auf den Boden gestrichen und Mehl darüber gestreut, damit das Wichtel hängen bleiben sollte. Am andern Tage hat man auch die kleinen Füße des Geists gesehn in dem Vogelleim, und wie er sich abgequält hat, wieder loszukommen ... aber von der Stund' an war er verschwunden und hat sich nie wieder sehn lassen, und drum geht alles den Krebsgang auf der Leitenmühle."

„Dann soll der Veri eben zusehn," meinte Einer, daß er das Wichtel wieder hineinbannt."

„Ja wenn das so leicht wäre!" sagte der Jäger, „indem er aufstand und die Pfeife ausklopfte. „Wenn Einer in der Freitagsnacht auf einen Kreuzweg ginge

und die Courage hat, ihm Mehl hinzustreuen und es dreimal zu beschwören bei den heiligen Erzengeln Michael, Raphael und Gabriel, der kann es vielleicht zuwege bringen ... Aber ich möcht's keinem rathen, denn wer's nicht durchführen kann, den macht der Schrecken über Alles, was er dabei sehn und hören muß, verwirrt, und kein Doktor und kein Pfarrer auf der Welt bringt ihn wieder zurecht."

Man wünschte sich gute Nacht, ging und bemerkte erst im Gehn, daß der Leiten-Müller wie zuvor unbeweglich auf dem Gesichte lag. „Laßt ihn liegen," sagte der Eine, nachdem man ihn vergebens gerüttelt hatte; „die Nacht ist warm, und wenn er ausgeschlafen hat, wird er sich schon nach Hause finden."

Bald verhallten die Stimmen und Fußtritte der Gehenden; auch im Forsthause erloschen die Lichter. Da richtete sich der Müller auf, sah nach den Fenstern empor und murmelte: „Es ist manchmal doch recht gut, daß nicht alle Leut' schlafen, die die Augen zu haben!" Einen Augenblick später war er in entgegengesetzter Richtung im Walde verschwunden.

2.

Der folgende Nachmittag lag glänzend über dem Thale und hatte die Wetterprophezeihung des Försters vollständig zu Schanden gemacht. Besonders von den Höhen aus bot die Gegend einen ungemein reizenden Anblick. Die Berge lagen wie ein phantastisch geformter Rahmen um den angenehm gerundeten See, dessen Sonnenglanz sich in dem weithinein reichenden Wiederschein der Wälder wohlthuend brach, und über den hin das Auge gern auf den dunkeln Tannenstreifen ausruhte, der sich als Schluß hinter dem einsamen Fischhauserkirchlein hinzieht. Alles lag schweigsam und regungslos, nur hie und da glitt ein kleiner Nachen mit leichten Ruderschlägen über das Wasser, und vom Freudenberg herüber knallten die Büchsen vom Festschießen.

Auf der gemauerten Terrasse eines schönen Bauernhauses, im Schatten einer riesenhaften Buche und unter dem weit vorspringenden Dache saß Liesel, das Strickzeug in den Händen, das sie aber häufig in den Schooß sinken ließ, um nachdenkend über die Gegend hinzublicken. Es war der Grabenöderhof, also genannt, weil er einsam über der halben Berghöhe lag und

hinter ihm eine tiefe Waldschlucht abstürzte, in der ein Wildbach wie in einem Graben hinunterbrauste, um am Fuße des Berges einige Mühlen zu treiben. Das stattliche durchaus gemauerte Haus mit den altersbraunen Fensterläden und der herumlaufenden hölzernen Gallerie sah so gebieterisch wie ein kleines Schlößchen auf alles hinab, was tiefer lag, daß es wohl begreiflich war, wenn etwas davon auch in die Sinnesart des Eigenthümers übergegangen war.

Liesel war allein; nur eine alte Magd wirthschaftete drinnen im Hause herum, die andern Bewohner alle hatte der schöne Tag hinausgelockt und nach allen Richtungen zerstreut.

Dem Mädchen war eigenthümlich zu Muthe.

Sie war an demselben Platze schon hundertmal gesessen und hatte alle ihre Lieder und Reime, die sie wußte, vor sich hingesungen, daß es hallte, aber heute wollte das Singen ebensowenig von Statten gehn als das Stricken — mitten im Gesätzel brach sie wie unwillkürlich ab, und das Strickzeug kollerte mehr als einmal unbeachtet zu Boden. Allerlei Gedanken und Bilder traten ihr vor die Seele, von denen besonders eines hartnäckig wiederkam, so oft sie sich auch davon losmachte und sich selber ausschalt, daß sie es nicht

aus dem Gedächtniß bringen konnte. Dieß Bild war der Leiten-Müller, wie er am Abend zuvor als ein Wüthender vor ihr gestanden war und sich dann so mir nichts dir nichts abgewendet hatte, als wenn sie gar nichts mit einander zu thun gehabt hätten.

„Wenn ich nur wüßte, was er sich gedacht hat, der Wüstling!“ murmelte sie vor sich hin. „Er hat mich angeschaut, als wenn er hätt' sagen wollen: Du bist mir viel zu wenig, als daß ich mich an Dir vergreifen sollt'. — Wenn ich das gewiß wüßte, ich wollt' schon eine Gelegenheit finden und es ihm eintränken! Aber,“ unterbrach sie sich selbst und setzte die Nadeln wieder in Bewegung, „was kümmert mich der Leiten-Müller und seine Gedanken!“ — Munter begann sie nun:

„Im Thal hat's ein' Nebel,
Auf'm Berg ist's schon klar,
Und was d'Leut von uns red'n,
Das ist auch nit all's wahr!

„Und unsre Herzen wann Glöckerln wär'n —

. . . „Und wenn er sich so denkt hätt', wär's denn Unrecht g'wesen? Der Vater hat ihn auch schwer auf's Herz getreten — es war ihm wohl zu verzeihen, wenn er wild worden ist. Und wild war er nicht wenig, die Augen haben ihm nur so gefunkelt, und gefiebert hat

er am ganzen Leib und doch ist er wieder ruhig g'wesen, wie man die Hand umkehrt, bloß weil ich ihm abgeboten hab'. ... Und er könnt' sich ja auch denkt haben: na, ich will nachgebn und Frieden machen, weil Du —" — Wie abwehrend fuhr sie sich über die Stirne und hub wieder an:

„Und unsre Herzen wann Glöckerln wär'n,
Das wär a' Freud',
Was gebet das manchmal
Für ein wunderschöns —"

Sie vollendete nicht, die Stimme sank zum Unhörbaren herab; tiefsinnig stützte sie den Kopf in die rechte Hand und zog mit der Stricknadel auf ihrer Schürze allerlei Zeichen und Linien, ohne recht zu wissen, was sie that. Sie sah ungemein hübsch aus in der innern Aufregung, die ihr doppelt gut ließ, weil sie meist einen ruhigen und entschiedenen Ausdruck hatte. Ihre nicht eben schönen, aber angenehmen Züge waren röther angehaucht und erweicht, und es war wohl begreiflich, daß der Jäger, der eben mit Büchse und Waidtasche um die Hausecke herumkam, einen Augenblick stehen blieb, um sie ungestört zu beobachten. Es war der alte Urbani. Als er sah, daß sie ihn nicht bemerkte, setzte er behutsam das Gewehr an die Wand, drehte den

weißen Schnauzbart in die Höhe, und ein Lächeln gutmüthigen Spotts flog über seine Runzeln. Sein Hund, der wedelnd und schnoppernd heransprang, verrieth ihn.

„Machst Kalender, Liesel?“ rief er lachend. „Ist ja doch noch zu früh um Johanni!“

„Je eher man dazu thut, je bälder wird man fertig,“ lachte sie entgegen. „Setz' Dich her und hilf mir Kalender machen — ich hab' allweil studirt, was ich für Wetter hinein thun soll. Aber ich wundre mich, wo Du herkommst, Urbani, ich hätt' Dich da drüben auf dem Freudenberg gesucht beim Schießen!“

Der Alte setzte sich neben sie. „Ich bin ein närrischer Kerl,“ sagte er, „der seine eigenen Mucken hat. Ich mag nicht schießen am Sonntag, man soll an dem Tag nicht arbeiten, und meine Arbeit ist die mit dem Gewehr. Also — verstehst Du mich?“

„So halb und halb. Du bist doch im Wald gewesen mit der Büchs?“

„Ja, aber nicht zum Schießen, am Sonntag soll das liebe Thier auch seine Ruh' haben. Da geh' ich dann zu meinem Plaisir hinaus und lauf im Wald herum und hab' mein stilles Vergnügen an den schönen Bäumen, und damit ich nicht ganz müßig bin,

hab' ich mir eine Arbeit ausgesucht, die den Sonntag gewiß nicht entheiligt."

Die herbeigerufene Magd brachte dem Jäger ein Stück Brod und ein großes Glas selbst bereiteten Kirschgeists, der dort der Stolz jedes Hauses ist, und den der Alte nie verschmähte, wenn er beim Grabenöder einsprach.

„Siehst Du," redete er schlürfend zu dem ihn neugierig betrachtenden Mädchen, „siehst Du, ich hab's nie leiden können, wie die neumodischen Forstleut', die aus der Stadt herauskommen, die Waldschläge anpflanzen, in lauter Beeten nach der Schnur und Linie wie die Rekruten unterm Korporalstock. Unser Herrgott hat die schönen Wälder da droben wachsen lassen ohne die Schnur, und sie werden eine Weil' zu laufen haben, bis sie's ihm nachmachen — er hat schon dafür gesorgt, daß der Samen, wenn er reif ist und davon fliegt, an den rechten Ort kommt! Aber manchmal gibt's doch ein Fleckel, wo einem ordentlich was abgeht, wenn kein Baum dort steht, und da muß dann der Forstner nachhelfen. Drum trag' ich immer einige Büchelkerne und Tannzapfen bei mir, und wo ich ein schönes Plätzl finde, leg' ich so einen Kern in den Boden. Es steht schon mancher stattliche Baum da seit den fünfzig Jahren, daß ich in den Bergen herum steig', und oft setz' ich

mich drunter und denk' an die Freud', die vielleicht nach hundert Jahren mancher haben wird, wenn er sich drunter setzt und an den lieben Gott oder an den Forstner denkt, der den Baum hingesetzt hat."

Liesel bot ihm die Hand. „Du bist allemal der rechte Mann, Urbani," sagte sie, „und wenn ich einmal heirath', mußt Du bei der Hochzeit sein, und wenn's hundert Stunden weit wär."

„Das versprech' ich Dir," erwiderte Urbani aufstehend, „heißt das, wenn Du's nicht mehr gar so lang anstehn läß'st, denn mit fünfundsiebzig Jahren kann alle Tag der Marschbefehl kommen. Aber jetzt b'hüt Dich Gott, ich muß doch noch ein bischen hinüber und dem Schießen zuschaun."

Liesel begleitete ihn bis an den Bergabhang, wo Beide stehn blieben und auf Dorf, Thal und See zu ihren Füßen hinabsahen. „Es gefällt mir gar zu gut," sagte der Jäger, wenn ich so Abends auf das Dorf hinunter sehn kann, und aus jedem Haus der Rauch so kerzengerade aufsteigt. Ich weiß wohl, daß es nur aus der Küche kommt, wo sie das Abendessen herrichten; aber mir fallen doch immer die Brandopfer aus der heiligen Schrift ein, und ich mein', die Leut' hät-

ten sie angezündet, um zu zeigen, daß sie dankbar und zufrieden sind.“ —

Er hielt einen Augenblick inne, während sein Blick auf einem ansehnlichen Gehöfte ruhte, daß am Fuße des Hügels hart am Ausgange des Grabens lag. „Ja ja,“ meinte er dann, „es ist schon so! Aus der Leiten-Mühle da drunten steigt allein kein Rauch auf. Da ist auch der Dank nicht daheim und die Zufriedenheit! Und ich fürcht', sie wird auch so bald nicht wieder kommen!“

„Daran ist wohl der Müller selbst schuld,“ erwiderte Liesel. „Er ist ein Wildling. Alle Welt weiß, wie er seine erste Frau geschlagen und mißhandelt hat, und wie ungeschlacht er ist, hab' ich erst gestern selber erfahren.“

„Ungeschlacht? Ich mein', Du könntest eher vom Gegentheil reden. Er war doch zornig wie ein brennender Löwe, und ich an seiner Stelle, ich wär's wohl auch gewesen. Aber Du bist ja nur vor ihn hingestanden und hast ihn angeschaut, und er ist still geworden wie ein Lampel. Kannst Dir was einbilden darauf, Liesel — wenn ich ihm gegenüber g'standen wär', ich weiß wohl, um meine Augen würde er sich nicht viel gekümmert haben.“

Das Mädchen schwieg. Aber sie konnte sich einer angenehmen Empfindung nicht erwehren, ihre eignen Gedanken und Vermuthungen ausgesprochen zu hören.

„Und was das Schlagen betrifft,“ fuhr der Jäger fort, als sie nichts erwiderte, „und das Mißhandeln seiner ersten Frau, so ist das auch eine eigene Sach' und mehr Gered' von den Leuten. Ich hab' die Müllerin gekannt und weiß, daß sie eine böse bissige Person war. Bin einmal vorbei gegangen an der Mühl' und hab's selbst mit angesehn. Es war um die Kirschenzeit, und der Veri hatte die Leiter angelehnt an den großen Kirschbaum und stand zu höchst droben auf der letzten Spreißel. Er wollte eben nach einem Zweig langen, da spürte er, daß die Leiter unter ihm zu weichen anfing. „Halt mir die Leiter!“ rief er der Müllerin zu, die mit offenem Mund in der Thür saß und sich die Sonne in den Magen scheinen ließ. Die rührte sich aber nicht und ließ ihn gut schreien, daß die Leiter umfiel und der Müller wegspringen mußte, um nicht Hals und Bein zu brechen. Er riß im Fallen ein Dutzend der schönsten Zweige mit herunter, bis er sich an einem starken Aste festhalten konnte. Wie er dann auf festem Boden stand, da hat er ein Gesicht gemacht, so ungefähr wie gestern, und ich hab's ihm

meiner Seel' nicht verdacht, daß ihm die rechte Hand ein wenig ausgerutscht ist, wie er zur Thüre hinein ging! . . . Aber was fragst Du darnach, wie der Veri mit seiner Alten gehaust hat, und ich verschwätze die beste Zeit mit Dir! — Also guten Abend, und mach', daß ich bald meinen Feiertagsrock ausklopfen darf zu Deiner Hochzeit!"

Er schüttelte dem Mädchen derb die Hand und ging. In allerlei unklaren Vorstellungen und Gedanken stieg sie die Anhöhe wieder hinauf, dem Hause zu, wurde aber im Augenblick durch eine neue Erscheinung in Anspruch genommen. Von der andern Seite des Abhanges herauf kam ihr der Vater entgegen, hinter sich einen Bauernbuben, der ein seidenes Halstuch an einer weiß- und blaubemalten Fahnenstange trug, von welcher, zierlich in rothseidne Bändchen gefaßt, einige blanke Thaler herunter hingen. Am Hause begegneten sich Beide, und Liesel bemerkte zu ihrem Erstaunen, daß trotz des gewonnenen Preises das Gesicht des Bauern keineswegs vergnügt aussah, sondern einem gewitterschweren Gewölke glich. „Aber Vater," rief sie ihm zu, während er dem kleinen Fahnenträger das Botenlohn reichte, „Du kommst heim mit der Bestfahn'

und schaust doch drein, als wenn Du in Einem fort in's Weiße geschossen hättest!"

„Es ist auch alles Eins!" murrte der Bauer mit unverhehltem Aerger. „Laß mich aus mit der Bestfahn'! Was hab' ich davon, wenn ich's in meine Ohren hinein hören muß, ich hätt' sie nicht bekommen, wenn der Leiten-Müller dagewesen wäre!"

„So hat der Müller nicht mitgeschossen?"

„Freilich nicht; den Stutzen wird er nicht mehr haben und mit einem Zaunstecken kann er nicht auf die Schießstatt kommen."

„Vater, Du solltest so was nicht sagen; das ist nicht recht von Dir, dem Müller bei jeder Gelegenheit so sein Unglück vorzurupfen!"

„So, ich soll wohl noch großes Bedauern haben mit dem Windbeutel? Soll mich wohl bedanken, daß er mir gestern die Faust unter die Nase gehalten hat? Laß mich aus mit Deiner Barmherzigkeit — ich bin nicht so weichherzig, wie Du, und kann's erwarten, bis die Zeit kommt, daß ich ihn an den Abend vor St. Johanni erinnern darf." Er ging unmuthig in's Haus, die Treppe hinauf, wo man ihn eine Zeit lang hin und her gehn, Kästen und Thüren aufmachen und wieder zuschlagen hörte. Sie lachte kopfschüttelnd vor sich

hin und wollte eben in's Haus, als eine feine klagende Stimme vom Walde her sie nochmals anhielt.

Sie blickte nach der nahen Tannenspitze, von woher der Laut kam und sah in dem einbrechenden Abendschein ein ärmlich gekleidetes Weib auf das Haus zuwanken, einen kleinen Knaben in völlig zerrissenen Kleidern an der Hand führend und mit einem über den Rücken gebundenen Tuche, worin sie ein kleineres Kind trug. Der Knabe hinkte und weinte bitterlich, das Kind war ruhig.

Das Weib näherte sich dem Hause und brach auf der Grät vor Müdigkeit zusammen, daß sie einen Augenblick mehr lag als saß. Schnell jedoch nahm sie das Tuch ab, um nach dem Kinde zu sehn, das tief schlummerte, aber nicht den wohlthätigen Schlummer der Gesundheit, sondern den unheimlichen Schlaf der Erschöpfung und Ohnmacht. Der Knabe hatte sich ebenfalls rasch zusammengekauert und fuhr wimmernd nach dem einen Fuße, den er sich an einem Steine wund gestoßen hatte. Der Anblick war um so ergreifender, als das Weib, obwohl es das Mädchen wahrnahm, wohl gegrüßt hatte, aber durch nichts nach gewohnter Bettlerart aufforderte, an seinem Elend Theil zu neh-

men. Sie trug es still für sich und schien es nicht anders zu wissen, als daß sie es allein zu tragen habe.

Liesel trat mitleidsvoll näher. „Ihr müßt einen weiten Weg her kommen, liebe Frau, und seid wohl recht hungrig und müd'!“

„Ach ja,“ antwortete sie schwermüthig nickend in fremd klingendem etwas gebrochenem Deutsch; „müd' bin ich, daß ich mich am liebsten hinlegen möcht' und nie wieder aufstehn, wenn die armen Würmer nicht wären. Hungrig sind die wohl mehr als ich.“ —

Liesel brachte eilig Brod und eine Schüssel Milch herbei. „Da nehmt einstweilen das,“ sagte sie; „ich will Euch eine gute warme Suppe kochen, das ist nur für den Anfang. Und wenn Ihr nicht weiter müßt, will ich ein Lager drinnen in der Stube zurecht machen für die Nacht — Ihr könnt ja doch nimmer recht fort.“

„O man kann viel, wenn man muß,“ versetzte das Weib, „aber ich dank' Euch, schöne Jungfer, und nehm's an mit Dank. Habe noch nicht gewußt, wo wir bleiben sollen die Nacht. Wie ich aber da herausgekommen bin aus dem Wald und hab' den Kirchthurm und das liebe Dörfchen da unten gesehn, da hab' ich mir gedacht, ich werd' nicht überall umsonst anklopfen,

in der schönen Gegend müssen auch die Leute gut sein und ich habe Recht gehabt."

Sie blickte mit feuchten Augen nach Liesel und dann mit dem vollsten Ausdruck der Mutterfreude auf den Knaben, der seine Schmerzen vergessen hatte und sich, noch die Thränen auf der Wange, Milch und Brod herrlich schmecken ließ. „Schmeckt's Dir, Mischko?" sagte sie matt lächelnd, indem sie ihm die langen schwarzen Haare aus der Stirne strich. „O meine gute schöne Jungfer," fuhr sie dann fort. „Ihr könnt's nicht glauben, wie das thut, wenn man so arm ist und wird einmal an einem Ort nicht geschimpft oder fortgejagt, sondern so freundlich aufgenommen! — Gott vergelt' es Euch tausendmal und laß es Euch immer recht gut gehn. Ach ich bin auch nicht immer in dem Elend gewesen! Mein Vater ist ein reicher Mann weit in Ungarn unten, und ich hätt' es leicht auch gut haben und mich reich verheirathen können, aber der arme Hanusch war mir lieber. Da hat der Vater die Hand abgezogen von mir, und ich bin fort mit dem Hanusch, und wir sind in der halben Welt herumgezogen und haben gehandelt mit Mäusefallen und allerlei Sachen, die er künstlich zu machen wußte. Vor vierzehn Tagen hab' ich ihn in Tirol drinn begraben, und

nun wollt' ich ja gern alle Noth und alles Elend nochmal ausstehn, wenn ich ihn nur wieder hätt' und herausscharren könnt' aus dem Boden! Jetzt aber will ich heim und will schau'n, ob mein Vater noch lebt und ob er mich wieder aufnimmt. Aber gereut hat es mich doch noch nie," schloß sie in Thränen ausbrechend, „daß ich meinem Herzen gefolgt bin, denn er war ein lieber, braver und gar guter Mann."

Tief bewegt hatte Liesel zugehört. „Ich will hinein," sagte sie dann, um loszukommen, „will die Supp' kochen und das Lager herrichten. Bleibt nur ruhig da, bis ich wiederkomm."

Nach einem Viertelstündchen kam sie wieder und trat unter die Thür, mit einer dampfenden Schüssel in der Hand. Sie sah sich nach dem Weibe um, konnte sie aber nirgends wahrnehmen. Statt ihrer saß der Vater auf der Bank neben der Thür' und rauchte gemüthlich sein Abendpfeifchen. „Wo ist sie denn nur hin?" fragte sie.

„Wer?" erwiderte er mit einer Miene, die nicht ohne Verlegenheit war.

„Nun, die arme kranke Frau mit den Kindern!" rief sie.

„Was geht mich das Bettelvolk an," versetzte der

Bauer. „Wenn sie nicht da ist, wird sie wohl fort sein!“

„Fort? Hab' ich ihr doch gesagt, daß ich ihr eine Suppe kochen und ein Nachtlager herrichten will! ... Vater,“ rief sie, indem sie die dampfende Schüssel wegstellte und hart vor ihn hintrat, „ich will doch nicht fürchten, daß Du sie fortgeschickt hast?“

„Laß mich mit dem Zigeunervolk in Ruh!“ murrte der Alte ärgerlich. „Freilich hab ich sie fortgeschickt, ich kann kein solches Gesindel im Hause brauchen, das mich in der Nacht ausstiehlt oder das Dach überm Kopf anzündet. Es ist erst wieder eine strenge Verordnung herausgekommen vom Landgericht, daß man solche Leute nicht behalten soll, und man hört jeden Tag, daß sie da und dort ein neues Schelmenstück ausg'führt haben.“ —

„Aber Du hast ihr dann doch so viel geschenkt, daß sie drunten im Wirthshaus bleiben und zehren kann? Nicht?“ fuhr sie wärmer fort, als er schwieg. „Der reiche Grabenöder hat ein armes krankes Bettelweib fortgejagt ohne jede Gabe? — O Vater, ich darf nicht sagen, was ich mir jetzt denk', weil ich Deine Tochter bin, aber das Herz im Leib thut mir weh, daß ich von meinem leiblichen Vater so was denken

muß!" Der Alte erwiderte nichts; er sah vor sich hin und brummte nur: „Ach was, ich bin heut schon kreuzfuchtig!" Er schien es gar nicht zu beachten, das Liesel in's Haus gegangen war und bald darauf mit raschen Schritten den Bergabhang hinab eilte.

Sie wollte der armen Frau nach und sie wenigstens dafür entschädigen, daß es ihr nicht vergönnt war, ihr Liebeswerk persönlich zu vollenden. Aber wo sollte sie das Weib finden? „Ich will in den Häusern am Wege nachfragen," sagte sie für sich hin; „sie wird wohl irgendwo eingesprochen haben! — Da drinnen wird sie nicht sein," dachte sie weiter, wie sie an dem ersten Hause angekommen war. Es war die Leitenmühle, und rasch wollte sie daran vorüber, als sie bemerkte, daß das Fenster der Wohnstube erleuchtet war. Fast unwillkürlich trat sie näher und sah zum Fenster hinein.

Da war am Boden ein Strohlager zurecht gemacht, und auf darüber gebreiteten Decken und Kissen lag das fremde Weib, neben sich das kleine schlummernde Kind. Auch sie hatte die Augen geschlossen und lag mit dem gelblich weißen Gesicht, über das einzelne Flechten der schwarzen Haare herein hingen, wie leblos da. Nur die Lippen, welche sie leise be-

wegte, und die im Schooße gefaltenen Hände ließen erkennen, daß sie nicht schlief, sondern betete, — wohl für die Seele des armen Hanusch und für die gastliche Hand, die der Müden ein so lang entbehrtes Lager bereitet hatte.

Liesel war in Verlegenheit, wie sie ihr Geschenk anbringen sollte. Sie trat zur weit aufstehenden Hausthüre und sah im Hintergrunde der Hausflur in die von einem lustigen Herdfeuer beleuchtete Küche hinein. Vor demselben stand der Müller und war eifrig beschäftigt, in einer großen Pfanne etwas zusammen zu kochen, dessen Vollendung der daneben stehende Knabe mit Sehnsucht zu erwarten schien. Auch die Thüre der Wohnstube stand offen. Leise trat Liesel in die Flur und auf die Thürschwelle. Von dort konnte sie das Lager des Weibes erreichen, und sie ließ neben dem Kissen ein wohlgefülltes Lederbeutelchen niedergleiten. Niemand sah, niemand hörte sie; schattengleich huschte sie aus dem Hause und lief wie ein gescheuchtes Reh den Berg hinan.

3.

Einige Tage waren seitdem vergangen und hatten Regen mit sich gebracht. Die Wolken hingen tief in

die Berge nieder, ein kalter Westwind fuhr über den Kreuzberg herein, und der See lag glanzlos wie ein mattes graulichés Tuch. Die Bergwasser gingen voll und rauschend und besonders der Leitenbach goß und strömte, daß man das Brausen weithin hörte. Das früher stattliche Gehöft der Leitenmühle bot einen besonders unheimlichen Anblick der Verwahrlosung dar; zumal bei solchem Wetter machten die vielen zerbrochenen Fenster, die schadhaften Läden und Thüren, die Löcher und Risse des Gemäuers einen unfreundlichen Eindruck. Das Gärtchen nebenan war nicht minder verwahrlost und über den halb eingefallenen Zaun wucherten Unkraut und freiwillig aufgegangene Mohnköpfe durch einander. Das Rad war in den Schaufeln lückenhaft und hing moosig und vertrocknet am Wellbaume, denn es hatte seit Wochen keinen Anlaß gehabt, sich zu drehen, und in der nebenan auf hohen Balken gebauten Ableitungsrinne schoß der Bach nach Belieben durch die Löcher in den Fugen und bildete eine Reihe von Wasserstürzen und Tropfenfällen.

Verdrossen schritt der Leiten-Müller auf das einsame Haus zu, schüttelte den Regen vom Hut und schloß die Thüre auf. „Ich weiß auch nicht, warum ich mir die unnütze Müh mach', die Thüre zuzusperren;

es wär schon bald eine Kunst, wenn Einer was zum Mitnehmen fände!“ Nachdem er einigemale von der Flur in die Stube hin und her gegangen war, machte er Feuer an in dem großen grünen Kachelofen, denn trotz des Hochsommers hatte der Regen die Luft empfindlich abgekühlt, und es mochte wohl in den höhern Bergspitzen angeschneit haben. Dann setzte er sich auf die erhöhte Bank, dem Fenster gegenüber und sah in die einsame Dorfgasse und in den Regen hinaus. Finstre unheimliche Bilder zogen vor seiner Seele vorüber, und wenn sich zuweilen eine Mädchengestalt, die Liesel glich, dazwischen drängte, floh sie doch gleich wieder erschreckt vor der finstern Nachbarschaft davon und ließ den Träumer allein. Das Gefühl der tiefsten Verlassenheit kam in seiner ganzen Gewalt über ihn mit dem schlimmsten Begleiter, der vergeblichen Reue und Selbstanklage.

Wie es allmählig dämmrig wurde und der Schein des Feuers mit sonderbar abwechselnder Färbung die schmucklose Stube beleuchtete, da kam es ihm vor, als sei er noch ein Knabe und sitze zur Feierabendstunde auf der Ofenbank, wie er es gewohnt gewesen, wenn er heimgekommen war vom Spiele oder aus der Schule. Er meinte, in der Tischecke unter dem Cruzifix das graue

Haupt seines Vaters zu sehn; die Mutter saß gegenüber, und er hörte, wie sie sich unter einander, weil sie den Peri eingeschlafen glaubten, von der Zeit unterhielten, wo er einmal Besitzer der Mühle sein würde. Wie hatten sie gesorgt und gespart, damit er einmal alles recht ordentlich und wohlbehalten vorfinden solle! Welche Hoffnungen und Erwartungen hatten sie auf den einzigen Sohn, auf seine Tüchtigkeit und auf die guten Anlagen gesetzt, die er verrieth! Wie hatte er sich damals im Stillen des belauschten Gesprächs gefreut — und nun, wie so ganz anders war es gekommen! Das einst wohl bestellte Haus war ruinirt und leer — noch wenige Wochen, und das mit so viel Liebe erworbene, mit so warmem Eifer gehütete Besitzthum sollte in die Hand irgend eines Fremden kommen! Er selbst aber, der Sohn des Hauses, mußte hinaus und sich als Knecht verdingen oder in die weite Welt gehn — aus eigner Schuld, denn er konnte sich's nicht verhehlen, er hatte die Hoffnungen, die man sich von ihm gemacht, bitter getäuscht, und wenn die Eltern auf ihn herabsahn, wie mußten sie ihm zürnen . . . wenn sie wiederkämen, die trauliche Stelle ihres einstigen Erdenglücks zu besuchen,

wie mußten sie trauern über den Verfall ihres mühevollen, von so vielem Schweiße begossenen Werks! —

Der letzte Gedanke ließ den nachsinnenden Müller nicht mehr los; es ward ihm ängstlich zu Muthe, er glaubte im Feuerscheine geisterhafte Schatten an den Wänden hin schweben zu sehn, die Dielen des Fußbodens ächzten, und mit einem Mal fuhr ein rüttelnder Windstoß an das übel verwahrte Fenster. Er vermochte es nicht mehr auszuhalten in der Stube und trat hastig unter die Hausthüre, begierig die Kühlung einathmend, die ihm in seiner Aufregung willkommen war.

Jetzt kam eine dunkle Gestalt den Hohlweg längs des Mühlbachs herab und wollte an der Mühle vorüber. „Wie," rief der Müller dem Vorübergehenden zu, „bin ich Dir auch schon zu schlecht, daß Du gar nicht einmal mehr einkehren oder still stehn magst bei mir?"

„Es ist nicht darum," antwortete der Mann näher tretend und dem Müller die Hand reichend, die dieser eilig ergriff und schüttelte. „Der Urbani geht gern seinen eigenen Weg und fragt nicht nach dem, was andre Leut' thun — aber ich hab' Dich nicht stehn sehn, und wenn man in dem Wetter einige

Stunden im Wald herumgestiegen ist, ist man froh, wenn man den Flausrock auf den Leib bekommt und an den Ofen sitzen kann. Wenn ich aber ganz aufrichtig sein will, so thut's mir immer weh, wenn ich in die Mühl' hineinkomm', Du weißt schon warum."

Beide waren in die Stube getreten und setzten sich an den Tisch, während der Müller Licht machte. „Ich will Dir sagen, wie mir's vorkommt bei Dir," fuhr der Jäger fort. „Ich hab einmal erzählen hören, wenn ein Schiff so schlecht geworden ist, daß es sich nimmer überm Wasser halten kann, dann wandern die Ratten und Mäuse aus, damit sie beim Untersinken nicht mit ersaufen. Die Mühl' kommt mir vor wie ein solches Schiff, und ich möcht's nicht untersuchen, ob noch ein Rattenschwanz drinnen ist!"

Der Müller lachte wild auf, aber er erwiderte nichts.

„Und ist's denn gar nicht mehr zu ändern?" fragte Jener wieder. „Hast gar keine Hoffnung, daß Dir jemand hilft?"

„Keine," antwortete Veri finster. „Ich bin heute wieder den ganzen Tag herum gelaufen, wie der gehende Schuster, und habe überall angefragt und gebeten, wo ich hab' denken können, daß so viel Geld

daheim ist, als ich brauch — ich bin überall abgespeist worden. Die Höflichen haben sich doch noch ein' Ausred' genommen, sie hätten gerad all ihr Geld ausgegeben, und wann ich nur gestern kommen wär, so hätten sie mir leicht helfen können. Die Gröbern aber haben sich kein Blatt vor den Mund genommen und mir manches bittere Wort zu schlucken gegeben. Vielleicht wenn ich mich recht erbärmlich angestellt und schön gethan hätte, daß ich's doch durchgesetzt hätt' — aber das geht mir nicht über die Zunge, und lieber will ich noch zweimal zu Grund gehn!"

„Mich wundert's doch," sagte der Jäger; „das Anwesen ist unter Brüdern so viel werth, daß man leicht die paar hundert Gulden, die Du brauchst, noch drauf leihen könnt."

„Das ist's ja grad, was mich so giftig macht!" rief Veri. „Es wäre noch Sicherheit genug da, aber sie trauen mir alle nicht. Ich hab' gut reden gehabt, daß ich nun gescheidter sein und die Sache besser anpacken wollte — es glaubt mir's niemand, und bloß darum muß ich mich hinauswerfen und mein Väterliches vielleicht um ein Spottgeld verschleudern lassen! Es ist mir aber alles Eins und ich hab' mich schon ergeben gehabt in die Nothwendigkeit . . . nur seit

ein paar Tagen fällt's mir wieder doppelt schwer, und drum bin ich heut wieder herumgelaufen und hab' mir Grobheiten sagen lassen."

„Ist Dir denn in den paar Tagen was Besondres passirt?"

„Ja — aber sag mir zuerst, glaubst Du das wirklich, was Du neulich auf dem Freudenberg drüben erzählt hast — das von den Wichteln?"

„Hast es also doch gehört und Dich nur schlafend gestellt? . . . Na meinetwegen, von mir aus hast Du alles hören dürfen, und was ich von den Wichteln g'sagt habe, das ist wahr und das glaub' ich wirklich."

Der Müller sah einen Augenblick schweigend auf den Boden, dann sagte er flüsternd, indem er sich etwas scheu umsah: „Hast Du nicht gesagt, daß in der Mühl' da ein Wichtel daheim war und daß es vertrieben worden ist? . . . Du darfst mich aber ja nicht verrathen . . . Ich meine, das Wichtel ist wieder da."

„Das Wichtel?" rief der Jäger laut und sprang verwundert auf. „Wie kommst auf den Gedanken, Veri!"

„Schrei nicht so!" erwiderte dieser; „ich will Dir's erzählen. Am Johannistag ist ein fremdes ungarisch Bettelweib mit ein paar Kindern auf die Nacht vor

die Mühl gekommen und hat nicht mehr weiter gekonnt. Ich hab' sie über Nacht behalten und ihrem Buben ein Mus gekocht, sonst hab' ich nichts thun können für sie. Aber während ich in der Küch' gestanden bin, ist das Wichtel zu dem schlafenden Weib hingekommen und hat einen Beutel mit Geld auf das Stroh gelegt."

„Ach was!" rief Urbani und nahm zum Zeichen der höchsten Verwunderung einen Augenblick die Pfeife aus dem Mund.

„Wie ich Dir sage." Dabei trat der Müller an ein Wandschränkchen. „Da nimm," sagte er; „das ist der Beutel, den hab' ich mir zum Andenken ausgebeten, über die drei Thaler, die drinnen waren, hat sich das arme Weib fast die Augen ausgeweint vor Freuden."—

Der Jäger besah das schlichte lederne Beutelchen nach allen Seiten. „Ich hab' noch nie gehört, daß die Wichteln jemand Geld gebracht haben, sie können es sogar nicht recht leiden und helfen dem Menschen nur arbeiten, damit er sich selber helfen soll. Ein Wichtel hat drum das Geld nicht gebracht, aber ein guter Hausgeist ist's gewesen auf alle Fälle, und ich mein' auch immer, das Beutelchen kommt mir bekannt vor. Nun, heb's nur gut auf, es kann wohl sein, daß es was Gutes für Dich bedeutet." —

Damit ging er, wünschte dem Müller gute Nacht und überließ ihn wieder seinen Träumen und Gedanken. Veri löschte das Licht aus und warf sich angekleidet auf das ärmliche Bett, das ihm noch geblieben war, aber er hörte Viertelstunde um Viertelstunde vom Dorfkirchthurme herüber schlagen und vermochte nicht einzuschlafen. Wenn er auch wirklich die Augen schloß und auf ein paar Sekunden einschlummerte, fuhr er doch gleich wieder unruhig empor, denn seine unruhigen Gedanken verfolgten ihn auch im Schlaf, und besonders waren es die Vorstellungen von den Wichteln, die ihn auch im Traume nicht losließen. Bald sah er eins draußen am Fenster stehn und anklopfen, daß man ihm aufmachen solle, bald sah er, wie es zur Stubenthür hinausschlüpfte und ihm geheimnißvoll zuwinkte.

Jetzt schlug es hell und klar elf Uhr, und die Töne kamen ihm so besonders, so dringend vor, als wenn sie ihm etwas zu sagen hätten. Er stand auf, öffnete das Fenster und sah hinaus in's Freie. Kein Lüftchen regte sich mehr draußen; der Regen hatte aufgehört und der Vollmond schien aus zerrissenen Wolken freundlich und still auf die tropfenden Baumwipfel herab. Er sann noch einen Augenblick. „Es läßt mir keine Ruhe,“ sagte er dann; „ich thue ja nichts Un-

rechtes, wenn ich die guten Geister, die einmal in dem Haus gewohnt haben, wieder zurückbringen will. Es ist Freitag-Nacht, und bis Mitternacht komm' ich leicht auf den Kreuzweg am Leitenbach hinauf. Ich probir's!" — Er ergriff einen starken eisenbeschlagenen Stock und schlüpfte, um ja von niemand gesehn zu werden, durch die hintre Thür hinaus.

Hastig schritt er den Bach entlang, die ansteigende Waldschlucht hinauf und erreichte bald den Tannenwald auf der Höhe des Berges, der ihn finster und feierlich empfing. Auf den schmalen wurzeldurchwachsenen Waldpfad fiel das Mondlicht nur stellenweise und gedämpft, denn die riesigen Tannen streckten ihre Zweige so dicht in einander, daß sie ein fast undurchdringliches Dach bildeten. Eine Zeit lang schritt er so dahin, lautlose Stille um sich, nur hie und da vom Schrei einer Eule und vom Hall seiner eigenen Tritte unterbrochen. Endlich trat er auf eine breite Waldwiese hinaus, durch welche sich der Weg hell ausgetreten schräg hindurch zog und fast in der Mitte von einem in entgegengesetzter Richtung herkommenden Sträßchen kreuzweise durchschnitten wurde. An der Kreuzung stand ein hohes Kruzifix aufgerichtet mit einem Betschemel davor, im Rücken von einer kleinen Gebüschgruppe um-

geben, die sich wie schützend um dessen Fuß herum drängte.

Veri trat auf den Kreuzweg, zog den Hut und blickte zu dem Kruzifix empor, als wollte er sich vor demselben wegen seines Vorhabens entschuldigen, dann horchte er gespannt gegen den Wald hin, bis ferne vom Dorfe herauf die Mitternachtsstunde schlug. Bei dem ersten Tone griff er in die Brusttasche, streute eine Handvoll Mehl auf den Kreuzweg und sprach mit halblauter Stimme vor sich hin:

„Im Namen Gottes ich befehl'
Mich Gabriel, Michael, Raphael:
Ihr heiligen Erzengel drei
Schafft mir die guten Wichteln herbei!"

Er schwieg und harrte nun mit angehaltenem Athem des Kommenden. Alles war still im Walde, der Mond war hinter eine Wolke getreten, daß das Kreuz aus den Büschen noch ernster und dunkler als zuvor hernieder sah. Mit einem Male horchte Veri hoch auf und gerieth in eine fast fieberhafte Erregung. In dem Gebüsche hinter dem Kreuze rauschte es wirklich, seine Beschwörung hatte also gewirkt, das Wichtel sollte erscheinen ... Gespannt sah er auf den dunklen Punkt, wo das Gebüsch sich regte; jetzt theilte sich

dasselbe, und im vollen Schein des eben wieder hervortretenden Mondes stand — ein Mädchen, das bei seinem Anblick ebenso überrascht stehen blieb, als er selbst betroffen war.

Es war Liesel.

Beide schwiegen; das Mädchen fand zuerst die Sprache wieder, denn Veri war augenblicklich zu sehr von Gedanken und Empfindungen überwältigt, welche nach dem Vorgefallenen ihr Erscheinen in ihm hervorbringen mußte. War das bloßer Zufall, oder sollte es eine Antwort auf seine Aufforderung sein und ihm den guten Geist zeigen, um den er gebeten hatte?

„Grüß Gott, Leiten-Müller," sagte sie; „das ist aber eigen, daß wir Zwei da so zusammenkommen mitten in der Nacht."

„Ja es ist sehr eigen," erwiderte er unsicher, denn im Augenblicke stand die Scene vor seinem Gedächtniß, wie sie einander zuletzt gegenüber gestanden. Er mußte besorgen, daß dasselbe auch bei ihr der Fall war, und fuhr daher fort: „Du darfst Dich vor mir nicht fürchten, ich hab' nichts Unrechtes im Sinn."

„Ich fürcht' mich gar nicht vor Dir, Müller," sprach sie ruhig und mit einem so freundlichen Tone, daß er ihm durch die Seele zuckte. „Aber wissen

möcht' ich doch, was Du um die Zeit da heroben im Wald zu schaffen hast?"

„Ich habe mich herauf verlobt," antwortete er zögernd und doppelsinnig. „Du weißt, wie's mit mir steht. Bei den Leuten hab' ich mir keine Hülfe gewußt, drum bin ich da herauf und hab' mir denkt, ich solle mir das Glück und den Segen wieder holen in meine zusammengefallene Mühle."

„Das ist ein frommer Gedanken gewesen, der gewiß nicht unvergolten bleibt. Das Glück wird schon wieder kommen."

„Ja, es ist mir auch auf einmal so leicht geworden um's Herz, daß es mir fast vorkommt, als wenn für mich auch noch ein Glück aufgehoben wär. Aber das sind doch nur Einbildungen. . . . Wie ist's denn aber mit Dir, daß ich Dich in Nacht und Nebel antreff' mitten im Wald?"

„Ich muß mich eigentlich schämen deßwegen — daran ist bloß mein Eigensinn schuld," versetzte sie. „Ich bin heut hinüber nach der Wörnsmühle, die Müllerin ist die Schwester vom Vater: sie ist alleweil krank und hat nach mir geschickt. Sie hat immer so viel zu erzählen und zu lamentiren, wenn ich bei ihr bin, da hab' ich mich zu lang verhalten und erst spät wieder an's Heimgehn gedacht. Sie haben mich schon nicht

fortlassen wollen, aber ich hab' ja den Weg so oft gemacht zu jeder Zeit, und hab' gemeint, ich müßt ihn blindlings finden. Und doch hab' ich mich vergangen und begreif's gar nicht wie. Droben auf dem Buschet hab' ich elf Uhr schlagen hören von Schliers herauf und hab' mich verlaufen und abgesucht unter den Bäumen, bis ich auf einmal das Freie gesehen hab' und bei dem Buschet herausgekommen bin."

„Das hätt' aber bös ausfallen können! Wie leicht, daß Du in der Finsterniß hinausgekommen wärst auf's Steinwandl und wärst 'runtergestürzt!"

„Mein Schutzengel muß mich behüt't haben . . . Aber jetzt darf ich machen, daß ich heimkomm', sie werden daheim auch schon in Sorgen sein um mich. Also gute Nacht — oder gehn wir Einen Weg?"

„Ich geh' mit Dir, wenn's Dir recht ist. Schau, Liesel, ich kann Dir gar nicht sagen, wie mich das freut bis in Herzensgrund, daß Du so freundlich mit mir redst und mir nichts nachträgst von neulich."

„Ich hab' Dir nichts nachzutragen," sagte sie weiter gehend, während Veri neben ihr herschritt. „Du hast mir nichts zu Leide gethan, und ich muß mich eher bei Dir bedanken, daß Du auf mein Abbieten so viel gegeben hast."

„Red' nicht davon," antwortete Veri; „ich hab' mich g'schämt vor Dir wegen meines unbändigen Zorns! Aber Du glaubst es nicht, wie das thut, wenn Einen alles so über die Achsel anschaut, und wenn Du lauter Stichreden schlucken sollst. Und wenn Du zehnmal selber dran schuld bist, es thut drum nicht weniger weh!"

„Drum ist's mir gleich leid geworden, daß ich's Dir auch gemacht hab', wie die Andern, und es ist mir recht lieb, daß ich Dir mein Unrecht sagen kann, denn ich weiß jetzt gar wohl, daß Du ein gutes Herz hast."

„Ich glaub' wenigstens, ich bin nicht so schlecht, wie sie mich machen möchten. Ein Lump bin ich nicht . . . Aber wie ist das 'kommen, daß Du jetzt eine andre Meinung von mir hast?"

„Erräthst es nicht? Ich hab' neulich Abends in Deine Fenster geschaut, wie Du das Bettelweib über Nacht behalten hast."

Veri blieb überrascht stehn. „Also bist es auch Du gewesen, die ihr das Geld geschenkt hat? Du bist in meinem Haus gewesen? Und ich hab' Dich nicht gesehn und gehört? — Dann nimm nur all' die tausend

Vergelt's Gott in Empfang, die sie mir aufgegeben hat... aber das Beuterl darf ich behalten zum Angedenken?"

„Wenn's Dir Freud' macht?"

„Wenn ich fort muß von der Mühl', bleib' ich nicht mehr in der Gegend, ich such' mir draußen mein Brod. Dann nehm' ich das Beuterl mit zur Erinnerung von der einzigen Person, die gut von mir denkt! — Und gerade das fällt mir auch wieder recht schwer auf's Herz ... ich muß Dir's nur eingestehn, daß ich Dir auch Unrecht gethan hab'. Ich hab' Dich für recht hartherzig und hochmüthig gehalten, und Du bist so gut mit den Leuten und — mit mir!"

„Wir haben halt alle Zwei einander nicht gekannt, und drum wollen wir's einander verzeihn und schaun, daß uns so was nicht wieder geschieht. — Aber da sind wir jetzt aus dem Walde, mein Weg geht da rechts hinüber, man sieht das Haus schon unter den Bäumen, und der Vater hat richtig noch Licht in seiner Stuben! Du gehst doch den Graben hinunter?"

Sie waren aus dem Walde getreten und standen sich in dem schwachen Lichte des Mondes, der eben im Untergehen war, gegenüber. Veri wagte zum erstenmal, den Blick fest auf Liesel zu richten. „Also heißt es jetzt, b'hüt Gott sagen," sprach er beklommen und

bot Liesel schüchtern die Hand, die diese ergriff und treuherzig schüttelte. „Wer weiß, ob und wann ich Dich wiedersehe!"

„Das weiß freilich niemand als unser Herrgott!" erwiderte sie mit niedergekämpfter Bewegung, „aber ich wünsch' Dir alles Glück, und wenn Du bei Deiner guten Gesinnung bleibst, wird's auch nicht fehlen." — Sie schwieg, aber sie zog ihre Hand nicht zurück, und Beide standen so ein paar Sekunden, denn die verschlossenen Herzen waren zu voll für Worte.

Veri vermochte kaum an sich zu halten. Ihm war mit einem Male alles klar geworden, sein räthselhaftes Empfinden, seine Liebe und — ihre Hoffnungslosigkeit. Er hatte das Wort des Bekenntnisses schon auf der Zunge, aber er drückte es wieder hinab. Was würde sie von ihm denken! Nein, vor ihr wollte er sich nicht lächerlich machen, er wollte die Theilnahme nicht verscherzen, die sie ihm geschenkt hatte! — „B'hüt' Dich Gott, Liesel," sagte er sich rasch ermannend. „Laß Dir's recht gut gehn, und wenn Du mich nicht ganz vergißt, will ich Dir mein Lebtag dafür danken."

„B'hüt' Dich Gott, Veri," entgegnete sie halblaut, und Beide schritten in den verschiedenen Richtungen ihren verschiedenen Geschicken entgegen.

Vom Kirchthurme herauf dröhnte ein schwerer Glockenschlag — es war Ein Uhr.

4.

Wieder waren einige Tage vorüber. Liesel waren sie in gelassener Ruhe vergangen; sie äußerte nichts über das, was ihr begegnet war, denn sie trug es im Herzen als einen Schatz, auf den niemand ein Anrecht hatte außer ihr. Sie that ihre Arbeit wie gewohnt, und es fiel darum nicht auf, daß sie etwas stiller war als sonst und weniger Theilnahme zeigte an allem, was um sie vorging. So vernahm sie auch nur mit halbem Ohre den geschwätzigen Bericht einer Nachbarin, die auf Besuch gekommen war und von einem Raubeinbruche erzählte, der in den letzten Tagen in der Nähe verübt worden war und die Bewohner der Gegend in Schrecken setzte. Mit behaglicher Genauigkeit erzählte die Frau alle furchtbaren Einzelheiten der That, wie das Gerücht sie ausgeschmückt und vergrößert herumtrug, und wie man sich vergebens bemühe, den Räubern auf die Spur zu kommen.

Die Nachbarin ging bald, da ihre Erzählung sicht=

bar nicht die neugierige Spannung hervorrief, die sie ihr zu verdienen schien; sie eilte daher dieselbe besser an den Mann zu bringen und überließ die gleichgültige Zuhörerin ihren liebern Gedanken und Träumereien.

Diese wurden aber bald durch die Ankunft des Vaters unterbrochen, der von einem Gange in's Dorf in freudiger Bewegung heimkam. Er warf den Hut auf die Bank, und ging die Hände reibend, in der Stube auf und ab, indem er rief: „Nun Gott sei Dank! Nun kann man sich doch wieder ruhig schlafen legen, ohne daß man fürchten muß, daß das Schelmenvolk bei Nacht kommt, Einen ausraubt und weiß Gott was für Torturen anthut! Sie haben die Räuber schon oder doch wenigstens den Rädelsführer!"

„Das ist ein Glück," erwiderte Liesel, aber in einem Tone, der dem Alten für seine große Neuigkeit viel zu kalt war.

„Und noch mehr wirst Du Dich wundern," sagte er daher mit Nachdruck, „wenn Du erfährst, wer der Rädelsführer ist. Es ist kein andrer Mensch als der Leiten-Müller."

Liesel stand das Blut im Laufe still, es war als

müsse sie umsinken; aber rasch besann sie sich wieder und versetzte ruhig: „Das ist nicht wahr, Vater!"

„Nicht wahr?" fuhr dieser auf. „Glaubst Du, es ist zum Spaß, daß sie ihn heut' Nacht geholt und in Ketten und Banden hineingeschleppt haben auf's Landgericht?"

„Es kann nicht sein, Vater," sprach Liesel mit einer Ohnmacht kämpfend und dennoch ihre Schwäche mit Gewalt meisternd. „Und wenn's geschehen wär', dann ist der Müller halt falsch angeklagt, denn unschuldig ist er gewiß."

„Wirklich? Ist er unschuldig? Weißt Du das so gewiß?" spottete der Bauer. „Ich hätt' nicht geglaubt, daß in meinem Haus jemand wäre, der den Lumpen, den ich nie hab' ausstehn können, so vertheidigt!"

„Vater," antwortete Liesel ruhig, „ein Lump ist der Leiten-Müller nicht. Er ist ein leichtsinniger Mensch gewesen und muß hart büßen dafür. Du sagst es selber, daß Du ihm feind bist, und drum sollst Du so was nicht sagen!"

„Desto besser gut Freund bist Du mit ihm, wie ich merke! — Na, da kannst Du gleich seinen Advo-

katen abgeben, wenn sie ihm den Prozeß machen auf Leib und Leben."

„Das kann nicht sein, Vater, ich bleib' dabei! Er ist unschuldig, und seine Unschuld wird sich schon ergeben!"

„Es kommt alleweil schöner!" lachte der Alte grimmig. „Ja freilich wird sich die Unschuld bald ergeben. Sein Leugnen wird ihm so wenig helfen, wie Deine Vertheidigung."

„Weil Du so fest dabei bleibst," sagte Liesel aufstehend, „so muß ich wohl glauben, daß man ihn stark im Verdacht hat. Aber wie ist das nur gekommen?"

„Ganz einfach. Der Krämer auf dem Birkenstain droben, wo sie eingebrochen haben, hat den Müller erkannt, wenn er sich auch vermummt gehabt hat. Der hat's angegeben bei Gericht, wie er seinen Verdacht darauf hab', daß er es gewesen, der ihn gebunden und ihm die Pistolen auf die Brust gesetzt hat. Und am Landgericht drinnen haben sie's nicht für so unmöglich gehalten wie Du. Die Herren haben gedacht, daß der Müller ein verwegener Mensch ist und daß ihm das Wasser an den Hals geht mit seiner Mühle. Da haben sie ihn eben derweil aufzuheben gegeben."

„. . . Und was sagt der Müller dazu? Weißt Du das nicht?"

„Was kann er sagen! Er will leugnen und sagt, er sei die ganze Nacht nicht aus seinem Hause gekommen. Das ist aber nicht wahr, denn der Dorfwächter ist nach elf Uhr daran vorbei gegangen und hat ihn wecken wollen, weil er die hintere Thür offen gefunden hat. Er hat aber den Müller nicht erschreien können, und wie er zum Fenster hineingeschaut hat in die mondhelle Stube, war das Bett leer und vom Müller nichts zu sehn."

„Um elf Uhr sagst Du? Und wann war denn das?" fragte Liesel befremdet und von einer raschen Ahnung befangen.

„Das war in der letzten Freitag-Nacht."

Liesel fiel es wie ein Berg vom Herzen. „Es ist nicht wahr, Vater!" rief sie freudig. „Geglaubt hab' ich's zwar nimmer, jetzt aber weiß ich's gewiß, daß der Leiten-Müller unschuldig ist. Er kann sich ausweisen, wo er in der Nacht gewesen ist."

„Wenn er das könnt', hätt' er wohl nicht gewartet, sondern hätt' den Zeugen genannt, auf den er sich berufen kann! Du redest daher wie ein Mensch ohne Kopf."

Damit wandte er sich unwillig und wollte gehn.

„Halt, Vater!" rief Liesel hastig und vertrat ihm den Weg; ich weiß recht gut, was ich sage. Könnt's denn nicht auch sein, daß der Müller den Zeugen nicht nennen wollte, damit er ihm keine Ungelegenheiten macht? Daß er aus Gutheit lieber schweigt und wartet, bis die Wahrheit aufkommt?"

„Wenn er das will," lachte der Bauer, „da kann er sitzen bis auf den Thomastag! Der Müller säh' mir just darnach aus, daß er so delikat wär'!"

„Ob er darnach aussieht, kann ich nicht sagen," antwortete Liesel mit einem entschlossenen Ansatz, „aber ich weiß, daß es so ist, wenn ich sag', denn ich kenn' den Zeugen, der dem Müller loshelfen kann . . . Und mit Einem Wort, Vater — der Zeug' bin ich selber."

Der Bauer sprang ein paar Schritte zurück, als wenn er auf eine Schlange getreten wäre. „Bin ich ein Narr?" sagte er dann, „oder hat's bei Dir übergeschnappt? Wie wär' denn das möglich?"

„Das will ich Dir erzählen. Du weißt, es war Freitag Nachts, daß ich mich im Wald vergangen hab' von der Wörnsmühl' herüber. Es hat kaum Zwölfe geschlagen gehabt, da bin ich aus dem Wald auf den Leitenbacher Kreuzweg hinausgekommen, wo das Kruzifix

steht. Dort hab' ich den Müller angetroffen vor dem Kreuz, wie er gebetet hat, und bin mit ihm herunter gegangen bis an den Graben. Wie wir von einander gegangen sind, hat's gerad' Eins geschlagen in Schliersee . . . Wenn er also von Zwölfe bis Eins bei mir war, kann er nicht auch drei Stunden weit am Birkenstain gewesen sein."

Dem Alten war die Nachricht in die Beine gefahren, daß er sich niedersetzen mußte. „Eine schöne Historie!" meinte er dann kleinlaut. „Meine einzige Tochter läuft um Mitternacht mit einem so verschrienen Menschen im Wald herum, und ich muß mich noch recht schön bei ihm bedanken, daß er schweigt und sie nicht in's Gered' bringt, daß kein gutes Haar'l mehr übrig blieb' an ihr! — Aber," fuhr er mit etwas milderem Ausdruck fort, „es gefällt mir bei alle dem, daß er Dich nicht nennt und in's Criminalische hineinbringt, und wenn er wieder loskommen sollt', will ich schon zeigen, daß der Grabenöder sich zu bedanken weiß!"

„Wenn er wieder loskommen *sollt'*, Vater!" sagte Liesel und trat vor ihn hin. „Du wolltest es also darauf ankommen lassen, ob sie ihn vielleicht we-

bar nicht die neugierige Spannung hervorrief, die sie ihr zu verdienen schien; sie eilte daher dieselbe besser an den Mann zu bringen und überließ die gleichgültige Zuhörerin ihren liebern Gedanken und Träumereien.

Diese wurden aber bald durch die Ankunft des Vaters unterbrochen, der von einem Gange in's Dorf in freudiger Bewegung heimkam. Er warf den Hut auf die Bank, und ging die Hände reibend, in der Stube auf und ab, indem er rief: „Nun Gott sei Dank! Nun kann man sich doch wieder ruhig schlafen legen, ohne daß man fürchten muß, daß das Schelmenvolk bei Nacht kommt, Einen ausraubt und weiß Gott was für Torturen anthut! Sie haben die Räuber schon oder doch wenigstens den Rädelsführer!"

„Das ist ein Glück," erwiderte Liesel, aber in einem Tone, der dem Alten für seine große Neuigkeit viel zu kalt war.

„Und noch mehr wirst Du Dich wundern," sagte er daher mit Nachdruck, „wenn Du erfährst, wer der Rädelsführer ist. Es ist kein andrer Mensch als der Leiten-Müller."

Liesel stand das Blut im Laufe still, es war als

müsse sie umsinken; aber rasch besann sie sich wieder und versetzte ruhig: „Das ist nicht wahr, Vater!“

„Nicht wahr?“ fuhr dieser auf. „Glaubst Du, es ist zum Spaß, daß sie ihn heut' Nacht geholt und in Ketten und Banden hineingeschleppt haben auf's Landgericht?“

„Es kann nicht sein, Vater,“ sprach Liesel mit einer Ohnmacht kämpfend und dennoch ihre Schwäche mit Gewalt meisternd. „Und wenn's geschehen wär', dann ist der Müller halt falsch angeklagt, denn unschuldig ist er gewiß.“

„Wirklich? Ist er unschuldig? Weißt Du das so gewiß?“ spottete der Bauer. „Ich hätt' nicht geglaubt, daß in meinem Haus jemand wäre, der den Lumpen, den ich nie hab' ausstehn können, so vertheidigt!“

„Vater,“ antwortete Liesel ruhig, „ein Lump ist der Leiten-Müller nicht. Er ist ein leichtsinniger Mensch gewesen und muß hart büßen dafür. Du sagst es selber, daß Du ihm feind bist, und drum sollst Du so was nicht sagen!“

„Desto besser gut Freund bist Du mit ihm, wie ich merke! — Na, da kannst Du gleich seinen Advo-

katen abgeben, wenn sie ihm den Prozeß machen auf Leib und Leben."

„Das kann nicht sein, Vater, ich bleib' dabei! Er ist unschuldig, und seine Unschuld wird sich schon ergeben!"

„Es kommt alleweil schöner!" lachte der Alte grimmig. „Ja freilich wird sich die Unschuld bald ergeben. Sein Leugnen wird ihm so wenig helfen, wie Deine Vertheidigung."

„Weil Du so fest dabei bleibst," sagte Liesel aufstehend, „so muß ich wohl glauben, daß man ihn stark im Verdacht hat. Aber wie ist das nur gekommen?"

„Ganz einfach. Der Krämer auf dem Birkenstain droben, wo sie eingebrochen haben, hat den Müller erkannt, wenn er sich auch vermummt gehabt hat. Der hat's angegeben bei Gericht, wie er seinen Verdacht darauf hab', daß er es gewesen, der ihn gebunden und ihm die Pistolen auf die Brust gesetzt hat. Und am Landgericht drinnen haben sie's nicht für so unmöglich gehalten wie Du. Die Herren haben gedacht, daß der Müller ein verwegener Mensch ist und daß ihm das Wasser an den Hals geht mit seiner Mühle. Da haben sie ihn eben derweil aufzuheben gegeben."

„. . . Und was sagt der Müller dazu? Weißt Du das nicht?"

„Was kann er sagen! Er will leugnen und sagt, er sei die ganze Nacht nicht aus seinem Hause gekommen. Das ist aber nicht wahr, denn der Dorfwächter ist nach elf Uhr daran vorbei gegangen und hat ihn wecken wollen, weil er die hintere Thür offen gefunden hat. Er hat aber den Müller nicht erschreien können, und wie er zum Fenster hineingeschaut hat in die mondhelle Stube, war das Bett leer und vom Müller nichts zu sehn."

„Um elf Uhr sagst Du? Und wann war denn das?" fragte Liesel befremdet und von einer raschen Ahnung befangen.

„Das war in der letzten Freitag-Nacht."

Liesel fiel es wie ein Berg vom Herzen. „Es ist nicht wahr, Vater!" rief sie freudig. „Geglaubt hab' ich's zwar nimmer, jetzt aber weiß ich's gewiß, daß der Leiten-Müller unschuldig ist. Er kann sich ausweisen, wo er in der Nacht gewesen ist."

„Wenn er das könnt', hätt' er wohl nicht gewartet, sondern hätt' den Zeugen genannt, auf den er sich berufen kann! Du redest daher wie ein Mensch ohne Kopf."

Damit wandte er sich unwillig und wollte gehn.

„Halt, Vater!“ rief Liesel hastig und vertrat ihm den Weg; ich weiß recht gut, was ich sage. Könnt's denn nicht auch sein, daß der Müller den Zeugen nicht nennen wollte, damit er ihm keine Ungelegenheiten macht? Daß er aus Gutheit lieber schweigt und wartet, bis die Wahrheit aufkommt?“

„Wenn er das will,“ lachte der Bauer, „da kann er sitzen bis auf den Thomastag! Der Müller säh' mir just darnach aus, daß er so delikat wär'!“

„Ob er darnach aussieht, kann ich nicht sagen,“ antwortete Liesel mit einem entschlossenen Ansatz, „aber ich weiß, daß es so ist, wenn ich sag', denn ich kenn' den Zeugen, der dem Müller loshelfen kann . . . Und mit Einem Wort, Vater — der Zeug' bin ich selber.“

Der Bauer sprang ein paar Schritte zurück, als wenn er auf eine Schlange getreten wäre. „Bin ich ein Narr?“ sagte er dann, „oder hat's bei Dir übergeschnappt? Wie wär' denn das möglich?“

„Das will ich Dir erzählen. Du weißt, es war Freitag Nachts, daß ich mich im Wald vergangen hab' von der Wörnsmühl' herüber. Es hat kaum Zwölfe geschlagen gehabt, da bin ich aus dem Wald auf den Leitenbacher Kreuzweg hinausgekommen, wo das Kruzifix

steht. Dort hab' ich den Müller angetroffen vor dem Kreuz, wie er gebetet hat, und bin mit ihm herunter gegangen bis an den Graben. Wie wir von einander gegangen sind, hat's gerad' Eins geschlagen in Schliersee . . . Wenn er also von Zwölfe bis Eins bei mir war, kann er nicht auch drei Stunden weit am Birkenstain gewesen sein."

Dem Alten war die Nachricht in die Beine gefahren, daß er sich niedersetzen mußte. „Eine schöne Historie!" meinte er dann kleinlaut. „Meine einzige Tochter läuft um Mitternacht mit einem so verschrienen Menschen im Wald herum, und ich muß mich noch recht schön bei ihm bedanken, daß er schweigt und sie nicht in's Gered' bringt, daß kein gutes Haar'l mehr übrig blieb' an ihr! — Aber," fuhr er mit etwas milderem Ausdruck fort, „es gefällt mir bei alle dem, daß er Dich nicht nennt und in's Criminalische hineinbringt, und wenn er wieder loskommen sollt', will ich schon zeigen, daß der Grabenöder sich zu bedanken weiß!"

„Wenn er wieder loskommen *sollt'*, Vater!" sagte Liesel und trat vor ihn hin. „Du wolltest es also darauf ankommen lassen, ob sie ihn vielleicht we-

gen des falschen Verdachts eingesperrt behalten und verschimpfiren auf seine Lebtag'?"

Der Bauer zuckte die Achseln. „Ja das ist nun einmal nicht anders zu machen! Wär' er fein sauber daheim geblieben bei der Nacht!"

„O wohl ist das anders zu machen!" rief Liesel feurig. „Ich kann's anders machen und ich will's anders machen! Ich will's nicht auf meinem Gewissen haben, daß ein Mensch unschuldiger Weis' in Ketten und Banden liegt, daß ich ihn mit einem Wort frei machen könnt' und daß ich das Wort nicht g'sprochen hätt'!"

„Aber, Liesel, was willst Du thun?"

„Auf's Landgericht geh' ich noch heute, nach Miesbach hinein, und meld' mich beim Assessor und sag' ihm alles, was ich weiß."

„Und denkst nicht, daß Du ihm dann auch sagen mußt, daß Du bei Nacht und Nebel im Wald eine Stund' lang mit ihm umhergezogen bist? Und daß das nicht verschwiegen bleiben kann? Daß Du dann auch herumgezogen wirst in allen Mäulern, und daß Du ein Klamperl hast auf Lebzeiten, daß kein ordentlicher Bursch' Dich mehr anschaut?"

„Ich hab' mir nichts Unrechtes vorzuwerfen, also

können die Leut' auch nichts Schlechtes reden von mir. Ich will von dem Müller nichts und er von mir nichts — also kann ich's schon drauf ankommen lassen!"

Sie trat vor den großen Wandschrank, in dem sich ihre Kleider befanden, und machte Anstalten, sich zu dem entscheidenden Gange anzukleiden. Der Alte stellte sich vor den Schrank und schob sie ohne Gewalt, aber sehr entschieden zurück. „Liesel," sagte er, „sei gescheut! Als wenn die Leut' nur glauben und reden thäten, was wahr ist! Das Unwahre ist ihnen ja gerade das Liebere! Mach' mir den Kummer nicht wegen eines solchen liederlichen Menschen, dem ich von jeher so spinnenfeind gewesen bin! Laß ihn sitzen, wo er sitzt! — Wenn er wirklich unschuldig ist, so kommt er wieder heraus, und dann hat ihm das Sitzen nicht geschadet."

„Und wenn er mir ein einzigesmal in meinem Leben wieder vor die Augen käm', müßt' ich nicht in den Boden sinken vor Schämen? — Nein, Vater, halt' mich nicht auf, ich muß nach Miesbach hinein!"

Das Gesicht des Alten überlief es dunkelroth. „Ich halt' Dich nicht auf, Liesel, aber ich frag' Dich nur, wer Dir mehr gilt, — Dein alter Vater oder der

Mensch, der ihn hat anpacken wollen?" sagte er mit aufsteigendem Zorn.

„Er hat Dir nichts gethan, Vater, und von Dir, von Dir war's auch nicht recht, daß Du ihn so ausgespöttelt hast! Aber was ist das für eine Frage? Ich bin Deine folgsame Tochter und werd's alleweil bleiben —."

„Und willst mir also auch in dem Stück folgen? Willst nicht zum Gericht gehn?" fragte er erwartungsvoll.

„Nein, das kann ich nicht," erwiderte Liesel. „Was Du verlangst, ist unrecht, und Du sollst es Dir selber nicht anthun, daß Du so was verlangst!"

Jetzt vermochte der Alte nicht mehr, seinen Zorn zu bändigen. „Liesel," rief er mit zitternder Stimme, „Du kennst mich! Wenn ich etwas sag', dann halt' ich auch Wort! Ich hab' Dir gesagt, ich halt' Dich nicht auf und ich thu's auch nicht, aber g'rad so gewiß sag' ich Dir auch, — wenn Du gehst, so kommst Du nicht wieder!"

„Wie ist das gemeint, Vater?" fragte Liesel fest.

„Frag' mich nicht, Du verstehst mich recht gut!" antwortete der Alte heftig. „Ich hab' Dir gesagt: meine Tochter geht nicht zu Gericht, um sich selber

anzutragen als Zeugen . . . wenn Du's also doch thust, bist Du meine Tochter nicht mehr, und die fremde Person, die dem Leiten-Müller nachläuft, hat auf dem Grabenöderhof nichts mehr zu suchen!"

„Ich lauf' dem Leiten-Müller nicht nach, das lass' ich mir von keinem Menschen nachreden, Vater, und auch von Dir nicht!" rief Liesel, ebenfalls etwas gereizt. Das Blut des Vaters regte sich in ihr. Aber schnell sammelte sie sich und trat mit innigem Blick vor ihn hin. „Ich kann's nicht glauben," sagte sie mild, „daß Du Dein leibliches Kind verstoßen sollt'st, weil es das nicht thun will, was Dir Deine blinde Feindschaft eingibt. Sag' nein, Vater, sag's, daß Dich nur der Zorn übergangen hat!"

„Ich verstoß' Dich nicht," sprach der Bauer finster. „Du selber gehst von mir."

„Ja dann ist's freilich wahr," rief Liesel schmerzlich und in Thränen ausbrechend, „es ist wahr, was mich neulich so erschreckt hat, wie Du das arme Weib mit den Kinderlein so unbarmherzig fortgeschickt hast . . . . Dein Gemüth hat sich versteinert! Dann ist's freilich wahr, daß ich gehn muß." — Sie hatte sich während des Gesprächs vollständig angekleidet und war nun im Begriff zu gehn. „So gib mir we-

nigstens ein freundliches Wort noch mit auf den Weg," sagte sie mit stockender Stimme, aber der Alte regte sich nicht und sah unbeweglich vor sich auf den Boden nieder.

Sie besprengte sich aus dem Weihwasserkessel an der Thüre und trat auf die Schwelle. „Das hab' ich nicht gedacht, daß ich einmal so fortgehn müßt' aus dem Hause!" schluchzte sie.

Der Alte wendete sich nach ihr um. „Also gehst Du wirklich?" fragte er kurz.

„Vater," weinte Liesel, „mach's gnädig mit mir! Schau', ich kann nicht anders!" Der Alte erwiderte nichts, sondern sank in seine vorige Stellung zurück; weinend setzte Liesel den Fuß über die Schwelle und ging ohne sich umzusehn den Abhang hinunter. Sie war kaum einige Schritte weit gegangen, als die Hausthüre schallend in's Schloß geworfen und der Riegel vorgeschoben wurde.

Als sie durch das Dorf ging, kam sie an dem Hause einer befreundeten wohlhabenden Bäuerin vorüber, die eben unter der Thüre stand und sie anrief, wo sie so spät noch hinaus wolle. Liesel konnte nicht vermeiden, daß sich ein kleines Gespräch entspann, denn die Bäuerin hatte den Kopf zu voll von häuslichen

Sorgen, als daß sie losgelassen hätte. „Denk' Dir nur das Unglück," sagte sie, „meine Magd ist krank geworden und läßt mich sitzen just in der allernothwendigsten Zeit! Weißt Du mir keine richtige Person, auf die ich mich verlassen könnt'?" — Liesel lächelte. „Ich kann mich jetzt nicht aufhalten," entgegnete sie „Ich hab' noch ein wichtiges Geschäft zu besorgen in Miesbach; auf dem Rückweg will ich wieder einkehren, dann kann ich Dir vielleicht eine Magd verrathen."

Die Nacht war schon eingebrochen, als sie vom Gerichte zurückkam und die Anhöhe zum Grabenöderhof wieder hinanstieg. Sie kannte das harte Gemüth ihres Vaters zu gut, als daß sie den Gang nicht im Voraus für einen vergeblichen gehalten hätte, aber sie unternahm ihn doch, um sich sagen zu können, daß sie keinen Trotz gezeigt und alles gethan hatte, was ihr möglich gewesen. Als sie den Hof erreichte, waren die Thüren sorgfältig verschlossen, kein Laut war hörbar und auch durch keine Ritze der Fensterläden verrieth ein Lichtschimmer, daß noch jemand wache. Sie pochte an das Fenster, wo, wie sie wußte, der Vater schlief. „Vater!" rief sie leise, „mach' auf, die Liesel ist wieder da!" — Sie vernahm deutlich, daß etwas im

Zimmer drinnen sich rege, aber sie erhielt keine Antwort und setzte sich weinend auf der Grät nieder.

Nach einer Weile kam der Haushund, der bei Nacht losgelassen war, mit sichtbarer Freude an sie heran, wedelte und sprang um sie herum und wieder zur Hausthüre hin, als wenn er verwundert wäre, sie draußen zu finden, und ihr den Weg zeigen wollte. Sie stand auf und streichelte den Hund, der an sie hindrängte. „Ich darf nicht mehr hinein in das Haus, Donau," sagte sie. „Behüt' es halt recht treu und alle die drinnen sind!" — Der Hund folgte ihr einige Schritte; als er aber merkte, daß sie den Hügel hinabging, sah er ihr einen Augenblick nach, dann lief er mit gesenktem Kopf und eingezogenem Schwanz dem Hause zu.

Liesel aber ging zu der Bäuerin hinunter, um sich als Magd zu verdingen.

5.

Der Müller kam schon den andern Tag frei in das Dorf zurück. Die Angaben des Mädchens waren zu klar und einfach, als daß sie nicht bald alle Be-

denken gehoben hätten, um so mehr als beinahe gleichzeitig sich sehr bestimmte Anzeichen in anderer Richtung ergaben.

Es konnte nicht fehlen, daß die Sache großes Aufsehn machte, und darin hatte der Grabenöder allerdings recht gerathen, daß sie viel Gerede machen werde; einige Tage lang war in den Häusern und wo man sich überhaupt begegnete, von nichts Anderem die Rede — gleichwohl war die Befürchtung ungegründet gewesen, daß das Gerede, soweit es seine Tochter berühren mußte, nachtheilig sein werde. Der gute Ruf des Mädchens bestand die gefährliche Probe. Man hatte nie das Geringste von ihr gehört, was sie in eine üble Meinung hätte bringen können. Niemand wußte auch nur das Geringste, daß sie mit dem Müller jemals in Beziehungen gestanden hatte, ihr ebenfalls bekannt gewordenes Auftreten auf dem Freudenberg ließ sogar feindselige Beziehungen vermuthen. Ihre That erschien daher um so mehr als eine Handlung rein menschlicher Aufopferung, daß sie ihr die allgemeine Theilnahme zuwendete. Diese stieg zur Bewunderung, als man ihre Verstoßung aus dem elterlichen Hause erfuhr und die reiche Bauerstochter sah, wie sie als Magd ruhig und unverdrossen ihrer Arbeit nachging,

als ob es so sein müßte. Wer dabei übel wegkam, war allein der alte Grabenöder-Bauer, denn ihm wurde allein nicht bloß der eigentlich grundlose Haß gegen den Leiten-Müller, sondern noch mehr die störrische Härte gegen eine so brave Tochter verdacht. Er mied seit dem Vorfalle alle öffentlichen Orte und that wohl daran, aber nicht wie er glaubte, um dem Gerede über seine Tochter zu entgehn, sondern um die harten Witzworte und Stichelreden nicht zu hören, mit denen man nicht sparsam umging gegen ihn.

Und wie es oft sonderbar zu gehen pflegt in Dingen der öffentlichen Meinung, so brachten diese Vorgänge wider Vermuthen auch einen Umschlag zu Gunsten des Leiten-Müllers hervor. War man zuvor darüber einig gewesen, daß er ein heftiger hochfahrender Mensch und ein leichtsinniger Haushalter sei, dem man kein Vertrauen schenken könne, so sah man nun auf einmal ein, daß er ein noch junger Mann sei, bei dem man nicht alle Hoffnung verloren geben müsse. Man erinnerte sich seiner Geschicklichkeit, seiner Gewandtheit in allerlei Dingen und gedachte manches Zuges von Muth und Herzensgüte. Man bedauerte seinen häuslichen Verfall und wünschte, daß es ihm möglich werden möchte, sich bei häuslichen Ehren und

auf seinem Anwesen zu behaupten. Einer der Bauern, den er wenige Tage vorher vergeblich um Hülfe angegangen, kam sogar freiwillig zu ihm und bot ihm die Summe als Darlehen an, die er bedurfte, um den gerichtlichen Verkauf der Mühle zu hintertreiben.

Der Müller selbst war natürlich am meisten angegriffen gewesen. Als ihm seine Freilassung und deren Grund eröffnet worden war, wußte er kaum, wie ihm geschah. Der Uebergang von der hoffnungslosesten Versunkenheit zu ehrenvoller Rettung war zu unvermuthet und rasch, und es war ja nicht blos das Glück der Freiheit, was er erhielt, — er erhielt sie von *ihr*, der sein ganzes Dasein angehörte und um derentwillen er gerne alles, auch das Schwerste erduldet und geschwiegen haben würde. Wohl sagte er sich selbst, daß ein so wackeres Gemüth zur Rettung jedes Andern dasselbe gethan haben würde, — dennoch ließ sich in ihm eine geheime Regung nicht unterdrücken, die ihm zuflüsterte, es sei dabei zu seinen Gunsten ein wärmeres Gefühl wirksam gewesen, als das der bloßen Theilnahme.

Wie ein halb Träumender war er nach Hause gekommen, und hatte die Nacht in unruhigen Plänen und Entwürfen zugebracht, wie er sich seiner Retterin nahen und ihr danken könne. Der Morgen traf ihn

noch unentschlossen, und wie er das Haus verließ, war das Erste, was ihm begegnete, daß sein Nachbar, der ihn seit langer Zeit kaum von der Seite angesehn und auf jede Weise gemieden hatte, ihm mit offnem Gruße und Glückwunsche und mit dem Erbieten nachbarlichen Beistandes entgegen kam. Von ihm erfuhr er auch, was mit Liesel vorgegangen war. So sehr ihm bei dem Benehmen des Nachbars in warmer Freude das Herz aufgegangen war, machte er sich doch bei dieser Nachricht hastig los und eilte dem Bauernhause zu, in welchem Liesel diente. Sie war nicht daheim, sondern schon vor Morgen hinausgegangen, eine Wiese zu mähen, denn das mußte geschehn eh' die Sonne kam und so lange noch der Thau auf den Halmen lag.

Veri flog dahin und sah bald den gegen den See abfallenden Waldrand und Liesel darauf, achtsam dahinschreitend und in kräftigem Bogen die Sense schwingend. Jetzt stand sie einen Augenblick still, holte aus dem hölzernen am Gürtel hängenden Futteral den Wetzstein hervor, die Sense frisch zu schärfen. Veri war schon auf eine halbe Ackerlänge herangekommen — sie hörte seinen Schritt und hielt ihn für den Knecht ihres Dienstherrn, der nachkommen sollte, ihr zu helfen.

„Du kommst spät genug," sagte sie ohne umzusehn; „wir haben noch eine große Arbeit vor uns."

„Wenn's bei mir g'standen wär'," erwiderte der Müller, „wär' ich schon lang' da, und wenn's Gottes Willen ist, werden wir mit der großen Arbeit doch noch fertig."

Beim Tone seiner Stimme hatte Liesel sich blitzschnell umgedreht und stand nun über und über erröthend und keines Wortes mächtig, ihm gegenüber. „Der Veri!" — brachte sie endlich halblaut hervor.

„Ja der Veri," rief er, „der Veri, der nicht weiß, wie er Dir danken soll für das, was Du für ihn gethan hast, der sich am liebsten vor Dir niederknieen möcht' wie vor einer Heiligen!"

„Red' nicht lästerlich!" erwiderte das Mädchen. „Du hast mir nichts zu danken. Alles wär' recht geworden auch ohne mich, wenn Du nur selber hättest reden wollen."

„Hab' ich denn gekonnt?" rief Veri leidenschaftlich. „Hab' ich's denn sagen können, wie und wo wir uns getroffen haben in selbiger Nacht? Hätt' ich Dich nicht mit verdächtig gemacht und weiß Gott in welches Gered' gebracht? Nein, ich hätt' mir eher die Zunge

abgebissen, eh' ich Deinen Namen in das Protokoll von einer solchen Sache hinein gebracht hätte!"

„Was hat's genützt? Nun steht er doch drinn!"

„Aber nicht durch mich! Ich hab' mein kostbares Geheimniß nicht verrathen . . . durch Dich ist er niedergeschrieben worden, und wie's der Schreiber gethan hat in sein trauriges Protokoll, hat ihm droben im Himmel ein Engel eingeschrieben in seinem heiligen Buch! — Und doch was nützt mir das alles . . . ich bin jetzt doch noch unglücklicher als zuvor!"

Liesel sah ihn fragend und etwas betroffen an.

„Schau' mich nur an!" sagte Veri, „mit Deinen braunen Augen, die einem bis in's Herz hinein gehn! Ist's denn nicht wahr? Die einzige Person, die was gehalten hat auf mich, die hab' ich jetzt auch noch unglücklich gemacht! Die reiche Grabenödersttochter muß eine geringe Bauernmagd machen und das meinetwegen!"

„Ich bin nicht unglücklich," sagte Liesel treuherzig; „ich bin ja an die Arbeit gewöhnt, und mein Vater wird ja auch wieder gut werden."

„Nein, das wird er nicht!" entgegnete Veri hastig. „Da müßt' ich den alten Trotzkopf nicht kennen! Du glaubst es auch selber nicht, wenn Du's auch sagst —

ich hör's an Deiner Stimm' und seh's an Deinen niedergeschlagenen Augen."

Liesel schwieg und eine Thräne trat ihr in's Auge.

„Und wenn ich Dir nur was anbieten könnte dafür!" rief Veri. „Wenn ich Dir's nur ein bissel ersetzen könnte, daß Du Heimat und Vater verloren hast und mußt herumfahren unter den fremden Leuten als Magd! Aber ich bin ein schlechter nichtsnutziger Mensch, der nichts ist und nichts hat!"

„Red' nicht von mir, denk' und tracht' lieber, daß Du wieder in die Höh' kommst. Du kannst es jetzt wohl, denn ich hab' schon gehört, daß Dir der Berghofer drüben das Geld angeboten hat, das Du brauchst."

„Angeboten hat er mir's, das ist wahr," sagte Veri etwas stockend; „aber ich hab' nicht zugesagt und weiß nicht, ob ich's annehmen soll. Was hilft's, wenn ich die Mühl' noch einmal erhalt' und eine Zeitlang mich fortfrette? — Allein kann ich sie doch nicht behaupten und in die Höh' bringen!"

„Glaub's wohl, daß es nicht allein geht," meinte Liesel, nicht ohne Befangenheit. „In ein solches Werk gehört eine tüchtige Frau!"

„Ich finde keine!" rief Veri erglühend, aber so-

gleich innehaltend . . . „Nein,“ fuhr er dann fort, „ich will nicht lügen, ich hab’ schon Eine gefunden, und eben weil ich die nicht haben kann, will ich vom Heirathen nichts wissen. Schau, Liesel — mag’s jetzt gehn wie’s will, ich sag’s heraus, was ich auf dem Herzen habe — Du hast mir’s angethan, Dich hab’ ich lieber als mein Leben und alles auf der Welt, und Dich kann ich ja doch nicht haben!“ Er schwieg beklommen; auch Liesel fand kein Wort der Erwiderung.

„Siehst, daß ich Recht habe?“ sagte er dann betrübt. „Da antwortest mir nicht einmal!“

„Wie soll ich Dir antworten?“ entgegnete Liesel scheu zu Boden sehend. „Du hast mich ja um nichts gefragt.“

„Also darf ich fragen?“ jubelte Veri. „Und wenn ich num frag’ . . . Liesel, willst Du mein Weib sein?“

„So sag’ ich — ja!“ erwiderte Liesel mit beherztem Ton. „Ich hab’ Dich gerad’ so lieb, Veri, wie Du mich, und ich mein’ alleweil, es ist uns von unsrem Herrgott bestimmt gewesen, daß es so hat kommen müssen mit uns zwei!“

„Juhe!“ rief der Müller aus Leibeskräften, daß

es über den See hin hallte. „Jetzt ist alles gewonnen! Jetzt soll Einer hergehn auf der ganzen weiten Gotteswelt, der's mit dem Leiten-Müller aufnimmt!" Erglühend faßte er die beiden Hände des Mädchens und wollte sie an sich ziehen. Sie widerstrebte aber und sagte: „Halt, Veri — eins mußt Du mir noch versprechen, bevor ich ganz bestimmt ja sage. Du darfst kein so leichtsinniger Mensch mehr sein wie früher! Ein richtiger Mann gehört in's Haus und nicht in's Wirthshaus oder —."

„Red' mir nicht davon!" entgegnete Veri. „Seit ich Dich kenne, ist der alte Veri nicht mehr auf der Welt. Ich geh' auf keinen Schießstand mehr, auf keine Kugelstatt."

„Halt, halt!" rief Liesel lächelnd; „nicht gar zu viel auf einmal! Ich will schon mit der Hälfte zufrieden sein!"

„Ich halt', was ich sag'! Ich bin drum schon am Johannistag nicht hinüber zum Schießen auf den Freudenberg, und wie gut war's, daß ich's nicht gethan habe! Ohne das hätt' mich dasselbe Bettelweib nicht in meiner Mühle getroffen, Du wärst nicht hingekommen, und wer weiß, was alles nicht geschehen wäre! — Also," schloß er dann, „wir sind einig?"

„Einig auf Tod und Leben!" erwiderte Liesel, seiner Umarmung und den heißen Küssen nicht mehr wehrend, womit er sie bedeckte.

Der Knall eines unmittelbar hinter ihnen abgefeuerten Schusses schreckte das glückliche Paar empor. Es war der alte Urbani, der sie schon einige Zeit vom Walde her belauschte und nun seine Freude nicht mehr zurückzuhalten vermochte. „Hoch!" schrie er überlaut, indem er auch den zweiten Lauf seiner Doppelbüchse losbrannte. „Und abermal hoch! Und zum drittenmal hoch! Braut und Bräutigam sollen leben!"

Verlegen und doch freudig traten Beide dem bewährten Freunde entgegen, der in der heitersten Laune war. „Genirt Euch nicht, Leuteln!" rief er. „Und alles Glück und aller Segen über Euch, denn bei Euch kann man wohl sagen, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden! Und der alte Ueberall und Nirgends, der alte Urbani ist doch der Erste, der Euch beisammen gesehn hat, und der's auseinander tragen will, wie der Wind den Waldsamen! Ich lass' mir's auch nicht nehmen, daß ich alles in Richtigkeit bringe für Euch, bei der Gemeinde und bei Gericht und beim alten Grabenöder, und wenn Ihr einen andern Brautführer nehmt als mich, kriegt Ihr Euer Lebtag kein

gutes Gesicht mehr von mir!" Sein Anerbieten ward mit Vergnügen angenommen und der Alte von Veri nach dem Dorfe zurückbegleitet. Liesel ließ es sich nicht nehmen, ihre Arbeit zu Ende zu bringen; sie wollte, so lange sie Magd war, ihre ganze Schuldigkeit thun.

Noch am nämlichen Tage war Urbani auf den Grabenöderhof hinaufgestiegen. Er brachte in einem ansehnlichen Geldsacke das Muttergut Liesels, das ihr nicht vorenthalten werden konnte, aber den unveränderten Zorn und Haß des Alten. „Es ist nichts anzufangen mit dem bockbeinigen Menschen," erzählte er Liesel. „Das Geld hätt' er mir lieber auf den Buckel nachgeworfen. Du sollst Deine Hinausfertigung nur bald holen lassen, damit er nichts mehr von der ganzen Geschichte hört. Er habe sich's alleweil schon eingebildet, daß es so kommen wird, gleich und gleich gesellt sich gern, und er lasse alles Glück wünschen zu der saubern Heirath! Kränkt Euch aber deßwegen nicht, Leuteln — ich hab's Euch nur erzählt, weil es in allem besser ist, wenn man weiß, wie man dran ist."

Liesel vernahm es mit Betrübniß, aber gefaßt. „Es ist zwar kein richtiger Glückwunsch," sagte sie;

„aber ich nehm's doch so auf, und so wird's wohl recht werden!"

Dank der Unermüdlichkeit des alten Jägers, der nochmal jung zu werden schien, waren die Vorbereitungen alle so schnell beschickt und geordnet, daß der Müller kaum genügend Zeit gefunden hatte, das Haus aus seinem Verfall heraus zu arbeiten und zum Empfange einer Frau herzurichten. Auch er rastete nicht Tag und Nacht; er sprudelte von Thätigkeit und Arbeitslust, und so kam es, daß wer die Leitenmühle wenige Wochen vorher gesehn, jetzt Mühe gehabt hätte sie wieder zu erkennen. Stattlich heruntergeputzt stand sie da, blanke Scheiben spiegelten zwischen den ergänzten, grün angestrichenen Läden und Fensterkreuzen; Flur und Stuben waren so blank, daß man sich sie zu betreten scheute, und in den Räumen überall war neben Liesels Ausstattungsgegenständen eine einfache, aber hübsche und sogar zierliche Einrichtung angebracht. Auch vor dem Hause waren die Wege und Plätze geebnet und gereinigt, der Mühlschuß war hergestellt und das geputzte und ausgebesserte Rad hing so lustig da, als ob es den Augenblick nicht erwarten könne, sich wieder in lustiger Thätigkeit zu drehn.

Der Hochzeitstag kam endlich heran, und die

ältesten Leute wußten sich nicht zu besinnen, daß zu einer solchen Feier eine solche Menschenmasse zusammengeströmt war. Hatten schon die ersten Vorgänge die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt, so ward sie durch die Wendung und Lösung nur noch gesteigert, die so recht dem Sinne des Volkes entsprach. Kopf an Kopf stand Alt und Jung gedrängt, als das neue Ehepaar aus der Kirche trat, und alles gestand sich, daß die Beiden bildsaubere Leute waren, die prächtig zu einander paßten und denen man wohl ansah', daß sie es ernstlich und treu vorhatten, nicht mehr von einander zu lassen. Die Bäuerin, bei welcher Liesel gedient hatte, ging ihr als Ehrenmutter zur Seite, eine Schaar von auserlesen hübschen Kranzlerinnen folgte, und neben dem Bräutigam fehlte der alte Urbani nicht, leuchtend vor Vergnügen, im grünen Jägerrock mit goldenen Borten und beständig beschäftigt, den Schnauzbart empor zu drehen, um die Rührung zu bemänteln, die ihm in dem ehrlichen Gesichte zuckte.

Während der Zug über den Friedhof ging, traten die nähern Bekannten hinzu und riefen ein paar glückwünschende Worte. Auch der Förster vom Freudenberg fehlte nicht und drückte Liesel ein kleines Päck-

chen in die Hand. „Viel Glück, Jungfer Braut!“ rief er. „Auf den Abend sprech' ich auch ein bischen bei Euch ein, und einstweilen müßt Ihr eine kleine Verehrung von mir annehmen.“

Schweigend bewegte sich der Zug der Mühle zu, denn so gern Veri seinen Ehrentag auch äußerlich mit aller Lustbarkeit begangen hätte, hatte er doch dem Wunsche Liesels nachgegeben. „Wir müssen als kleine Leute anfangen,“ sagte sie, „und da schickt sich's am besten, wenn wir fein still thun. Auch mein' ich, ich dürft's meinem Vater nicht anthun mit der lauten Lustigkeit, denn es liegt mir doch schwer auf der Seele, daß er heut' nicht an meiner Seite gestanden ist.“ Aus denselben Gründen war auch kein Hochzeitsmahl und kein Tanz bestellt, wie sie sonst wohl Sitte und Brauch sind, und nur die allernächsten Freunde sollten sich Abends zum Imbiß in der Leitenmühle zusammen finden.

Wie nun der Zug um die letzte Ecke bog, schmetterte den Ankommenden gleichwohl ein lustiger Tusch entgegen, denn Urbani hatte sich's nicht nehmen lassen, sie damit zu überraschen. Er hatte sich unbemerkt von der Seite des Bräutigams fortgemacht und trat nun dem Paare unter der bekränzten Thüre beim Jubel der

Musik entgegen. „Weil kein Vater und Mutter da ist," sagte er, „die Euch hier empfangen, will ich's an ihrer Stelle thun. Vergeßt mir nie auf den heutigen Tag und auf die Stunde, wo Ihr als Mann und Frau in das Haus gekommen seid, vergeßt auf unsern Herrgott nicht, und es gibt kein glücklicheres Haus auf und nieder im ganzen Lande!"

Gerührt umarmte sich das Paar und erneuerte vor dem Freunde das Gelöbniß so feierlich wie am Altare. Dann trat Liesel in die Stube und hing eine silberne Taschenuhr über dem Tische auf — es war das väterliche Erbstück, das Veri an jenem Abend auf dem Freudenberg verkauft hatte. „Der Herr Forstner hat einen guten Einfall gehabt," sprach sie, „und da soll sie hängen und uns gute oder böse Stunden zeigen, wie Gott will!"

Abends aber klangen die Gläser gar festlich zusammen auf das Wohl des neuen Hauses und die Gäste schieden so vergnügt, wie sie vielleicht von wenig Hochzeiten scheiden. —

Und die Glückwünsche sollten zur Wahrheit werden.

Tage, Wochen und Monate vergingen, und man konnte mit Recht sagen, es gab kein glücklicheres Haus im ganzen Lande auf und nieder als die Mühle

am Leitenbach. Liesel und Veri hatten sich nicht bloß vorübergehend zusammengefunden, sie paßten zusammen wie zwei Theile Eines Wesens und ergänzten sich wie zwei ineinander übergehende Gegensätze. Er besaß viele Thatkraft und rasches Angreifen; ihr war mehr die besonnene Ausdauer eigen; wo sie vielleicht zögerte und stockte, da trieb er an, und sie mäßigte klug, was er zu überstürzen schien. Dabei blieb die Harmonie ihrer Herzen nicht bloß die alte, sondern ward immer wärmer und tiefer, und als um Johanni des kommenden Jahrs ein Töchterlein erschien, da dachten sie selbst, daß ihr Glück mit keinem andern zu vergleichen sei. Auch der alte Urbani schien dieser Meinung zu sein, und es vergingen wenige Tage, wo er nicht einsprach, um sein Pfeifchen im Kreise der Leute zu schmauchen, die er seine Kinder hieß und lieb hatte wie Kinder.

Es konnte nicht fehlen, daß der innern Eintracht, dem verständigen Zusammenwirken der Müllersleute bald auch ein äußerer Wohlstand entsprach, der ein sehr behagliches Ansehn bot. Anfangs war hie und da ein Mahlgast mehr aus Neugier gekommen; aber es gefiel jedem, daß er so rasch, so sicher und freundlich bedient wurde, daß keiner wieder ging; es kamen im-

mer mehrere nach, und bald war die Leitenmühle die befahrenste der ganzen Gegend. Mit der Ausdehnung des Geschäfts kam auch der Unternehmungsgeist über Veri; er erweiterte die Mühle um einige Gänge, er legte eine Sägemühle an, und bald ging von der Mühle aus ein gar nicht zu verachtender und schwunghaft betriebener Bretterhandel in's Land.

Nur Eine Wolke hing unverändert an dem heitern Freudenhimmel — das war die Unversöhnlichkeit des alten Grabenöder-Bauers. Umsonst versuchte Liesel auf verschiedene Weise sich ihm zu nähern, er wies alles, was auf sie Bezug hatte, mit unerbittlicher Starrheit zurück. Wohl konnte er sich den Wahrnehmungen über den Wohlstand und das glückliche Familienleben in der Mühle nicht verschließen, aber er stellte sich an, als ob er von all' den Vorgängen nichts bemerkte, die seine Voraussagungen so glänzend widerlegt hatten. Er blieb äußerlich und innerlich der Alte, und nur seine Hausgenossen rühmten, daß er viel milder geworden sei. Er zeigte sich aber nur deßhalb so, um das Gerede zu widerlegen, das ihn im Allgemeinen als hartherzig bezeichnete; er wollte zeigen, daß seine Härte eine grundsätzliche war und nur dem besondern einzelnen Falle galt.

Mit ausgesuchter Geschicklichkeit wußte er jedem Anlaß auszuweichen, der ihn dem Müller oder seiner Tochter begegnen ließe, und wo es von ferne geschah, gab er sich den Anschein, sie gar nicht zu bemerken. Am Graben hin, wo die Grundstücke des Grabenöderhofs mit der Mühle zusammenstießen, hatte er gleich in der ersten Zeit einen starken Zaun anbringen lassen, der jede Berührung abschnitt und einen Fußweg aufhob, der bis dahin häufig von beiden Theilen benützt worden war. Er machte lieber den Umweg auf der andern Seite des Abhangs und wachte mit einer Art von ängstlicher Sorgfalt darüber, daß der Zaun nicht verfiel und die Trennung recht scharf erhalten blieb.

Selbst eine schwere Krankheit, in die er verfallen war, hatte ihn nicht zu beugen vermocht. Vergebens hatte Liesel mit Hülfe des gutmüthigen Bruders sich in die Krankenstube geschlichen und als er schlief, an sein Bett gesetzt. Als er erwachte, wandte er sich zürnend ab gegen die Wand und hieß den Sohn die fremde Person fortschaffen, die sich in die Stube gedrängt habe. Liesel mußte gehn, wollte sie nicht durch den Aerger den Zustand des Kranken verschlimmern und vielleicht hoffnungslos machen. Weinend kam sie in der Mühle an, und wenn auch die Liebe Veri's

und der Besitz ihres Kindes sie beruhigten, gab es doch manchen Augenblick, wo sie aus dem nun zierlich hergerichteten Gärtchen nach dem feindseligen Zaune hinübersah und eine Thräne aus den Augen wischte.

6.

Sechs Jahre waren in solcher Weise vergangen; in ungestörter glücklicher Thätigkeit und liebender Hingebung unten im Thale, droben auf dem Hofe in mürrischem Beharren und feindlicher Zurückhaltung. Zu dem häuslichen Glücke und Wohlstande in der Mühle kam nun auch als drittes Glied die Anerkennung von außen. Wie früher mißachtet, war Veri ein angesehener Mann geworden, dessen Namen und Wort Klang und Bedeutung hatte im ganzen Thale. Die Zeit der Gemeindewahlen brachte ihm davon den bündigsten Beweis; er ward einstimmig unter die Bevollmächtigten der Gemeinde gewählt und sollte Tags darauf zum erstenmal in den Kreis seiner neuen Thätigkeit eingeführt werden. Beklommenen Herzens erschien er in der Versammlung, in der er mit allgemeiner Freude willkommen geheißen wurde. Nur Einer hatte kein freund-

liches Wort für ihn — der Grabenöder, der als Gemeindepfleger wohl nicht ausgeblieben war, aber sich anstellte als kenne er ihn nicht, oder als sei er längst im Rathe gesessen und habe mit ihm in nichts zu verkehren, was nicht zum Geschäfte gehörte.

Auch eine weitere Ueberraschung und Auszeichnung änderte nichts daran. Am Schlusse der Berathung zog der Vorsteher ein landgerichtliches Schreiben hervor und übergab es dem Leiten-Müller. Die Regierung hatte die industrielle Thätigkeit des Müllers nicht übersehn und sprach ihm dafür in einem höchst anerkennenden Schreiben im Auftrage des Königs dessen besondres Wohlgefallen aus. Freudig umdrängten die wackern Bauersleute den Genossen, in dem sich alle mitgeehrt fühlten und der verwirrt und bescheiden für die unverdiente Auszeichnung und die freundlichen Glückwünsche dankte.

Der Grabenöder hatte bei allem keine Miene verzogen und schickte sich an, mit den übrigen zu gehn. Da hielt ihn der Vorsteher zurück. „Wie?“ sagte er. „Willst denn gar nicht wieder gut werden, Grabenöder? Ich mein' doch, Du könntest Dir was einbilden auf den Schwiegersohn!“

„Ich glaube, Du träumst, Vorsteher!“ versetzte

der Alte gelassen; ich hab' keine Tochter. Wie soll ich zu einem Schwiegersohn kommen?" Er ging; die Bauern aber schüttelten die Köpfe und meinten, an dem sei Hopfen und Malz verloren.

Verstimmt kam der Müller nach Hause; die Freude über die ihm gewordenen Ehren war stark herabgestimmt durch die Unversöhnlichkeit des Alten, dessen letzte Worte er nur zu deutlich vernommen hatte. „Ich werde mich bald nicht mehr kränken darüber," antwortete er auf Liesels begütigende Worte. „Ein solcher blinder Haß muß mir schon bald eine Ehre sein, und Du wirst sehn, daß auch Dein Plan so gut umsonst ist, wie alles bisher!"

„Es kann ja sein, Veri," meinte Liesel, indem sie ihm so recht freundlich in die Augen sah, wie sie pflegte, wenn sie ihm den Unmuth verscheuchen wollte. „Aber wir wollen's doch versuchen — eine Tochter kann die Hoffnung nicht so leicht aufgeben, daß sie der Vater doch noch gern hat, und wenn's auch im hintersten Winkel seines Herzens wäre."

Der Grabenöder war noch mißmuthiger nach Hause gekommen und saß nun auf der Hausbank, wo er täglich neben Liesel gesessen hatte und auf der er wohl nur deßhalb so gern saß, wenn er es sich auch nicht

eingestand. Er grollte mit dem Müller, denn der war's ja, wegen dessen die Tochter ihn aufgegeben hatte; er grollte ihm zweifach, weil er so gerechten Grund gehabt zu diesem Groll und weil er ihm diesen nach und nach völlig genommen hatte. Es kam ihn einen Augenblick eine wehmüthige Sehnsucht an nach Blick und Rede der einst so geliebten Tochter — nein, nicht bloß einst — er liebte sie ja noch wie ehemals! Sein Haß war ja nur der Kampf des Herzens mit seinem Kopfe, der sich's eingebildet hatte, sie nicht mehr lieben zu wollen. Aber er unterdrückte die mildere Regung, wie er es schon so oft gethan, und pfiff ein muthwilliges Spottlied vor sich hin.

Eine Weile saß er so, als ihn ein Rauschen in dem Gebüsche aufmerksam machte, das sich von der großen Buche hinter dem Hause unter den Obstbäumen des Angers hinzog und meist aus Stachelbeeren und Johannisbeerhecken bestand. Ohne sich zu regen, blinzte er hin und bemerkte ein Kind, das sich dahinter zu verstecken schien. „Aha!“ brummte er vor sich hin, „da will ein kleiner Schlingel meinen Johannisbeeren einen Besuch machen! Na wart'!“ — Vorsichtig stand er auf, griff nach einer am Boden liegenden Haselgerte und schlich dem Gebüsche zu. „Hab' ich Dich,

kleiner Dieb?" rief er dann rasch vortretend, indem er die Gerte über dem Kopfe schwang.

Ueberrascht hielt er aber inne, denn das Kind war nicht über den verlockenden Beeren, sondern saß am Boden und hatte den Schooß voll schöner Blumen, die es mit ängstlichen Händchen zu einem Strauße zu ordnen bemüht war. Es war ein sauber und festtäglich angezogenes Bauernmädchen mit vollem runden Kindergesicht, braunem Lockenhaar und ein paar lieben braunen Augen, mit denen sie jetzt den Alten erschreckt und doch so eigen ansah, daß es ihm ganz sonderbar um's Herz wurde. Das Mädchen mochte etwas über fünf Jahre haben; sie war gerade in jenem Alter der Liebenswürdigkeit, wo die Kinder noch reine unverfälschte Natur sind, und wo noch kein Zwang des Lebens oder der Schule ihnen den Blüthenstaub von den Schwingen gewischt hat.

Die erschrockene Kleine schien jetzt erst zu begreifen, daß ihr etwas Unangenehmes drohe — sie verzog das Gesichtchen zum Weinen, als der Alte begütigend rief: „Wein' mir nur nicht, Kleine ich, ich thu' Dir nichts, ich hab' nur gemeint, es sei ein böser Bub' da, der mir meine Johannisbeeren stehlen will. Weine nicht, dann geb' ich Dir selber die schönsten da-

von!" — Während er das sagte, hatte er rasch eine Handvoll der schönsten Träubchen abgepflückt und reichte sie dem Kinde, das ihn mit den nassen Augen anlächelte. „Was willst Du denn aber da?" fragte er. „Wie kommst Du daher."

„Ich bitte Dich," sprach das Kind, „Du mußt es der Mutter nicht sagen. Sie hat mir den Strauß mitgegeben und hat mir verboten, an dem Bändl zu zupfen — ich hab's aber doch gethan, da ist der schöne Strauß auseinandergefallen — aber nicht wahr, Du hilfst mir sie wieder zusammenmachen?" —

Der Alte hatte sich dem Kinde gegenüber auf den Stumpf eines abgehauenen Baumes gesetzt und betrachtete dasselbe mit lächelndem Wohlgefallen. „Da hast Du Dich just an den Rechten gewendet!" lachte er. „Ich bin mein Lebtag ein Hauptgärtner gewesen! Aber was willst Du denn mit dem Strauß?"

„Der Strauß gehört für meinen Großvater," erwiderte das Kind geheimnißvoll; „es ist heut' sein Namenstag!"

„So?" fragte der Alte stutzend; „wer bist Du denn? Wer ist denn Dein Großvater?"

„Kennst Du mich nicht?“ sagte das Mädchen wichtig. „Ich bin ja die Leitenmüller-Liesel, und mein Großvater ist der Grabenöder-Bauer.“

In dem Gesichte des Alten zuckte es, wie heftige Blitze über den Gewitterhimmel, der Athem ging ihm schwer. „Kennst Du denn Deinen Großvater?“ fragte er dann.

„Nein,“ erwiderte das Kind; „weißt Du das auch nicht? Die Mutter hat gesagt, erst wenn ich fünf Jahre alt bin und recht brav bin, darf ich zu ihm gehn!“

„Sie haben's dem Kinde also doch verschwiegen!“ brummte er vor sich hin und fuhr dann fort: „Du wirst wenig Ehre aufheben mit Deinem Strauß, denn der Grabenöder ist ein garstiger alter Kerl, der keinen Menschen leiden kann.“

„Lüg' nicht so!“ rief das Kind. „Die Mutter hat mir alle Tag' gesagt, daß er ein braver, guter, alter Mann ist, der sie immer recht lieb gehabt hat —.“

„So, hat das die Mutter gesagt?“ versetzte der Alte bewegt. „Hat sie Dir dann nicht auch gesagt,

was Dein Großvater thun wird, wenn Du ihm den Strauß bringst?"

„Freilich hat sie mir das gesagt!" lachte das Kind. „Er wird mich auf den Arm nehmen und wird sagen: ich dank' Dir schön, liebe Liesel, für Deinen Glückwunsch —."

„Ja," rief der Alte erweicht, „er sagt so! Er nimmt Dich auf den Arm und sagt: „ich danke Dir schön, liebe Liesel, für Deinen Glückwunsch!" Dabei hatte er das überraschte Kind auf den Arm gehoben und bedeckte es mit den zärtlichsten Küssen. „Schau' mich nicht so fremd an, Du närrisch Ding!" rief er. „Merkst Du's denn nicht, ich bin ja Dein Großvater!"

Ermuthigt und herzlich schlang ihm die Kleine die Aermchen um den Hals und so eilte er mit ihr dem Hause zu. „He, Urschel," rief er der Magd durch die Thüre zu, „alles liegen und stehen lassen! Spring' in die Seitenmühl' hinunter, der Müller und die Müllerin sollen herauf kommen zu mir!" — Verdutzt sah ihn die Magd an und wollte dann den Umweg um das Haus einschlagen. „Geh' nur den nächsten Weg," rief er ihr nach; „spring' über'n Zaun oder reiß' ihn gleich gar nieder! Und Du, Hies, läufst hinunter zum

Nachbarn, zum Gemeindevorsteher, er soll einen Augenblick einkehren bei mir."

Ueberglücklich spielte der Alte mit dem schnell zutraulich gewordenen Kinde hin und her; die Eisrinde um sein Herz war geborsten und er fühlte sich wie neugeboren, daß er es nicht mehr zwingen, daß er ihm folgen durfte, wie es ihn zog. „Sollst was mit ansehn!" rief er dem zuerst herbeikommenden Vorsteher zu. „Muß mich doch dafür bedanken, daß Du mir heut' einen solchen Marsch gemacht hast!"

Jetzt eilte Liesel mit ihrem Manne athemlos den Berg heran, ihm entgegen. Er trat auf Veri zu, bot ihm die Hand und sagte: „Grüß' Dich Gott, Schwiegersohn!" — dann aber öffnete er die Arme, und Liesel flog dem Schluchzenden, wie er schluchzend, an die Brust. Worte hatten Beide nicht, aber die Thränen die sie vergossen, waren von den seligsten, die je ein Menschenauge geweint.

„Und jetzt den Tisch heraus in's Freie!" rief der Alte nach der Begrüßung. „Heut' ist mir's zu eng in der niedrigen Stube da drin! Ein feines Tischtuch d'rauf, und der Hies soll hinunter zum Wirth, er soll mir Wein schicken, vom besten, den er hat! Heut'

ist beim Grabenöder Hochzeit und Kindstauf und Namenstag und ich weiß selber nicht was alles!"

Es geschah schnell wie angeordnet; der Alte legte selber überall Hand an, dazwischen lief er aber immer wieder weg und schüttelte dem Müller die Hand oder liebkoste das Kind oder fiel Liesel um den Hals. Als alle unter der großen Buche um den Tisch saßen, ging die Sonne unter, glühend und erhaben, daß über dem erlöschenden See und den dunklen Wäldern der Brecherspitz und der Jägerkamp leuchteten und glühten wie riesenhafte Freudenfeuer. „Du lieber Gott," sagte der Alte und nahm die Mütze ab, „ich hab' die Sonne oft untergehn sehn da droben, aber so schön wie heut' ist sie nie untergegangen!"

Die Gläser wurden eben gefüllt, als noch ein Gast den Berg heraufkeuchte. Der alte Urbani hatte Abends seine gewohnte Gesellschaft in der Mühle nicht gefunden und schleppte sich nun, so sauer es ihm ankam, ebenfalls die Anhöhe herauf. „Halt," rief er schon von weitem, „ich gehör' auch dazu! Das ist wohl das Letztemal, daß ich mit meinen achtzig Jahren da herauf kraxeln werde — aber ich kehrte mich im Grab um, wenn ich heut' nicht dabei gewesen

wäre! Hast es brav gemacht, Grabenöder, bin zufrieden mit Dir, und wenn der Marschbefehl kommt, will ich Dir drüben ein richtigs Quartier bestellen!"

Der Jäger war ungemein gealtert und ging so recht auf den letzten Füßen, aber die alte Flamme loderte noch einmal auf, und er kam den ganzen Abend nicht zur Ruhe vor Munterkeit und launigen Einfällen. „Was mich am meisten freut," rief er, „das ist, daß ich eigentlich allein schuld daran bin, daß wir so beisammen sitzen! Wenn ich damals am Johanni-Vorabend nicht von den Wichteln erzählt hätte —."

Vergebens winkte ihm der Müller ab; der geschwätzige Alte ließ es sich nicht wehren, alles zu erzählen, was ihm auf dem Herzen lag, und was ihm Veri inzwischen längst über seinen verhängnißvollen Nachtgang erzählt hatte.

„Wenn ich das gewußt hätte," rief die Müllerin ihrem Manne mit lächelndem Drohen zu, „daß Du damals auf solchen Wegen warst, so hätt' ich Dir anders mitgespielt! Das war mir ein sauberes Gebet!"

„Aber es hat gewirkt!" rief der glückliche Müller.

„Das Wichtel ist erschienen und ist wieder eingezogen in der Leitenmühle, und ich will schon sorgen, daß es mir nimmer entwischt!“

Innig umarmten sich die Beiden; der Jäger aber rief: „alle Gläser eingeschenkt! Stoßt an mit mir, daß die Scherben springen — es lebe der Leiten-Müller und sein Wichtel!“

II.

Blut um Blut.

1.

Wo die Isar aus dem tiefen Thaleinschnitt, den sie sich auf ihrer Gebirgswanderung gegraben, bei München in die Ebene tritt, kann sie als die Grenze gelten, die das Hochland von dem übrigen Theile Oberbayerns scheidet, in welchem sich, anschließend an die Münchner Hochebene, zuerst tagelange Moosstrecken von Fürstenfeldbruck über Dachau und Schleißheim bis hinunter gegen Freising ausdehnen. Es wird wohl noch Jahrzehnte dauern, bis es der vordringenden Cultur gelingen wird, den Torfgehalt des ehemaligen Seegrundes zu erschöpfen und diesen selbst trocken zu legen — jetzt bietet die weite wellige Ebene, nur von trägen Moosbächen durchschnitten, kaum hie und da von graugrünem Weidengebüsch unterbrochen und noch seltener von einer menschlichen Ansiedelung belebt, einen trau-

rigen, wenn auch nicht unschönen Anblick, dessen braunrothe Farbentöne und duftige Linien, vielleicht an jene der römischen Campagna erinnernd, schon manchen Maler begeistert und unter dem Pinsel eines Zwengauer und Morgenstern ihre künstlerische Verherrlichung gefunden haben. Als Grenze blickt von links her in blauer Ferne der Schluß der Bergkette des bayrischen Hochlandes mit dem Herzogenstand, dem Heimgarten und der scharf abfallenden Zugspitze, die in's Land hinaus ragt, wie der leergelassene Thronsessel eines Riesen, um den sich die niedrigern Algäuer Berge wie dienende Vasallen drängen; zur rechten Seite zieht abschließend eine anmuthige Hügelkette dahin, auf welcher dunkle Tannenwälder mit braunen Ackerstreifen und grauen Wiesflecken wechseln, und bald ein freundliches Dorf mit stattlicher Kirche und Sattelthurm das heitere Leben der Gegenwart verkündet, bald das Schloß der alten Grafen von Dachau oder das ehrwürdige Stift von Weihenstephan von vergangenen Jahrhunderten und ihrer Herrlichkeit erzählen.

Auf dieser Höhe, zu deren Füßen sich die braune Amper aus dem fernen glänzenden Silberbecken des Ammersee's heranschlängelt, ist wieder schönes fruchtbares Land, und während unten die Moosbäuerlein

mit ihrem kleinen Vieh und ihren unscheinbaren Pferden mühsam mit dem kargen Boden und der sauren Weide um ein kümmerliches Leben ringen, hat eine Stunde weiter der Wohlstand seinen behäbigen Wohnsitz aufgeschlagen. In leichten angenehmen Hügelwellen zieht reiches Fruchtland sich bis gegen Friedberg hin, mit zahllosen Dörfern, Hofmarken und Märkten, mit ergiebigem Boden, saftigen Wiesen und stattlichen schützenden Tannenwäldern, mit kleinen Flüßchen und Bächen dazwischen, so erquickend und mild, als die Luft, die darüber heimisch ist. Eine Eigenthümlichkeit der Gegend sind die vielen Einzelhöfe, eine Erinnerung, daß wir uns auf dem Boden echt germanischer Ansiedlung befinden, denn der Bajuvare liebte es, sich einzeln anzubauen und sein Gehöfte an einen möglichst freien und beherrschenden Punkt zu stellen.

Auf einer dieser Einöden begab sich die Geschichte, die wir erzählen; möge aber darum Niemand nach ihren örtlichen Spuren suchen, es würde vergebens sein, denn ein Theil der mithandelnden Personen lebt vielleicht noch, und dies gebot uns, die Spuren zu verwischen und zu verwirren. Niemand wird und soll unterscheiden können, was davon in's Bereich der Dichtung gehört; daß sie wahr sei, wird nur derjenige be-

zweifeln, der das Volk nicht kennt, und über der heitern Seite des Bauernlebens vergißt, daß in ihm hart neben dem Idyll auch tragische Abgründe liegen, wie kein städtisch verfeinertes Treiben sie schauriger und finsterer zeigt. Der Kern des Bauernthums ist unverdorbene Kraft: es ist nur natürlich, wenn sie nicht bloß zum Guten drängt, sondern auch in maßloser Leidenschaft ausbricht — zumal im Flachlande, wo Luft und Lebensweise beitragen, das Blut minder leicht fließen zu machen, als in den Bergen des Hochlandes.

Auf grasigem Hügelabhang, mit der Giebelspitze gegen Sonnenaufgang gewendet, liegt der Stürzerhof, ein stattliches Bauerngut in Mitte einer mächtigen breiten Ackerflur, die nach allen Seiten von dunklem Tannenwalde bekränzt wird. Der Umkreis ist nicht groß; keine Fernsicht reicht über den Waldgürtel hinaus, und auch innerhalb desselben bietet sich dem Auge keine andere Abwechselung, als die leichten Hebungen und Senkungen des Geländes, als die sich in Braun, Gelb und Grün abstufenden Farben der Ackerstreifen. Das war besonders bei Beginn der Erzählung der Fall, denn der Wind wehte schon lange über die Stoppeln und über die grünen Schöpfe der Halmrüben,

und der erste Sonntag im October ging in prachtvoller goldener Abendbeleuchtung zu Ende. Im Widerscheine desselben stand der Stürzerhof mit seinen weißen Mauern wie ein Schlößchen da, an welches sich zur einen Seite ein langgestreckter Baumgarten schmiegte, während gegenüber der Wald eine grüne Spitze herab vorschob und den natürlichen Park des Schloßherrn zu bilden schien. Zwischen der Spitze und dem Hofe stand auf grüner Wiesenfläche eine mächtige, dichtbelaubte Eiche, vor ihr ein über den Baum hinaus ragendes, roth angestrichenes Kreuz mit drei Querbalken — ein sogenanntes Schauerkreuz, dem man die Kraft zuschreibt, den Hagelschlag von der Flur abzuwenden, die es überschaut.

Beim Nähertreten verlor sich das gute Aussehen des Hofes beträchtlich, denn da war nicht zu verkennen, daß ein Theil desselben etwas verkommen aussah und das Eine sich nicht zum Andern schickte. Die Thüren und Fenster des Erdgeschosses waren nach Sitte der Gegend rothbraun angestrichen und mit einem weißen Andreaskreuz bemalt; die Fenster waren klein, niedrig, breit und mit Blei in runde Scheiben gefaßt; im auffallenden Gegensatze dazu waren Fensterstöcke und Läden des obern Stocks mit freundlichem Grün bemalt, die

Fenster selber aber geräumig und mit breiten hellen Scheiben besetzt, hinter denen sich bescheidene Anfänge von Vorhängen blicken ließen. Hart an die linke Wand des Hauses schloß sich eine hohe Planke und theilte den Raum von der Einfahrt her in zwei streng geschiedene Hälften; auch hinter dem Hause durch den Obstgarten setzte sich die Scheidewand fort und verwandelte sich am Ende desselben in einen Feldzaun, der sich erst am Waldsaume verlor.

Der Stürzerhof war offenbar getheilt und im Besitze zweier Herren, die nicht eben gute Freunde und Nachbarn zu sein schienen, und alle möglichen Anstalten getroffen hatten, einander nicht zu begegnen.

An jenem Abend schritt ein junges Bauermädchen in der eigenthümlichen Tracht jener Gegend zur rechten Seite der Planke durch den Garten. Es war eine groß und schlank gewachsene Gestalt, auf deren Hüften der schwarze gelbgesäumte Rock mit seinen unzähligen dicht gelegten Falten bequem und natürlich ruhte, und nur etwas übers Knie fallend ein ungemein zierliches Bein in weiß und blau geflammten Strümpfen und einen Fuß erblicken ließ, den selbst die rund ausgeschnittenen Schuhe mit ihren plumpen Bandrosen nicht zu entstellen vermochten. Um den Oberkörper schmiegte

sich ein schwarzes Mieder mit einem leicht vor die Brust geschnürten Vorstecker aus Goldstoff; den schlanken Hals umgab das feingefältete Hemd in zierlicher Krause, und mit gleichen Fälteln und Krausen waren auch die Hemdärmel besetzt und hoben, nur bis an die Hälfte des Oberarms reichend, dessen kräftige Rundung angenehm hervor. Auf dem Kopfe saß das unvermeidliche Spitzenhäubchen mit Draht, das sich um das schöne feingeröthete Angesicht des Mädchens wie ein duftiger Rahmen anschmiegte, während das durch Haar und Zöpfe über die Stirne gebundene rothwollene Band den Ausdruck der feurigen nußbraunen Augen noch entschiedener machte. Das Mädchen war unbestreitbar von hoher Schönheit, und dennoch konnte das holde Gesicht in Augenblicken des Nachdenkens einen so harten, ja beinahe wilden und trotzigen Ausdruck annehmen, daß man nicht glauben konnte, das seien dieselben Züge, die noch eben so kinderhaft freundlich zu lächeln vermocht hatten.

Das Mädchen ging langsam; es hatte ein Körbchen am Arme, mit überreifen aufplatzenden Bohnenhülsen gefüllt, und machte sich an den Gemüsebeeten des Gartens zu schaffen. Es gab aber dort so viel wie nichts zu thun, denn der Garten war herbstlich

verwildert und schien sich keiner besonders sorgsamen Hand zu erfreuen. Auf den Beeten standen die Strünke der abgeräumten Kohlköpfe zwischen den Stengeln hoch aufgeschossener Samenpflanzen; nur hie und da ragte ein unordentlicher Büschel Bandgras oder ein Geniste von Nelken und Rittersporn. Es gab ein kümmerliches Sträußchen, daß die schöne Bäuerin sich zusammenlas und hinter den Goldlatz steckte; fast hatte es den Anschein, als suche sie nur einen Vorwand, um länger im Garten zu bleiben und dem Gesange zuhören zu können, der aus dem feindlichen Gebiete jenseits der Planke herübertönte.

In den Zweigen eines großen alten Baumes stand dort ein Bauernbursche im blauen Staubhemd, einen Gürtel um die Mitte, ein leicht umgeschlagenes schwarzes Tuch um den Hals und auf dem schwarzen Krauskopf einen hellen Strohhut, dessen breiter Rand ihm gestattete, unbemerkt in den Nachbargarten zu schielen. Konnte er auch von dem Mädchen, das sich immer in der Nähe des Zaunes hielt, nicht viel sehen, so war doch klar, daß seine Aufmerksamkeit nicht dem verwilderten Garten galt, obwohl der von ihm gepflegte dagegen allerdings wie eine fürstliche Anlage anzusehen

war. Die Wege durch den Obstgarten waren so rein, wie gescheuert; die Baumscheiben zierlich ausgehoben und frei gehalten; die Kronen der Bäume verriethen die sichtende Hand des kundigen Gärtners, und in der Rabatte die Breterwand entlang leuchtete ein prachtvoller Herbstflor von Astern, Monatsrosen, Georginen und andern Spätblumen. Der Bursche war mit dem Abpflücken von Zwetschgen beschäftigt, die er in ein am Baume befestigtes Körbchen legte und dazu mit heller Stimme sang:

„Jetzund lad' ich zwei Pistolen,
Thu' vor Freuden einen Schuß,
Der Herzliebsten zu gefallen,
Weil's die Schönste ist von Allen,
Die ich jetzund meiden muß!"

Er machte einen kleinen Absatz, blickte fest in die andere Abtheilung hinüber und schien seinen Muth zu einem besondern Anlauf zusammen zu fassen. „Einmal muß es sein," brummte er vor sich hin und rief dann laut: „Ich kann schon all's aufhör'n mit meinem Kreische', wenn's der Jungfer Nachbarin nicht gefällt . . ."

„Meint Ihr mich, Nachbar?" sagte das überraschte Mädchen und blickte erröthend auf. „Von wegen

meiner könnt Ihr immer fortsingen, mir gefällt's ganz wohl!"

Der Bursche erwiderte nichts und sang weiter:

„Jetzund geb' ich meinem Pferd die Sporen,
Reite zu dem Thor hinaus,
Hab' vor Allen Dich erkoren,
Schönster Schatz, Du bleibst mir unverloren,
Bis ich wied'rum komm . . ."

Das Krachen des Astes, auf dem er stand, unterbrach ihn: das Mädchen drüben schrie laut auf und war mit einem Sprunge an der Planke, als wenn sie ihm zu Hülfe kommen wollte — sie hatte in der Eile nicht an die Scheidewand gedacht, die es unmöglich machte. Die Sache war indeß nicht so gefährlich, denn der gewandte Bursche hatte sich gerade im rechten Augenblick vom Baume niedergeschwungen und stand wohlbehalten an der andern Seite des Zaunes, einige im Sprunge entfallene Früchte wieder auflesend.

Keines sprach ein Wort, Keines sah das Andere, und dennoch blieben Beide an ihrem Platze stehn, als müßten sie noch etwas Besonderes erwarten, das sie kommen sahen, wie das langsame Aufschießen einer Blumenknospe. Der Bursche ermannte sich zuerst. „Wenn die Jungfer Nachbari' noch drüben ist, möcht'

ich ihr wohl was sagen... Ich hab's schon oft auf der Zung' gehabt und hab's Ihrem Vater und Ihrem Bruder sagen wollen, aber ich hab's nie anbringen können, denn sie sind immer fuchsteufelswild, wenn sie mir begegnen, und schauen drein, als wenn sie all's anfangen wollten zu krakehle . . ."

„Und was wär' denn das?" klang's von drüben etwas beklommen; „ich will's dem Vater wohl ausrichten . . ."

„Dann will ich der Jungfer Nachbarin sagen," begann der Bursche rasch, „daß ich . . . daß sie . . ." Er stockte und setzte dann langsam hinzu: . . . „daß dort an der Planken ein paar Breter losgeworden sind . . ."

„Ist das die Möglichkeit! Davon hab' ich noch nie was bemerkt . . ."

„Ja, es ist schon so," fuhr der Bursche geläufig fort, „da seh' die Jungfer Nachbarin nur selbst . . . an den beiden Läden da sind die Pfostennägel ausgefault, es braucht nur einen Druck, so liegen sie unten..." Im Eifer, seine Entdeckung nachzuweisen, gerieth der Druck etwas zu stark, die beiden Breter löſten sich von den Pfosten ab und senkten sich schräg zu Boden.

In der blitzschnell entstandenen Lücke standen sich Bursche und Mädchen hart gegenüber, beinahe Gesicht

an Gesicht, daß ihre Athemzüge sich streiften. Beide waren wie mit Blut übergossen und vermochten keinen Laut hervor zu bringen. „Das muß ich gleich dem Vater sagen, daß er's wieder vermacht . . ." stammelte endlich das Mädchen.

„Wenn die Jungfer will," entgegnete der Bursche, „mir thät's nicht pressire', und wenn's nach meinem Kopf ging, ich ließ' den ganzen Zaun einreißen . . ."

„Ich hätt' auch nichts dawider . . . dann könnt' ich besser in Euren Garten sehn, der gefällt mir einmal zu gut. Das ist Alles so sauber wie in einer Kapellen, und Ihr habt so schöne Blumen. Bei uns sind Distel und Brennnessel das Meiste, und Hennendarm und Taubenkropf — kaum daß ein armseliges Nagerl (Nelke) und ein Rosmarin fortkommt . . ."

„Das ist eine besondere Sach'," rief der Bursche lachend, „wie die Geschmäcker verschiede' sind! Mir gefallt Ihr Garte' viel besser als der unsrige, und ich hab' in der ganzen Welt nirgends solch' eine schöne Blum' gesehen, wie sie da wachsen . . . Wenn ich ein solches Sträußle hätt', wie die Jungfer Nachbarin da am Mieder stecken hat, ich thät' einen Kreuzsprung machen vor Vergnüge'!"

„Die paar Blümeln sind net so viel werth,“ sagte das Mädchen, indem sie ihm das Sträußchen mit niedergeschlagenen Augen hinreichte. Der Bursche ergriff es hastig, als ob er daran riechen wolle, und drückte einen leichten Kuß darauf. „Da muß aber die Jungfer Nachbarin,“ rief er, „von mir aach ä Gegengeschenk annehme' und sich von meine Zwetschge' da was aussuche' . . .“

Dem Mädchen war der geheime Kuß nicht entgangen, in der Verwirrung darüber kam ihr der Vorwand gelegen, sich bewundernd über das Körbchen zu beugen. „Was Ihr für wunderschöne Zwetschgen habt!“ rief sie. „Wir haben doch die nämlichen Bäume und bekommen nur kleine und saure Dinger, wie die Schlehen!“

„Das kommt davon, daß Ihre Bäume nicht geputzt werden und den Brand und den Schorf haben... hätt' ich was dreinzureden, so was ließ ich nicht aufkommen!“

„Und wie schön die Frucht in dem Körbel geordnet ist! Die Weinblätter machen eine prächtige Einfassung, und die Astern, die dazwischen gesteckt sind, lassen erst recht sehen, wie duftig und blau die Früchte sind, es wär' schade, wenn man sie herausnehmen wollt'!“

„Davor kann man helfe'! Behalt' die Jungfer Nachbarin das ganze Körbche' — aber jo das Körbche' nicht, das könnt' eine schlimme Bedeutung habe' . . . wenn Sie 's einmal nicht mehr braucht, kann Sie mir das Körbche' über'n Zaun werfe'!"

„Das wär' doch zu grob — ich werd' Euch wohl einmal wieder hören, daß ich's zurückgeben kann!"

„So ist es also der Jungfer nit zuwider, wenn sie mir begegnet?"

„Warum sollt's mir zuwider sein? Ihr habt mir ja nichts zu leid gethan!"

„Und könnt' der Jungfer aach nix zu leid thun, nit vor mei' Lebe'! Ich hab' nur gemeent, weil doch Ihr Vater und Ihr Bruder und die Bauern alle in der Gegend uns Pälzer nit leide' könn' . . . es könnt bei der Jungfer aach so sein! Und das freut mich, daß es nicht so ist, denn weeß Gott, die Bauern haben kee' Ursach', wir sind nit zu neiden, daß wir haben fortgemußt aus der schöne Palz!"

„ . . . Ihr seid also nit gern bei uns?"

„O wohl gern — aber das muß die Jungfer Einem nit übel nehmen, wenn man sich daran erinnert, es ist gar zu schön drüben über'm Rhein! Die Jungfer sollt' nur einmal die schöne Wiese und Felder,

und die Laubwälder mit denen prächtigen Eichen und Buchen sehn, und die Mandle und die Käste, die all's im Freien wachse', und die Wingerte mit den schönste Traube' . . . sie sollt' Augen machen!"

„Euer ganzes Herz muß noch dort sein, so verzückt redt Ihr davon!"

„Meine Gedanken reisen wohl all's noch manchmal hinunter in die Palz — aber mei' Herz ist nicht dort, das ist in der Dachauer Revier daheim!"

Das Mädchen kam aus der Verwirrung nicht heraus; welche Ausflucht sie auch versucht hatte, immer nahm das Gespräch schon nach wenigen Worten eine verfängliche Wendung. „Aber warum," sagte sie ausweichend, „seid Ihr Ueberrheiner daheim fort und zu uns gekommen?"

„Weil dort all's zu viel Leut' sind, und Grund und Boden ist einmal zu theuer. Drum gehn alle Jahr Viele, die keinen Platz und keine Arbeit mehr finden, über's Meer nach Amerika; mein Vater aber hat gesagt, wir wollen lieber hinüber in Bayern, da is all's noch Platz genug, und der König Max Joseph ist ein guter Mann und is aach ein Pälzerkind, und wir bleiben wenigstens auf dem lieben deutschen Erdboden... Warum betrachtet die Jungfer meine Bluf' so be-

sonders?“ unterbrach er sich selbst. „Es ist eine kommode Tracht und zur Arbeit gut . . .“

„Ich hab’ mir die feine Nähterei auf Eurem Gürtel betrachtet . . . Was bedeutet der Buchstab’, der eingenäht ist?“

„Das ist so Gebrauch bei uns: es ist der Anfangsbuchstab’ von meinem Namen — ich heiß’ Adrian...“

„ . . . Ein schöner Nam’ . . . es heißt Niemand so bei uns in der ganzen Gemein’.“

„Für mich aber hat das A noch eine besondere Bedeutung: es heißt auch — Ameile . . .“

„Ameile? Was ist das?“

„Das ist der Namen von dem Mädle, das ich gern hab’ . . .“

„Ich glaub’, der Thras meld’t was, weil er so bellt,“ sagte das Mädchen, indem sie ihr Körbchen zu sich nahm, „ich muß fort . . .“

Adrian faßte sich ein Herz und hielt sie am Arme fest. „Bleib’ die Jungfer Nachbarin doch — der Hund hat sich ja gar nicht gerührt; ich möcht’ gar zu gern mit ihr von dem Mädle schwätze, das ich gern hab’ . . . von meinem Ameile . . .“

„Ameile . . .“ flüsterte das verlegene Mädchen,

„das lautet recht schön, aber wir haben keine solche Heilige im Kalender . . ."

„O doch, doch! Es ist nur ein' Schmeichelwörtle, eine Abkürzung . . . für Ihren Namen, Jungfer . . . Ameile ist bei uns Annemarie!"

„Ich muß aber gewiß und wahrhaftig fort," rief das Mädchen und wollte sich losmachen, „es fängt schon an, dunkel zu werden . . ." Adrian aber hielt sie fester, faßte ihre Hand und fuhr fort: „Findet die Jungfer, daß das gut lautet? Mir geht es auch so, das Herz geht mir auf, wenn ich den Namen höre... und wenn ich erst sagen dürfte: mein schönes, gutes, mein liebes Ameile! . . . O mach' sich die Jungfer nicht los, ich muß es Ihr einmal sagen, wie 's mir um's Herz ist, daß Sie mir's angethan hat im ersten Augenblick, wie wir vor anderthalb Jahren auf den Hof gekommen sind, daß ich Sie mit jedem Tag lieber bekommen hab' und daß ich mich schon lange nach einer Gelegenheit sehn', es Ihr zu sagen! Sie allein und keine Andere ist meine Ameile — was wär' ich für ein glücklicher Mensch, wenn die Jungfer mir auch ein wenig gut sein könnte!"

„Annemarie sah zu Boden; sie lächelte, und dennoch trat in ihrem Gesichte der finstere Zug hervor,

der es hart und beinahe unheimlich machte. „Verlangt das net, Adrian,“ sagte sie dumpf, „es wär' nur ein Unglück für uns alle Beide . . .“

„Ein Unglück? Und warum?“

„— Weil mein Vater niemals seine Einwilligung dazu geben thät' . . . Ihr wißt, er kann die Ueberrheiner nit ausstehen . . . er hat gar keinen andern Gedanken, keine andere Kümmerniß, als wie er Euch wieder aus dem Hofe bringen kann . . .“

„Wir haben ihm doch nie was zu leid gethan! Wenn er uns nicht im Hof haben will, warum hat er ihn dann verkauft?“

„Das will ich Euch sagen, Adrian, wenn ich auch selbiger Zeit, wie das geschehen ist, noch ein halbes Kind gewesen bin. Der Vater hat sich hart gehaust in den Kriegszeiten, dann hat ein paar Mal hintereinander der Schauer Alles in Grund und Boden hineingeschlagen, der Viehfall ist dazu gekommen . . . es ist ihm nichts übrig 'blieben, als den halben Hof zu verkaufen. Es hat sich auch gut getroffen, daß ihn ein Vetter gekauft hat, der hat ihm versprochen, er wollt' ihm den halben Hof wieder ablassen, sobald er's im Stand wär', ihn hinauszuzahlen. Und der Vater hat sich geschunden und geplagt, damit er das Geld

zusammenbringen soll, und er hätt' es wohl noch zusammenbracht, und der Vetter wär' seinem Wort auch nit umgestanden — da ist er aber geschwind weggestorben, und die Erben und Befreund'ten haben nicht nach dem Vater gefragt und haben das Gut verkauft . . ."

„Gott sei Dank, so sind wir hereingekommen!" rief Adrian. „Und wollen auch drinnen bleiben und wollen es versuchen, gut Freund zu werden mit dem Vater! Sollte es denn gar nicht möglich sein, ihn auszusöhnen?"

„Ich glaub's nicht," sagte sie mit traurigem Kopfschütteln, „der Vater ist gar streng und hart! Hätt' er sonst Haus und Garten und Feld abgetheilt, als wenn eine Mauer dazwischen wär'? Der Stürzerhof muß wieder ganz sein werden — das ist sein einziges Trachten . . . eh' er das aufgiebt, läßt er Alles zu Grund geh'n!"

„Ich kann mir's nicht so gefährlich vorstellen," erwiderte Adrian. „Du bist so gut, Ameile, und Dein Vater sollt' gar kein Fleckle habe', wo man ihm beikomme könnt'? Ich will's doch versuchen, wenn ich nur erst weiß, wie ich mit Dir daran bin! . . .

Lieb's herziges Ameile . . . sag', ob Du mich nicht aach ä Bißle lieb habe' kannst?"

Annemarie wurde des Geständnisses, dessen Ahnung auf ihren Wangen brannte, durch den Hofhund überhoben, der lautbellend anschlug. „Ich muß fort," sagte sie, „der Vater kommt zurück . . ."

„Das ist der Vater noch nicht! Ist er nicht nach München hinein zum Octoberfest? Der meinige ist ja auch hin . . . bis das Pferderennen vorbei ist, wird's immer viere, und unmittelbar darnach wird Dein Vater auch nicht aufgesessen sein . . . er kann noch nicht zurück kommen . . ."

„Ich bitt' recht schön, Adrian, daß Ihr mich gehen laßt . . ." bat das Mädchen herzlich; er aber hielt ihre Hand noch fester und fuhr dringender fort: „Ich halt' Dich nicht auf, Ameile, aber die Antwort auf meine Frage ist ja so kurz . . . oder wenn Du mir nicht so antworten willst, thu's auf eine andere Weis'... Du hast ein Nelkenstöckle mit wunderschöne rothe Blume am Fenster in der Stub' . . . gib mir Eene davon! Im Hausplatz, wo die Welt mit Bretern verschlagen ist, daß wir nicht hineinkönnen zu Euch, ist ein Spalt gerade über'm Schloß . . . ich steh' oft davor, Ameile, weil ich Dich dort gerade sehn kann, wenn Du in der

Küche am Heerde stehst. . . . Durch diesen Spalt gib mir Antwort; ist's Nein, so schiebe mir ein Nelkenzweiglein durch; ist's Ja, so nimm Eine von den schöne' feurige' Blume' . . . Willst Du, Ameile?"

Das Mädchen erwiderte nichts, sondern eilte durch die stark einbrechende Dämmerung dem Hofraume zu, von welchem Hundegebell immer lauter hörbar wurde. Adrian sah ihr einen Augenblick betreten nach, dann machte er sich daran, die losgegangenen Breter wieder an der Planke zu befestigen. „Ich wollte, der alte Stürzer hielte in seinem Eigensinn nicht fester als diese verrosteten Nägel," brummte er dabei, „dann wär' Alles gut!"

Annemarie war hastig und ohne sich umzusehen, in der Wohnstube angekommen und hielt das Körbchen mit den Pflaumen und Blumen behutsam mit der Schürze bedeckt. Sie hatte kaum so viel Zeit gefunden, dem an der Kette lärmenden Hofhunde ein beruhigendes Wort zuzurufen, auf das er wedelnd in die Hütte kroch, und öffnete nun das in der Ofenecke befindliche altersbraune Wandschränkchen, um ihr Kleinod im obern Fache vor uneingeweihten und feindseligen Blicken zu verbergen. Hochaufathmend war sie eben damit zu Ende gekommen, als es von außen an's halbgeöffnete

Fenster pochte. Erschrocken schlug sie das Schränkchen zu und wandte sich nach dem Fenster, durch welches ein stämmiger Bursche von verwegenem Aussehn hereinlugte. Der runde niedrige Filzhut auf dem kurz geschorenen Haar und die rothe, statt der Knöpfe mit Silbermünzen besetzte Weste zeigten, daß er zu den eingebornen Bewohnern der Gegend gehörte. Er hatte die Jacke über die eine Schulter geworfen, während auf der andern der Lauf eines Gewehres sichtbar wurde. Das Gesicht des Burschen war schön, vielleicht schöner als das Adrian's, aber es war etwas Kühnes und Wildes darin, was eher zurückschreckte, als anzog. „Was rennst denn, als wenn Dir der Kittel brennte, Mirl," rief er, „daß man Dich nicht erschreien und einholen kann?"

„Ich hab' nichts von Dir gehört und gesehen," erwiderte das Mädchen kurz.

„Dann muß Dir schon bei dem kühlen Abend ein Fluß auf's Gehör gefallen sein!" höhnte der Bursche. „Was hast denn noch so spät im Garten zu schaffen gehabt?"

„Geht's Dich was an, Melcher? . . . Ich hab' Bohnen gebrockt."

„Bohnen gebrockt? Um die Zeit? Und an der

Planken? Die Bohnen stehn ja auf der andern Seit', so viel ich weiß! Das kommt mir ganz eigen vor, Mirl!"

„Ich glaube gar, Du laß'st Dir einfallen, mir aufzupassen! Und damit Du's nur weißt . . . ich heiß' Annemarie, nicht Mirl, ich wüßt' nicht, warum ich mir meinen Namen sollt' verhunzen lassen!"

„So? Das ist ja wieder was Neues! Hat Dich ja Deiner Lebtag noch kein Mensch anders geheißen als Mirl, und jetzt ist Dir's auf einmal zu gering? Du solltest aber nit so reden, Mirl — Du weißt ja, wie ich's im Sinn hab' mit Dir!"

„Was ist's dann? Hab' ich Dir merken lassen, daß ich von derselbigen G'sinnung bin?"

„Das hast nicht gethan, aber Du hast mich doch merken lassen, daß es Dir nit zuwider ist . . . Das kannst nicht leugnen, Mirl? Soll's mir jetzt gleich sein, soll mir nicht der Zorn aufsteigen, wenn ich seh', daß ein Andrer . . ."

„Ach was!" unterbrach ihn Annemarie unsicher, „wo sollt' in der Einöd' ein Andrer herkommen?"

„Man sollt's freilich nit glauben, ich seh's selber ein, daß es eine Dummheit ist, so was zu denken... und doch wollt' ich darauf wetten, ich hätt' vorhin an

der Planken den Rheinschnaken bei Dir stehn sehn, den nothigen Ueberrheiner, der das Hemd über's Gewand tragen muß, weil er sich keinen Janker vermag . . ."

„Ich hab' Dir schon gesagt, Melcher," rief das Mädchen zornig, „ich verbitt' mir das Ausspioniren! Wenn's nochmal geschieht, sag' ich's dem Vater, und Du mußt aus dem Haus!"

„Hoho," entgegnete der Bursche, „pfeift der Wind aus dem Loch? Dann weiß ich, wie ich daran bin... dann sei nur Du froh, wenn ich dem Bauern nichts sag' . . ."

„Zankt Ihr Zwei wieder einmal mit einander?" rief ein Dritter dazwischen, ein Bursche in Bauerntracht, den die Aehnlichkeit des Gesichts auf den ersten Blick als Annemarie's Bruder erkennen ließ. Es waren ganz dieselben Züge, nur in männliche Formen übergetragen und mit stärkerem Hervortreten des finstern Ausdrucks um Mund und Augen. „Ihr exercirt Euch ein bissel früh ein auf den heiligen Ehstand!"

„Da bist bös auf dem Holzweg, Sepp!" rief Annemarie, „so weit ist's noch lang nit mit dem Melcher und mir!"

„Wirst schon so weit kommen, Schwester . . ."

kannst keinen bessern Mann finden, ich versteh' mich drauf!"

„Kümmre Dich um Dich selber! Hast schon wieder den Stutzen auf dem Buckel? Willst nie gescheidt werden und das Wildschießen aufgeben? Laß Dich nit verleiten von dem Melcher, es ist noch einmal Dein Unglück! Wenn Dir einmal der Förster begegnet . . ."

„Dummheiten!" rief Melcher dazwischen. „Dann kommt's eben darauf an, bei wem's zuerst knallt! Komm' Sepp, laß Dir nix einreden; wir vertragen die schönste Zeit mit dem öden Gered . . . ich weiß einen Platz droben im G'ramp (geräumter Schlag), wo noch der Sommerhaber steht. Ein Zwölfender wechselt alle Tag um die Zeit heraus . . . sollen wir unsern Haber ruhig abweiden lassen? Nein — ich will unsre Flur hüten, und was mir in's Gäu geht, das brenn' ich nieder . . ."

Die Bursche verschwanden in der Dämmerung; das Mädchen zog das Fenster zu, indeß ihr über Melcher's Drohung ein Schauder über den Leib lief. Während es draußen noch dämmerte, war die Stube schon völlig dunkel geworden, und sie eilte, das Oellämpchen anzuzünden und dadurch die Unannehmlichkeit

der Finsterniß und der Einsamkeit wenigstens in etwas zu verscheuchen. Dann nahm sie den Haspel zur Hand, um das Garn, das sich den Tag über auf der Spule angesammelt hatte, abzuwinden, aber der daran angebrachte Schneller, welcher jedes Hundert von Fäden durch einen kleinen Krach anzeigen sollte, bekam wenig zu thun, denn die sonst so rührigen Hände sanken immer wieder lässig herab, und das Köpfchen mußte sich unter der Last der Gedanken beugen, die sich darin hin und wieder trieben. Von Zeit zu Zeit blieb ihr Blick an dem Nelkenstock im Fenster haften; denn sie gedachte der Blumen=Antwort, die sie auf eine so wichtige und dringende Frage zu geben hatte und — geben mußte, das stand klar und deutlich vor ihrer Seele. Sie war auch schnell entschlossen, Adrian das Zweiglein zu geben; warum sollte sie dem guten Burschen Dinge in den Kopf setzen, die doch, wie das Volk sich ausdrückt, „keine Heimath hatten"? Sie konnte auch nicht anders, als Nein sagen; denn wenn ihr auch die aus der Ferne dargebrachten Huldigungen des hübschen Ueberrheiners seit langer Zeit nicht entgangen waren, wenn sie auch insgeheim ihr Wohlgefallen daran gehabt und ihm nicht feind war, konnte sie doch nicht sagen, daß sie ihn liebe. — Dann aber sah sie

Adrian wieder vor sich, wie er ihr so gar treuherzig in die Augen sah; sie hörte, wie er sie sein liebes gutes Ameile nannte, und in ihrem Herzen quoll es so heiß empor, daß sie zusammenbebte und sich gestehen mußte, daß sei doch eine andere Empfindung, als die mehr leidend gleichgültige gegen Jemand, dem man blos „nicht feind" ist. Konnte sie dem braven Menschen solches Herzeleid anthun? Und wenn sie auch wußte, daß der Vater nie seine Zustimmung geben würde, was konnte es schaden, wenn er wenigstens zum Troste erfuhr, daß sie ihm auch gut war? Sie hatte das früher selbst nicht gewußt; sie hatte nicht geahnt, was sich schon seit geraumer Zeit in ihrem Herzen vorbereitete, und war nahe daran, das frei geglaubte Herz an Melcher's stürmische Bewerbungen zu verschenken — aber das erste Wort aus Adrian's Munde hatte sonnengleich den Nebel, der sie vor sich selbst verhüllte, niedergedrückt, und das Paradies der Liebe lag weit geöffnet vor ihrer Seele, wie eine schöne Morgenlandschaft, golden und hell, wenn auch schimmernd in den Thautropfen künftiger Thränen. — Sie war noch unentschlossen, als sie schon am Fenster stand und die Scheere an den Nelkenstock setzte; vielleicht hätte sie noch länger gezögert, aber sie hörte aus der Entfer-

nung Adrian's Gesang; sie wußte, daß er um diese Zeit die Pferde in einen kleinen Weiher unweit des Hofes zur Schwemme zu reiten pflegte — er hoffte gewiß, bei der Rückkehr die erbetene Antwort zu finden, und diese Hoffnung sollte ihn nicht täuschen. Rasch schnitt sie Zweig und Blume ab und stand mit glühenden Wangen und hochklopfender Brust vor der Bretterwand, die das dunkle Hausfletz theilte und hinter welcher die Stiege in das von den Ueberrheinern bewohnte obere Stockwerk führte. Mit merkwürdiger Schnelligkeit hatte sie die Spalte gefunden und wollte das Zweiglein durchschieben . . . da kamen Adrian's Stimme und Tritte näher — und die entscheidende Blutnelke lag als beredtes Zeichen der Versöhnung drüben im feindlichen Gebiete . . .

Annemarie war in die Stube geflohen, aber bis dorthin drang Adrian's Jubelruf, dessen Stimme noch nie so hell geklungen hatte, als er die Stiege hinauf sang:

„Schön und reich, das bin ich nicht,
Das kannst Du Dir wohl denken;
Aber mein Herz ist reich an Lieb' und Treu,
Mein Herz will ich Dir schenken!"

Peitschenknall, Hundgebell und Rädergerassel tönte in den Liebesgruß und scheuchte Annemarie hinaus auf

die Gräd vor dem Hause, um mit hochgehaltener Oel-lampe dem heimkehrenden Vater zu leuchten. Als sie dort ankam, hatte der Bauer schon die Zügel dem Roßknecht zugeworfen und kam der Tochter fluchend und scheltend entgegen. „Himmelsacrament," schrie er, „ist das eine Art, mich eine halbe Stunde hinstehn zu lassen ohne Licht? Bist auf den Ohren gesessen, daß Du mich nit hast kommen hören? Meinst vielleicht, weil ich nur einen halben Hof hab', es langt schon für mich mit dem halben Respect?"

„Aber Vater . . ." wollte das Mädchen begütigend einwenden, der Alte aber fuhr sie noch wilder an. „Das Maul gehalten!" schrie er, indem er in die Stube trat und Peitsche und Hut in die Ecke schleuderte. „Ich will nichts hören von Dir! Wo ist der Bub?"

„Aus," sagte Annemarie kurz, indem sie das Licht auf den großen Tisch in der Ecke mit dem Hausaltare stellte, wo der Vater sich breit und plump niedersetzte. Der Schein des Lämpchens fiel auf beide Gesichter und erklärte, woher der finstere harte Zug in dem Gesichte Annemarie's und ihres Bruders stammte: der Bauer war das scharf und hart geprägte Urbild desselben. Der alte Stürzer war ein hagerer, hoch aufgeschossener

Mann mit wohlgeformten, aber strengen Zügen, deren Ausdruck sich noch durch den hohen kahlen Schädel und die dichten Augenbrauenbüschel steigerte, die über lebhaften, aber scharfen Augen saßen.

„Wo ist er hin?“ rief er wieder. „Bring' mir mein Nachtessen.“

„Weiß nicht,“ erwiderte die Tochter wie zuvor, indem sie einen Teller mit geräucherten Schweinefleisch und eine steinerne Flasche auf den Tisch stellte, zugleich aber den großen Laib Schwarzbrod, in welchem das Messer stak, daneben legte. „Wird wohl wieder in's Wildern gegangen sein!“

„Himmelsacrament,“ schrie der Bauer, indem er dröhnend mit geballter Faust auf den Tisch schlug, „ich will's ihm vertreiben, dem Tagedieb! Ich will einmal andere Saiten aufziehn — ich will Euch Allen miteinander zeigen, daß ich in meinem halben Hof ganz und gar Herr bin! Mein Geduldfaden ist ab!“

Annemarie stand dem Tobenden gerade gegenüber und sah ihm fest in's Gesicht; wer sie so erblickte, hätte das kindlich einfache, fast schüchterne und weiche Mädchen an der Gartenplanke und am Nelkenstock nicht wieder erkannt. Es war die zweite Hälfte ihrer Natur, das Wesen ihres Vaters, das in ihr hervor-

trat und sich trotzig der verwandten und eben darum sie abstoßenden Gemüthsart gegenüber stellte. Milde liebevolle Güte und strenge grollerfüllte Härte lagen als gleichmäßig entwickelte Keime in ihr — noch war es unentschieden, welcher davon den andern überwuchern oder ersticken sollte. „Gieb's nach, Vater," sagte sie schneidig, „ich glaub', Du hast 'trunken!"

„'Trunken!" lachte der Stürzer auf. „Wär' kein Wunder, wenn Einem das Tröpfel Bier in Kopf steigen thät' bei all' dem Aerger, den man mit hinunterschlucken muß! Himmelsacrament, ist das auch ein Essen für den Stürzerbauern? Geselchtes und Scheps (Nachbier), und der Ueberrheiner-Lump da droben sauft vielleicht Wein und speist ein Schweinsbratel, wie ein Graf!"

„Aber was hast denn, Vater? Was gibt's denn schon wieder!"

„Was wird's geben! Der Nothleider da droben hat auf dem Feste drinnen einen Preis gekriegt und ein Fahn'l voll Baierthaler, weil er den schönsten Hanf gehabt hat und das schönste Obst!"

„Das wundert mich nit, Vater ... solches Obst, wie der Nachbar hat, ist weit und breit nicht zu sehn!"

„Nichts ist damit! Ein Gelump' ist's . . . ein ordentlicher Bauer hat keine Zeit, daß er sich mit solchem Larifari abgibt! Und da hat der König mit ihm geredt, und ich hab' daneben stehn müssen in dem Gedräng' und hab's mit ansehn müssen, wie er ihn auf die Achsel geklopft und gelobt hat . . . aber ich mach' der Geschicht' ein End'! Hinaus muß der Kerl, oder ich will nicht der Stürzerbauer sein!"

„Du sollt'st Dich schämen, Vater," sagte Mirl und war wieder zu ihrem Haspel getreten, „die Ueberrheiner sind ordentliche, stille Leut' . . ."

„Duckmäuser sind's, die's faustdick hinter den Ohren haben!" polterte der Alte noch heftiger. „Red' ihnen das Wort nit, Mirl, wenn Du's nit auf ewige Zeiten bei mir verschütten willst! . . . Oder hätt' etwa der Nachbar vom Walser-Schlag droben Recht?"

„. . . Was sagt der Walser?"

„Daß der Sohn von dem Hungerleider sich untersteht, nach Dir zu schauen! Daß er neulich zu Inzemoos am offnen Wirthstisch geprahlt hat, der alte Stürzer müßt' noch sein Schwiegervater werden und wenn er die Kränk' kriege' sollt'!"

„Das hat der Adrian gewiß nit gesagt — und wenn's wahr wär', könnt'st Du's ihm auch nit ver-

bieten: es wär' keine Schande für uns — der Adrian ist ein braver, ordentlicher Bursch . . ."

„Ein Lump' ist der Hadrian, oder wie er heißt! Ein Lump wie sein Alter! Und wie gut Du seinen Namen weißt! Thätst Dir wohl was einbilden auf die Ehr', wenn der Rheinschnack' sich bei Dir einnisten wollt'? Dafür will ich schon sorgen, daß ihm die Lust vergeht . . ."

Unsicher und taumelnd hatte er sich erhoben und wankte durch die Stube dem Wandkästchen zu. „Was willst denn, Vater?" rief Annemarie und vertrat ihm ängstlich den Weg. „Was suchst?"

„Meine Pfeif'," erwiderte er, sie beiseite drängend. „Wo ist denn der Kloben?"

„Du wirst sie in der Stadt gelassen haben," stammelte das Mädchen, während er lachend das Kästchen aufriß, darin herum störte und im nächsten Augenblick das Körbchen mit den Blumen und Früchten in der Hand hatte. „Was soll denn das bedeuten," rief er. „Wie kommt das Gelump da herein?"

Das Mädchen stand todtenbleich und brachte keine Erwiderung hervor.

„Das sind ja Zwetschgen, wie wir sie gar nicht im Garten haben!" schrie der Bauer wüthend. „Und

auch solche Blumen haben wir nicht! Himmelsacrament, wie kommt das Körbel da herein? Wirst reden, Mirl, oder soll ich Dir die Zung' lösen?"

Annemarie hatte sich gesammelt; entschlossen trat sie auf den Vater zu, nahm ihm das Körbchen aus der Hand und stellte es an den vorigen Ort. „Der Adrian hat mir's über den Zaun herüber gegeben," sagte sie und schob ruhig den Schlüssel des Wandschrankes in die Schürzentasche.

„Der Adrian? Uebern Zaun?" rief der Alte, vor Ingrimm bebend. „So bekannt seid Ihr miteinander? Und Du hast es angenommen? Hast es ihm nicht in's Gesicht geworfen?"

„Ich wüßt' nit warum . . . der Adrian ist ein seelenguter Mensch . . ."

„Du weißt nit warum, Mirl? Du weißt nit, daß Dein Vater die ganze liederliche Sippschaft nit leiden kann? Du unterstehst Dich, mit einem Menschen zu reden und Dir schön thun zu lassen von Einem, der Deinen Vater in die Grube bringt?"

„Vater," entgegnete Mirl, indem die Augen aus dem bleichen Gesicht den seinigen noch trotziger entgegen funkelten, „ich bin Dir in keinem Stück entgegen... aber Du mußt die Leut', die ich gern hab', nit in

Tag hinein schimpfen . . . Du mußt mich nit peinigen: ich leid's nit, Vater . . . ich hab' meinen Kopf so gut wie Du!"

„So will ich ihn Dir wieder zurecht rücken, Deinen Kopf!" schrie der Bauer außer sich, riß das Brodmesser vom Tisch und stürzte auf Annemarie zu, die ihn entschlossen erwartete . . . ehe er sie erreichte, hielt er inne, ließ das Messer fallen und sah knirschend zu der holzgetäfelten Stubendecke empor.

Geräusch von dort hatte ihn aufmerksam gemacht: es kam von oben aus der Wohnstube der Pfälzer Familie, aus der Gegend des Ofens, neben welchem ein bei der Abtheilung des Hofes vergessenes Wärmeloch angebracht war.

„Rührt sich da droben auch was?" brüllte der Bauer, „bin ich verkauft und verrathen in meinem eigenen Haus? . . . Das Horchen will ich Euch vertreiben, Ihr Himmelsacrament . . ." Im Augenblick hatte er das an der Nebenwand hängende Hausgewehr herabgerissen und, ehe die Tochter abwehrend herbeispringen konnte, in den Deckenschlauch losgedrückt . . .

Ein gellender Schrei und ein dumpfer Schlag ertönten von oben in den Schuß. „Jesus Maria, Vater . . . was hast gethan?" rief das Mädchen, der

Alte aber taumelte auf die Bank und lallte: „Ich hab' angefangen, das Lumpengesind aus dem Hof zu treiben. . . . Den ganzen Stürzerhof muß ich wieder haben, oder es soll auch den halben der Teufel holen!"

2.

Allerheiligen war vorüber; der Jahreszeit nach war es längst Winter geworden, aber in Wirklichkeit wollte er nicht kommen. Der Spätherbst brachte noch eine Reihe schöner Tage nachgetragen, und wenn es auch stark reifte, wenn manchmal der Morgen auf kleinen Wässern eine leichte Eisdecke und den weichen Boden überfroren fand, der Mittag ließ Alles wieder verschwinden; der härtende und kältende Schnee blieb aus, und waren auch die Obstbäume in den beiden Gartenabtheilungen des Stürzerhofs lang schon entblättert, hatte doch die Eiche am Schauerkreuz den ganzen gebräunten Blätterschmuck ihrer Krone behalten.

In einem ähnlichen widerstreitenden Zustande befand sich der alte Stürzerbauer; er rang sich täglich matter zwischen seiner gewohnten Kraft und der unerklärlichen Hinfälligkeit, die ihn befallen hatte. Jeden

Morgen erhob er sich mit dem Gedanken und Vorsatz, wie sonst seiner Arbeit nachzugehen; aber nach kurzer Zeit war es ihm, als ob alle Glieder und Sehnen nachließen, matt und fröstelnd suchte er den Lehnstuhl am Ofen auf, um in Kissen gehüllt über seine Schwäche zu brüten und sich in bittern Gedanken zu verlieren. Manchmal tobte und schalt er in alter Wildheit über die Dummheit des Baders, der ihn so dahin leiden lasse und die Last nicht abnehmen könne, die ihm fast das Herz abdrücke; dann ward er wieder kleinlaut und jammerte ungestüm, daß er sterben müsse, lange vor der Zeit und in der Fülle der Kraft. Heftig und maßlos in Allem zerstörte er sich selbst, und wenn er sich auch den Anfang seines Uebels nach der Stunde berechnen konnte, wollte er sich doch nicht gestehen, daß es der Abend des ersten Octobersonntags gewesen, der ihn zu Boden geworfen.

Es war Sanct Martini, und nach Landessitte duftete die gebratene Gans im Ofen, die auch an dem abgewürdigten Festtage dieses Heiligen in keinem Hause fehlen durfte, aber den Kranken widerte der Geruch an und sich unruhig im Lehnstuhle herumwerfend rief er seine Tochter herbei. Sie kam nicht; statt ihrer aber steckte nach einiger Zeit Melcher, der Knecht, den Kopf

zur Thüre herein: „Ich hab' Dich schreien hören, Bauer," sagte er. „Was willst? Es ist wohl die Zeit, daß Du die Latwerg' einnehmen mußt, die Dir der Bader von Simmertshausen verschrieben hat? Ich will sie Dir eingeben!"

„Wo ist Mirl?" fragte der Bauer, indem er die vom Knechte dargebotene Arznei hinunterwürgte. „Warum kommt sie nicht?"

„Wie magst so fragen, Bauer!" entgegnete Melcher tückisch. „Wo wird sie sein, als wo sie alleweil ist! Sollst es wahrhaftig nit leiden, Bauer, daß sie Deinem Wort so gerad' entgegen ist!"

Der Alte winkte ihm zu schweigen. „Sie läßt sich's nit wehren, Melcher," sagte er, „und ich will's lieber nicht wissen! Ist mir ganz lieb, daß Du gekommen bist, mit Dir kann ich reden, wie's mir um's Herz ist . . . ich mag das Mädel nicht fragen, und möcht' doch gern wissen, wie es steht . . . droben bei den . . . nun, Du weißt schon, wen ich mein' . . ."

„Es ist Alles beim Alten. Das Bübel, der jüngere Bruder von dem Adrian, hat Dich selbiges Mal schreien und zanken hören; da hat er horchen wollen, hat das Wärmloch aufgemacht, und so ist ihm der Schuß in's Gesicht gegangen . . ."

„Den Alten schüttelte es wie Fieberfrost. „In's Gesicht?“ murmelte er. „Ist aber keine Gefahr dabei, Melcher? Nicht wahr, es geht ihm nicht an's Leben?“

„Warum nicht gar! Das Gewehr war ja nur zum Spatzenschrecken mit Vogeldunst geladen! Das thut ihm nichts . . . aber die Augen freilich . . . die sind hin!“

„Die Augen? Alle zwei Augen? Wird doch das nicht sein!“ jammerte der Bauer. „Die Bader verstehn Alle nichts, ich seh's an mir . . . wird mit dem Bübel auch so sein . . . wird wohl das Augenlicht wieder bekommen, meinst nicht, Melcher?“

„Sie haben den Doctor von Dachau kommen lassen, der gibt keine Hoffnung! Geschieht dem Fratzen ganz recht! Warum ist er so neugierig!“

„Es wird etwa doch nit sein,“ ächzte der Bauer. „Es wird ihm doch wohl ein Aug' bleiben . . . oder er wird wenigstens den Schein behalten . . . Meinst nit, Melcher? Ach, es drückt mich wieder so am Herzen . . . und dazu der ewige Lärm und das Hin- und Herlaufen droben! Ich bin schon recht erschrocken darüber . . . weißt nit, was sie haben, die Ueberrheiner?“

„Als wenn Du das nit auch wissen thätst!

Draußen im Hof ist Alles schon aufgepackt und angeschirrt — sie ziehn aus!“

„Sie ziehn aus . . . ja, ja, ich weiß es, sie ziehn aus!“ sagte der Bauer mit leuchtenden Augen, indem er sich vor Vergnügen die abgemagerten Hände rieb. Alle Theilnahme, jede Regung des Mitleids war wieder verschwunden und die alten Gedanken des Hasses in erneuter Stärke aufgewacht. „Sie ziehn aus . . . ich hab' es doch erreicht, Melcher . . . das Ueberrheiner-Gesindel ist aus dem Haus, und der Stürzerhof kommt wieder zusammen in Eine Hand . . . Hab' es selber nicht gedacht, daß es so schnell gehn würde — aber mein Sepp ist ein quanter Bursch, hat sich die reiche Wittib vom Walserschlag ausgesucht . . . mit dem Geld ist der halbe Hof gezahlt und wieder eingelöst worden!“

„Was hätt' all das Geld genutzt!“ sagte Melcher roh. „Wär' die Geschicht' nit passirt mit dem Schuß, da wär' noch Alles beim Alten, und Du hättest dem Ueberrheiner die Hälfte mit Gold aufwägen dürfen, er hätt' sie Dir doch nicht wiedergegeben! Aber das hat ihm den Hof verleidet, daß er's selber kaum hat erwarten können, bis er draußen ist. . . . Ja, ja, das Mittel ist gar nit zu verachten — so ein armseliger

Schuß Pulver, der macht gar geschwind Frieden! Ich mein', Du hast es nicht Ursach, Stürzerbauer, daß Du Dich über den Buben kränkst!"

„Ich thu's auch nit mehr, Melcher," sagte der Alte hastig, „aber ich kann selber nit dafür... Manchmal da fällt mir der Bub' ein, besonders Nachts, wenn mich das Herzdrücken nit schlafen läßt und wenn ich so lieg' und schau in die pechschwarze, stockfinstere Nacht hinaus . . . Da kommt mir allemal der Gedanken, wie es sein müßt', wenn's alleweil so Nacht bleiben thät' und wie's einem Blinden sein muß . . . und da fällt mir das Bübel ein . . . Aber er wird nit blind, Melcher! Du wirst es sehn, sie sagen's nur, um mich zu schrecken, aber der Stürzer läßt sich nichts vormachen . . . der hat seine guten offenen Augen . . . Ach Gott, daß ich so krank sein muß, Melcher, und so elend! Ich möcht' es so gern sehn, mit meinen eigenen Augen sehn, wie der Ueberrheiner auszieht . . . und muß da in der Stuben und im Lehnstuhl liegen. . . . Ich mein', wenn ich das sehen könnt', der Stein, der mich so drückt, da drinnen, müßt' auf einmal sein wie weggeblasen!"

„Das kannst wohl, Stürzerbauer," sagte Melcher, „ich führ' Dich hinaus in die Küch' . . . ein kleines

halbblindes Fenster führt auf's Fletz, von dort kannst die Stiegen und den Hof übersehn, ohne daß es Jemand merkt . . ."

Der Bauer willigte mit leidenschaftlicher Gier in den Vorschlag und lehnte bald in der dunklen, rußgeschwärzten Küche an dem unbeachteten, leicht geöffneten Fensterchen. Er war eben zur rechten Zeit gekommen, denn im obern Stockwerk schien man sich zum Aufbruch zu bereiten; im Hofraume stand ein mit allerlei Hausrath beladener Wagen, an welchen ein Knecht eben die Pferde schirrte, während die Magd die widerstrebenden Kühe aus dem Stalle zerrte, um sie fort zu treiben.

„Jetzt kommen sie," flüsterte Melcher, „ich höre die Stiege knarren..." Voran schritt der alte Pfälzerbauer, eine würdige Gestalt in langem Ueberrock und mit glatt herabhängendem langen Silberhaar, das ihm fast ein pastorenartiges Ansehn gab. Hinter ihm kam Adrian, der die verweinten Augen mit einem Tuche trocknete, und die schon längst trocken und welk gewordene Nelke Annemariens auf dem Hute trug. Ihm folgte diese selbst, den kranken, etwa sechsjährigen Knaben auf den Armen tragend, der ihr das leidende verbundene Köpfchen zärtlich an Hals und Schultern

legte. Alle schwiegen, nur der Kleine schluchzte leise und vermehrte durch seine Thränen den Schmerz seiner verbrannten Augen.

Dem alten Stürzer auf seinem Lauerposten kam das Zittern in die Beine; er wollte fort und konnte es doch nicht, wenn er nicht Geräusch verursachen und dadurch seine Anwesenheit verrathen wollte. Unter der Hausthüre hielt der alte Pfälzer an, blickte um sich und rief feierlich: „Gott segne unsern Ausgang . . . wir sind in diesem Hause recht glücklich gewesen, meine Kinder; wir wollen es ihm nicht gedenken, daß es zuletzt so große Trübsal über uns gebracht hat, wir wollen nicht in Groll und Unfrieden von ihm scheiden! — Nehmen wir Abschied, Kinder . . . sieh nicht so finster drein, Adrian. . . . Und Du, mein armes Davidle . . . wenn es Dich gleich am schwersten getroffen hat . . . gebt mir auf der Thürschwell' da noch einmal Eure Händ' und versprecht mir, daß Ihr keinen Haß mitnehmen wollt! Es steht wohl geschrieben: Zahn um Zahn, Aug' um Aug', Blut um Blut . . . aber das ist der alte Bund gewesen . . . wir wollen Christen sein, meine Kinder, und wollen verzeihen . . .“

Adrian barg sein Leidensgesicht an der Brust des

Vaters, der kleine David aber streckte ihm das Händchen zum Gelöbniß hin . . . mit ausbrechenden Thränen ergriff es Annemarie und zog es an den Mund. Dann traten sie über die Schwelle; der Stürzer aber hielt sich fest an den Knecht und wankte in die Stube zurück. „Führ mich fort, Melcher,“ flüsterte er, „mir wird völlig nit gut, ich glaub', das Wasser drückt mir das Herz ab. . . .“

Im Hofe war indessen Alles zur Abfahrt bereit; Adrian's Vater saß bereits auf dem Wagen und hatte den Knaben zu sich auf den Schooß genommen; nur Adrian selber zögerte noch aufzusteigen und stand mit Annemarie am großen Flügel des Hofthores in halblaut vertraulichem Gespräch. So heimlich sie aber miteinander kosten, ging doch dem Lauscher kein Wörtchen verloren, der in der Ecke des Thors, von dem Flügel gedeckt, kauerte. „Es muß sein, Ameile,“ sagte Adrian endlich, „wir müssen auseinander. Mir geht's wirklich wie in dem Lied, das ich Dir zuerst gesungen hab'. . . .“

„Behüt' Dich Gott, Adrian,“ sagte das Mädchen, indem sie ihm entschlossen die Hand reichte . . . „es ist ja nicht auf lang! Es bleibt dabei — wie's Abend wird, find' ich Dich droben am Schauerkreuz. . . .“

Der Wagen rollte fort. Annemarie sah ihm nach, bis er am Waldrande verschwand, dann schritt sie gesenkten Hauptes dem Hause zu. Erst nach einer Weile schlüpfte Melcher aus seinem Versteck hervor; seine Augen rollten, seine Wangen glühten und seine Fäuste ballten sich ... „Also jetzt weiß ich's gewiß," murrte er, „es ist nicht das Mitleid mit dem Davidle gewesen, warum sie alleweil bei den Ueberrheinern gesteckt ist! Jetzt weiß ich, warum der Name Mirl auf einmal so garstig klingt! Wart nur, Ameile ... so geschwind gibt unser Einer nicht auf, was er sich einmal in den Kopf gesetzt hat ... bei dem Finden am Schauerkreuz muß ich auch dabei sein!"

Am Abend saß der Stürzerbauer wieder in seinem Ofenstuhl und sah verwundert Annemarie zu, die geschäftig hin und wieder ging und allerlei auf ein großes Tuch zusammentrug, das über den Tisch gebreitet war. Er wagte nicht nach der Bedeutung ihres Thuns zu fragen, denn seit jenem Abend hatte er den Muth gegen seine Tochter verloren und konnte es nicht aushalten, wenn sie die großen dunklen Augen so recht durchdringend auf ihm haften ließ.

Endlich war sie fertig, band das Tuch an den vier Enden in ein Bündel zusammen und trat damit

vor den Vater, indem sie ihm die rechte Hand darbot. „Behüt' Dich Gott, Vater," sagte sie, „ich geh' jetzt . . ."

„Du gehst, Mirl?" rief er mit weit aufgerissenen Augen. „Heut' noch? Wo willst hin?"

„Fort, Vater — in dem Haus ist mein Bleiben nit mehr!"

„Was? Fort?" rief der Alte, indem er sich im raschen Zorn aufrichtete. „Willst wohl Deinen Ungehorsam voll machen und dem Ueberrheiner-Volk nachlaufen?"

„Ich lauf' ihnen nit nach — aber es ist wahr, Vater, ich hab' mich verlobt mit dem Adrian: seinem Vater ist es recht, und wie sie eingerichtet sind auf dem neuen Gut, soll die Hochzeit sein!"

„Das glaub' ich, daß es dem alten Hallunken recht wär'," zürnte der Alte, „aber mir ist's nit recht! Ich muß auch gefragt werden und meinen Senf dazu geben, und ich sag': Du bleibst da und machst mir keinen Schritt vor die Thür', oder ich pfeif' den Knechten und laß Dich in den Keller sperren!"

„Thu's lieber nit, Vater, es nutzt Dich doch nichts; ich hab' mir's einmal vorgenommen und ich führ's aus, so gewiß ich Deine Tochter bin . . ."

„Meine Tochter? Wenn Du's sein wolltest, gingst Du nit von mir und hingest Dich nicht an das Volk ... das ist ein Nagel zu meinem Sarg ..."

„Ich thu' nichts Unrechts, Vater, ich hab' mir's wohl überlegt ... drum geh' ich — Du weißt wohl, meine Schuld ist's nit, wenn mein Herz ist los geworden von Dir!"

„Dann will ich's wieder fest machen lassen, Mirl! Dafür gibt's, Gott sei Dank, noch Gericht und Obrigkeit!"

Annemarie trat vor ihn hin und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Das thust Du nit, Vater... die Obrigkeit wirst in Ruh' lassen! Was willst noch mehr haben? Die Ueberrheiner, die Dir so verhaßt sind, sind aus dem Haus ... bald hast den ganzen Stürzerhof wieder beisammen! Denk' ein Bissel nach, Vater ... Die Ueberrheiner haben Dir nichts Leids zugefügt — was Du gethan hast, weißt am besten... Sie haben den Weg in's Landgericht nicht gefunden, sie haben dem Doctor gesagt, das Davidle sei über den Schießzeug von seinem Vater gekommen ... das elendige blinde Bübel selbst ist dabei geblieben ... Willst Dich jetzt auf die Weis dafür bedanken, daß ich

und der Sepp nit unsern Vater beim Wevelb*) suchen müssen? Behüt' Dich Gott, Vater . . . was mir gehört von der Mutter her, wirst mir wohl nit weigern und wirst mich gehn lassen!"

„Mirl," rief er, mit der Erschütterung kämpfend, die ihre Worte in ihm hervorgerufen, „thu mir das nit an! Hab' Mitleid mit mir! Schau, zu mir gehörst zuerst . . . ich will gewiß gut sein mit Dir . . . Kannst Deinen alten kranken Vater verlassen?"

„Du brauchst mich nit," sagte sie finster. „Du hast den Sepp und kriegst die neue Schwiegertochter in's Haus . . . ich will den blinden Buben warten . . . Laß mich nit in Unfrieden von Dir gehn, Vater," setzte sie weicher hinzu, da er vor sich hinstarrend schwieg . . . „Weil's doch sein muß, nimm nochmal meine Hand zum Abschied . . . die Verzeihung von dem blinden Davidle liegt drinn, Vater; laß mich nit so gehn und laß mich gut machen für Dich . . . ."

Der Alte zuckte mit der Hand . . . aber er faßte des Mädchens dargebotene Rechte nicht, sondern schleuderte sie unwillig von sich weg. Eine Secunde standen

---

*) Local: der dem Zuchthause in München gebliebene Name des damaligen Vorstandes.

sie sich noch Aug' in Auge gegenüber . . . dann riß Annemarie die Thüre auf und entfloh.

Adrian stand indessen schon lang am Schauerkreuz unter der großen Eiche und sah in den ungewöhnlich milden und heitern Abendhimmel hinaus. Ueber dem westlichen Walde lag eine breite blutrothe Wolke und nahm die Sonne früher als gewöhnlich hinweg; in der dürren Eiche rauschte es, als wie von durcheinander flüsternden Stimmen der Trauer, und das halbverwitterte Schauerkreuz sah finster in die aufsteigende Dämmerung hinein. Adrian schritt unruhig hin und her; unter der Eiche neben der Waldspitze saß Davidle. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, den Bruder zum Empfang der zärtlichen Pflegerin zu begleiten, der sich rasch das ganze Kinderherz zugewendet hatte, und da der Abend so still, die Entfernung nach dem neuen Wohnorte nicht beträchtlich war, hatte Adrian seinen Bitten nicht widerstanden. „Kommt das Ameile noch nicht?“ fragte der Knabe wiederholt. „Siehst Du denn noch nichts von ihr?“

„Ich sehe nichts,“ erwiderte Adrian, „aber sie muß bald kommen; es wird eben doch einen harten Strauß absetzen, bis sie den Hof im Rücken hat. Vielleicht hab' ich sie aber übersehen, und sie kommt schon in

dem kleinen Hohlweg dort unter den Büschen herauf... Wenn's so ist, will ich ihr all's leichte Füß' mache und will ihr Eins singe . . ."

An den grasigen Abhang vortretend begann er frisch und freudig . . .

„Sag' was ist die schwerste Buß'?
Wenn vom Schatz man scheiden muß!
Sag' was ist die größte Lust?
Wiedersehen, Brust an . . ."

„Es geht nit mit dem Singe'," sagte er abbrechend, „ich weiß selber nit, was es ist, aber das lange Ausbleiben von dem Mädle macht mir ganz ernsthafte Gedanken . . . es will sich aach nit recht schicke, daß man neben dem alten ehrwürdigen Kreuz da Liebslieder singt . . ."

„Adrian, was ist das?" rief der Blinde ängstlich. „Was rauscht so hinter mir im Gebüsch?"

„Was wird's sein, Kleiner! Ein Haas, der sein Gelieger sucht . . . Halt Dich nur ruhig, Davidle. Es wird mir auf einmal so ängstig um's Herz . . . es wird doch dem Ameile nichts zugestoßen sein . . . ich will ein Vaterunser beten . . ."

Er kniete auf den am Schauerkreuz angebrachten Betschemel nieder, stützte die Arme auf und sah in das

geneigte Antlitz des Heilands am Kreuze empor. Auch der Kleine unter der Eiche faltete die Hände.

„Vater unser, der Du bist . . .“ betete Adrian, da krachte ein Schuß aus dem Gebüsche, und von der Seite mitten durch die Brust geschossen, sank er lautlos zusammen und überströmte die Fußbank des Betschemels mit seinem Blute.

„Adrian, Adrian, was ist das?“ rief der Blinde erschrocken. Wo bist Du, Adrian . . . gib Antwort . . .“ Während er der Erwiderung entgegen lauschte, theilte sich neben ihm das Gebüsch, Melcher sah sich behutsam um und schlüpfte daraus hervor. Mit weiten, lautlosen Schritten langte er bei Adrian an, der eben den letzten Seufzer ausröchelte. „Der geht mir nicht mehr in's Gau,“ sagte er über ihn gebeugt, „jetzt kann ihn das Ameile finden — droben am Schauerkreuz!“

Ebenso behutsam und rasch wollte er wieder in das Gebüsch zurück, stieß aber auf den Blinden, der in seiner Herzensangst sich von der Eiche in der Richtung fortgetastet hatte, in der er zuvor Adrian's Stimme vernommen. „Bist Du's, Adrian?“ rief er, ihn am Arme ergreifend. „Warum erschreckst Du mich so und antwortest nicht? . . . Das ist nicht

Adrian," schrie er angstvoll, als der Mann, den er gefaßt hielt, sich stumm aber gewaltsam loszumachen suchte. „Adrian, wo bist Du? Ist Dir ein Leid geschehn?" Mit einer seine Jahre weit übersteigenden Kraft hielt er den Unbekannten am Handgelenke fest, und selbst als dieser ihn von sich schleuderte, erfaßte er noch dessen schwarzsammtne Jacke und ließ nicht eher los, bis sie zerriß. Mit einem Stücke derselben in der Hand sank er betäubt zu Boden.

— Sepp fuhr inzwischen lustig durch den Tannenwald dem Stürzerhofe zu. Er hatte den Tag vorher beim Landgericht mit dem alten Ueberrheiner den Kauf und mit seiner jungen Braut den Ehevertrag in Ordnung gebracht und diese heute nach ihrer Heimath zurückgeleitet. Davon kam er seelenvergnügt zurück und war tief in Gedanken und Plänen, wie er es einrichten wollte, wenn er nun Herr und Mayer auf dem ganzen stattlichen Stürzerhofe sein würde, als sich aus dem Straßengraben Melcher erhob und ihm zurief, ihn mit sich zu nehmen. Er trug jetzt eine braune Tuchjacke und hatte eine Waidtasche um, in die etwas Dunkles hineingestopft war.

„Hab' mich also doch nit verrechnet," sagte er, „daß Du des Wegs kommen werdest. . . . Hab' noch ein

Bischen hinaus gewollt auf den Anstand," fuhr er fort, indem er sich neben Sepp auf den Sitz des Wägelchens schwang, „es ist aber nicht zu trauen heut'; der Forstner muß in der Revier sein, — hab' erst vorhin einen Schuß fallen hören . . ."

„Hast also gar nicht geschossen?" fragte Sepp, der ihn etwas befremdet betrachtete und einen Seitenblick auf Gewehr und Ranzen warf, die Melcher auf dem Boden des Wägelchens im Stroh verbarg.

„Nein," erwiderte Melcher, bin nit dazu gekommen . . . aber morgen wollen wir miteinander hinaus: ich weiß einen prächtigen Platz, wo uns sicher ein Bock anläuft . . ."

„Du kannst es thun, Melcher," sagte der junge Bauer „,aber ich geh nicht mehr mit. Ich hab' mir's vorgenommen, ich geb' das Wildern auf — wegen dem Bissel Wildpret ist nicht der Mühe werth, daß ich mich der Gefahr aussetz' . . . es schickt sich auch nicht mehr recht, wenn man heirathen soll!"

„Hab' ich mir's nicht gedacht," rief Melcher mit widrigem Lachen, „daß Du auch ein Duckmäuser wirst, wie ein Weib über Dich kommt! Wegen dem Wildpret ist's freilich nicht der Mühe werth — aber das lustige Leben im Wald und daß man's den hoch-

müthigen Jägern abgewinnen kann, ist das nichts? — Aber so geht's, wenn man sich mit den Weibsleuten einläßt! Ich will d'rum von Keiner was wissen ... Deine Schwester wär' die Einzige gewesen, für die ich vielleicht auch zum Kreuz gekrochen wär'! Mit der ist's aus — also soll der Stutzen mein Schatz sein und bleiben!"

Jetzt rollte der Wagen aus dem Walde auf die Feldflur des Stürzerhofs; wenige Schritte seitwärts stand die Eiche mit dem Schauerkreuz. „Schau nur," rief Sepp die Pferde anhaltend, „was gibt's denn da drüben? Es ist schon dämmrig ... aber siehst Du nicht, daß Leute hin und wieder laufen und jammern... Häng' die Gäul' an den Zaun, Melcher, ich will hin, da ist ein Unglück geschehn. ..."

Er war rasch vom Wagen gesprungen und eilte dem Kreuze zu. „Jesus Christus," rief er schon von Weitem, „Schwester, bist Du's? Was ist denn passirt?" Er erhielt keine Antwort, aber er mußte sich zusammen nehmen, nicht umzusinken, als er das ganze Bild des Schreckens überschaute. Einer Wahnsinnigen gleich lief Annemarie hin und wieder und schrie um eine Hülfe, die längst überflüssig geworden war, dann warf sie sich wieder über den blutigen Leichnam, zerraufte

sich das Haar und heulte verwirrte Gebete zu dem schweigenden Kreuzbilde empor. Der blinde Knabe saß daneben und schrie seinen thränenlosen Schmerz, daß es einen Stein erbarmen mochte, hinaus in die taub und stumm herabsinkende Nacht. „Adrian,“ schrie sie verzweifelnd, „Adrian — wach' auf! Es kann nicht sein, daß Du todt bist . . . höre mich . . . ich bin's! — Das Ameile ist da! . . . Helft, helft, um Gotteswillen helft . . . er wird ja schon ganz starr . . . Adrian, wach' auf. . . . Es ist ja nicht möglich, daß Du . . . Du, der kein Kind beleidigt hat, so schrecklich zu Grund gehen sollst. . . .“

Erschöpft blieb sie endlich auf dem Todten liegen. Im Gehöfte war man indessen auf das Rufen aufmerksam geworden, und die Dienstboten eilten mit Fackeln und Laternen herbei. „Bringt die Schwester heim,“ befahl ihnen Sepp, „lauft zum Bader und zum Vorsteher hinüber . . . das Bübel nehmt auch mit auf den Hof; — der alte Ueberrheiner erfährt's immer noch früh genug. Macht ein Feuer an . . . ich und der Melcher wollen den Todten hüten, bis die Gerichtsleute kommen. . . .“

Sie gingen; bald war es grabesstill um den Todten und seine Wächter; nur das Feuer knisterte

und warf seinen rothen Schein über den blutigen Grund. Sepp saß auf der Fußbank des Betschemels, Melcher hatte sich unter das finstere Laubdach der Eiche zurückgezogen.

Es fing leicht und naß zu schneien an.

„Da hilft unser Herrgott auch wieder einem Spitzbuben durch,“ rief Melcher aus dem Dunkel herüber. „Bis morgen ist Alles verschneit und keine Spur zu finden, wer dem armen Rheinschnacken das Lebenslicht ausgeblasen hat. . . .“

Schweigend stand Sepp auf, trat zu dem Knecht und führte ihn am Arm aus dem Schattenkreise des Baumes an das Feuer neben den Todten, auf dessen Gesicht die Schatten und Lichter wie gespenstisches Leben zuckten. „Schau den Todten an,“ sagte er, „den hat kein anderer Mensch auf dem Gewissen, als Du!“

„Ich glaub', Du schnappst über!“ rief Melcher, indem er heftig dessen Arm zurückschleuderte.

„Ich bleib' dabei,“ fuhr der Andere fort. „Ich hab's vorhin wohl bemerkt. Dein Gewehr ist frisch abgeschossen und brandig. . . . Warum hast Du mir's geleugnet, wenn Du nichts zu verbergen hast?“

„Das ist ja wunderschön!“ rief Melcher wild. „Sei so gut und bring' Deinen besten Freund in's

Gered' wegen nichts und wider nichts! Ich hab' nit geschossen, sag' ich Dir . . . und wer dem Adrian Eins hinauf gebrannt hat, ist nit schwer zu errathen, mein' ich. . . . Der Forstner hat's gethan . . . er hat ihn für den Unrechten gehalten; der Schuß ist Einem von uns Beiden vermeint gewesen!"

„Nein, nein, Du hast es gethan, Melcher . . . Du hast ihn weggeschafft, weil er Dir im Weg war bei meiner Schwester. . . . Tritt hin zu ihm, leg' ihm die Hand auf die Wunden und sag's, wenn Du kannst, daß sie nit von Dir sind!"

„Laß mich mit Deinen Faxen in Ruh'! Ist das wohl der Dank für die lange und treue Cameradschaft? Lauf' hin auf's Landgericht, Du Narr, und bring' mich in's Unglück . . aber sei nur gewiß, daß ich dann unsre Stückeln auch erzähl' . . . und wenn ich zum Weveld muß, geht der Stürzerbauernsohn mit mir!"

„Ich geh' nicht zum Gericht," sagte Sepp nach einigem Schweigen und klemmte die Lippen übereinander . . . „ich weiß leider Gott, daß ich an Dich gebunden bin . . . es thät' auch den armen Burschen nit wieder lebendig machen . . . aber Eins merk' Dir, Melcher! — Wenn Du etwa noch an meine Schwester

denkst und meinst, Du wolltest Dich wieder an sie machen . . . das schlag' Dir aus dem Sinn . . . es ist mir leid genug, daß ich in der Gemeinschaft sein muß mit einem Wilddieb, aber einen Mordschützen will ich nit zum Schwager!"

„Will mir's merken!" rief Melcher höhnisch. „Und wenn's mir etwa nit behagen thät, was der gestrenge Herr anschafft?"

„. . . Dann geh' ich zum Landrichter und sag' Alles, was ich weiß . . . und wenn's mich meinen eigenen Kopf kosten sollt'!"

Die herbeieilenden Bewohner der Umgegend trennten Beide. Melcher ging auf den Hof und anscheinend ganz ruhig in seine Kammer im Pferdestall. In der Nacht aber stand er geräuschlos auf und kroch über den ihm wohlbekannten Heuboden bis unter's Dach. Dort versteckte er die aus der Waidtasche genommene Jacke, die er getragen, unter den Sparren und Steinen. „Es ist doch gut gewesen," sagte er für sich, „daß ich nicht meinen eigenen Janker angezogen hab' . . . der Blinde hat gehalten, als wie mit Klammern . . . ich spür' seine Finger noch am Gelenk. . . . Da kann der alte Fetzen liegen, da sucht ihn Niemand . . . und wer kann wissen, wozu er noch zu brauchen ist? . . ."

— Der Frühling war herangekommen, als Annemarie sich von dem tödtlichen Fieber, in das sie vom ersten Schmerz verfallen war, völlig erholt hatte und das Bett wieder verließ. Sie war wieder gesund und kräftig; sogar die Blüthe ihrer Schönheit begann wieder sich zu entfalten, aber jeder Zug von Milde, jeder Schimmer des Frohsinns war auf immer von dem versteinerten Antlitz gewichen. Jetzt hatte die wilde Natur des Vaters in ihr gesiegt; finster und ohne Worte ging sie wie früher der Besorgung des Haushalts nach, denn wegen der ungewöhnlichen Ereignisse und wegen ihrer Krankheit war die Hochzeit des Bruders bis zum Frühjahr aufgeschoben worden. Noch stand daher die Breterabtheilung im Haus und Garten, denn sie sollte feierlich erst mit der feierlichen Gutsübernahme fallen, und wenn Adrian znrückgekommen wäre und hätte über die Planke geschaut, er hätte sein liebes, gutes, herziges Ameile nicht wieder erkannt! — Wenn sie jetzt durch den Garten ging, hatte sie keinen anderen Gedanken als Vergeltung, keinen anderen Wunsch, als Rache. So oft sie konnte, war sie daher bei Gericht, um sich nach dem Gang der Untersuchung zu erkundigen, aber dieselbe blieb ohne Erfolg. Der in der Hand des Blinden zurückgebliebene Sammtfetzen war

das einzige Beweisstück; die Auffindung anderer Spuren hatte, wie Melcher gehofft, der gefallene tiefe Schnee verhindert. Umsonst wurde überall nach dem Kleidungsstücke gespürt, das zu dem Lappen paßte, und der Criminalrichter mußte bald seine vergebliche Thätigkeit einstellen. Annemarie wurde darüber von unsäglicher Verachtung über das Treiben weltlicher Gerechtigkeit erfüllt; aber das unschuldige Blut durfte nicht ungerächt bleiben, das stand fest in ihrer Seele, und sie hielt es nun für unantastbares Recht, für ihre heilige Pflicht, den Thäter zu ermitteln und selbst die Rache an ihm zu vollziehen. Oft saß sie stundenlang am Fenster neben dem Nelkenstock, der eben anfing, frische Blätter zu treiben, las in der Bibel, die sie aus Adrian's Rücklaß erhalten hatte, und brütete über dem furchtbaren „Aug' um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut". Am liebsten aber war sie außer dem Hause und trieb sich, wenn sie konnte, halbe Tage lang bei dem Schauerkreuz an der Eiche herum. Sie weinte nicht, dazu war sie zu hart geworden; sie betete nicht, denn wie die Menschen war der Himmel taub geblieben für all' die Verwünschungen und Flüche, womit sie ihn bestürmt hatte — sie brütete, grollte und wühlte in sich hinein in den Untiefen ihres Jammers.

Eines Tages saß sie wieder auf der Fußbank des Betschemels und starrte in das frische Gras nieder, als könne sie nicht fassen, wie der Boden zu grünen vermöge, der Adrian's reines Blut getrunken . . . da fuhr sie auf, denn es rauschte im Gebüsch und neben ihr stand Melcher, im Feiertagsgewand, Bündel und Stock in der Hand.

„Du bist's?“ fragte sie. „Was willst von mir?“

„Abschied nehmen,“ erwiderte er, „der Bauer hat mich heut' ausgezahlt — ich muß gehen . . . und Du wirst mich auch nicht halten . . .“

Sie lächelte höhnisch. „Ich hätt' Dich wohl noch früher weiter geschickt,“ sagte sie, „wundert mich nur, daß der Bruder sich doch einmal das Herz dazu genommen hat!“

„Das Herz genommen? Wie ist das gemeint?“

„Weil Du ihn in der Hand hast, mein' ich! . . . Er muß Dir viel gegeben haben, wenn Du ihm Schweigen versprochen hast?“

„Er hat mir nichts zu geben gebraucht; er weiß eh', daß ich dem Bruder von Dir nichts zu Leid thu', — daß ich Dich dazu viel zu gern hab' . . .“

Annemarie lachte verächtlich auf und wandte ihm den Rücken; er ließ sich davon nicht abschrecken. „Soll-

test Dich doch besinnen," sagte er, „und einmal aufhören mit Deiner Kümmerniß . . . es ist schad' um Dich . . ."

„Um den da war auch schad'," rief sie bitter, indem sie auf Adrian's Todesstelle deutete. „Wer fragt jetzt darnach? Nicht einmal das Gericht thut seine Schuldigkeit . . . d'rum muß ich auf den Todten denken und sorgen, daß ihm sein Recht wird. . . ."

„Und was hast davon?"

„Was ich davon hab'?" rief sie hohl und vor sich hinstierend. „Nichts! Den armen Adrian bringt's nimmer in's Leben . . . aber mir selber ist das Herz wie versteinert. . . . Wenn ich den elenden Böswicht, der ihn erschossen hat, auch so liegen sehen thät . . . in seinem Blut, wie er gelegen ist . . . ich glaub', dann wär' mir wieder wohl . . . dann ging mir auch das Herz wieder auf . . ."

„Wie wild Du darein schaust," sagte Melcher, sie beinahe scheu betrachtend . . . „völlig zum Fürchten! . . . Aber wenn das geschehen thät', was Du sagst . . . wenn's dennoch Einen gäb', der das ausführt, was dann?"

„Melcher!" schrie sie aufspringend und faßte ihn hart an der Brust. „Was willst damit sagen? . . .

Ich seh' Dir's am Gesicht an, Du weißt, wer den Adrian erschossen hat!"

„. . . Und wenn ich's wüßt'?"

„Du weißt es — und hast es nit gesagt?"

„Weil ich's nit sagen darf . . . aber ich weiß es, so gewiß als ich selber vor Dir steh' . . .!"

„Ich will's nit wissen, wer's ist, Melcher!" rief sie außer sich. „Behalt's für Dich, aber wenn das geschieht, was ich gesagt hab' . . . wenn Du das zu Stand bringst . . . dann komm und verlang', was Du willst!"

„— Und wenn ich Dich selber verlang'? Wenn ich sagen thät' . . . komm und werd' mein Weib?"

Annemarie's Busen flog fieberisch; sie kämpfte eine Regung des Abscheus nieder. „Melcher," stieß sie fast athemlos hervor . . . „ich weiß nimmer, was das heißt, einen Menschen gern haben . . . es ist Dein und mein Unglück, Melcher, wenn Du das verlangst.... Aber wenn Du mich daher führen kannst, da auf diesen Platz, wo mein Adrian gelegen ist . . . wenn Du mir seinen Mörder zeigen kannst, daß er in seinem Blute daliegt, wie mein Adrian gelegen ist . . . dann . . . dann will ich Dein Weib werden, Melcher . . . so wahr unser Herr da über uns am Kreuz hängt...!"

„Es gilt," rief Melcher, kannst einstweilen die Trauring' bestellen!" und verschwand im Gebüsch.

— Wenige Tage später hatte Annemarie Abends lange vergeblich auf die Rückkehr des Bruders gewartet. Noch spät war ein Forstknecht gekommen und hatte ihn hinaus in's Holz gerufen, weil der Revierförster noch mit ihm über die Anweisung des neuen Schlags sich besprechen wolle. Als er nicht kam, mußte ein Knecht in der Stube aufbleiben und ihn erwarten; sie selber ging in ihre Kammer, zündete den Wachsstock an und blätterte bei dem schwachen Schein in der alten Bibel. . . . Die Worte: „Aug' um Aug' und Blut um Blut" fielen ihr immer wieder in's Auge; sie schienen sich zu bewegen, größer zu werden und wie in rothem Scheine zu glänzen. Leises Pochen schreckte sie empor, und als sie aufsah, leuchteten Melcher's Augen unheimlich durch die Scheiben. „Ich habe Wort gehalten, Mirl," rief er, „draußen am Schauerkreuz liegt, der den Adrian erschossen hat . . . Eine wilde Freude loderte in ihr auf, und dennoch packte sie zugleich ein kalter Schauder mit eisigen Klauen an; sie wollte hinaus und brach doch wie ohnmächtig neben dem Bette zusammen.

Wild durcheinander schreiende Stimmen und rother

Fackelschein drangen in's Gemach, als sie wieder zu sich kam. Es waren die Knechte des Hofs, die mit Fackeln auszogen. „Was ist's denn?“ rief die eine Stimme, und eine andere erwiderte: „Mach' nur, daß Du nachkommst — draußen am Schauerkreuz liegt schon wieder Einer erschossen . . .“

Der Lärm verhallte. . . . Annemarie raffte sich auf und eilte in die Nacht hinaus dem finster empor ragenden Eichbaume zu. Jetzt stand sie neben dem Todten . . . er lag auf dem Betschemel, wie Adrian gelegen war . . . jetzt blickte sie in dessen Antlitz und taumelte wie vom Blitz getroffen zurück, als die entstellten Züge des Bruders ihr entgegen starrten. Sie hatte kein Wort, sie vergoß keine Thräne . . . sie war starr vor Entsetzen.

Mit dem Todten beschäftigt achtete Niemand auf sie; da schlich Melcher heran, der wieder wie am Martinstage zurückgezogen im Eichenschatten stand. „Ich hab' Wort gehalten . . .“ flüsterte er. „Wie sieht's aus? Wann soll die Hochzeit sein?“

„Melcher, Du lügst!“ erwiderte sie mit bebender Stimme . . . „Du mußt lügen! Mein Bruder kann kein solches Ungeheuer gewesen sein . . .“

„Ich komme morgen zu Dir auf den Stürzerhof....

Denkst noch an das Stück Zeug, das der Blinde gepackt hat? . . . Ich will Dir den Ort zeigen, wo der Sepp den Janker versteckt hat, den er angehabt hat . . . Du sollst selber sagen, ob er ihm nicht gehört und ob der Fetzen nicht dazu paßt. . . ."

„Dann ist er ein Teufel gewesen," sagte sie mit dämonisch funkelnden Augen . . . „dann ist ihm sein Recht geschehn! Blut um Blut — ich hab's geschworen, Melcher . . . da hast meine Hand, ich halt' mein Wort!"

3.

Auf dem Freithofe der Kirche, zu welcher der Stürzerhof eingepfarrt war, hatte schon lange Gras die frischen Gräber überwachsen, der Löwenzahn wiegte ungestört seine goldenen Blumen, und der Flieder breitete die schwarzen Beeren-Dolden über die hohe verbröckelnde Mauer, die den Ort der Ruhe umgibt. Wenige Schritte von der niedrigen, rothangestrichenen Eingangsthüre und neben dem eisernen Gitter, das am Boden hohl liegend angebracht ist, stand auf niedrigem Sandsteinsockel ein schweres eisernes Kreuz mit ver-

goldeten Enden, allerlei Zierrathen und Blumenwerk, in der Mitte ein kleines Gemälde, auf welchem der „ehr- und tugendsame Jüngling Joseph Stürzer" knieend und mit dem Rosenkranz in den gefalteten Händen abgebildet war, über dem Kopfe ein rothes Kreuz, anzeigend, daß er gewaltsamen Todes gestorben. Rings herum waren die Gräber der eingeborenen Geschlechter der Bauern und Sölbner, wie sie seit vielen Jahrzehnten sich auf den Gütern erhalten und fortgepflanzt hatten.

Weit davon entfernt, hinter der Kirche und an einem fast abgelegenen Orte war Adrian's Grab. Die fremden Ueberrheiner hatten noch wenige der Ihrigen begraben und mußten mit dem Winkel vorlieb nehmen, dessen die Eingeborenen nicht bedurften, unfern der Abtheilung, die für todtgeborne und ungetaufte Kinder bestimmt ist. Dort verkündete eine hölzerne Tafel an der Wand, daß der Hügel zu ihren Füßen sich über dem armen Pfälzer-Jüngling wölbte. Alle Grabkreuze des Friedhofs aber sahen vernachlässigt gegen diese Tafel aus, und während an Einzelnen darunter nur noch ein dürrer und vergilbter Kranz hing, der vom Allerseelentage herstammte und der Auswechselung erst bei der Wiederkehr des Festes entgegensah, war um dieselbe ein Gewinde von grünem Buchs gezogen, und aus

dem Hügelgrase blickte ein frischer Kranz von rothen und blauen Kornblumen mit Eichenlaub durchflochten.

Es war einsam und stille auf dem Friedhofe; nur eine wanderbereite Schwalbe schwirrte manchmal aus den Schalllöchern des Thurms, oder eine Eidechse schlüpfte zu den Schädeln und Knochen durch das Gitter des Beinhauses, über welchem Christus am Oelberg mit den schlafenden Jüngern in lebensgroßer buntbemalter Steingruppe angebracht war. Unbeweglich wie diese Gestalten kniete eine steinalte Bauersfrau auf der Bank davor und ließ als einziges Lebenszeichen manchmal eine Perle ihres Rosenkranzes niedergleiten.

Die Alte war so in ihr Gebet versunken, daß sie es kaum gewahr wurde, als der eiserne Drücker der Freithofthüre sich öffnete und Annemarie, in tiefe Trauer gekleidet, eintrat. Todesbleich schritt sie an dem Grabe des Bruders vorüber und schlug die Augen zu Boden, um dessen Grabkreuz nicht zu erblicken; ihr Herz war mit dem Mörder Adrian's noch nicht versöhnt, wenn auch ihrer Rache genug geschehen war. Als sie den Hügel des Geliebten erblickte, überkam sie ein krampfhaftes Zittern, sie vermochte kaum den frischen Kranz, den sie mitgebracht, unter der Holztafel aufzuhängen. Er war reich und voll aus den Purpurnelken

gebunden, die im Fenster des Stürzerhofs brannten, und die Trauernde schien den ganzen Stock bis an die Wurzeln beschnitten zu haben. Zusammenbrechend sank sie in die Kniee, beugte sich über den Hügel und barg den glühend heißen Kopf in dem kühlenden Grase. Bei dem Zustande steter Anspannung und Ueberreizung, in welchem sie dahin lebte, war es nicht zu verwundern, daß ihre Seufzer nach und nach in Worte übergingen und sie mit dem Begrabenen ein leidenschaftliches Gespräch begann. „Du weißt, warum ich da bin," flüsterte sie, „Dir brauch' ich nit erst zu sagen, was ich ausgestanden hab' die ganze schrecklich lange Zeit, seit Du mich verlassen hast ... Dein armselig's Ameile soll Abschied von Dir nehmen. ... Aber ich thu's nit, Adrian, ich thu's nit! Ich bleib' bei Dir mit Herz und Sinn ... ach, warum lieg' ich nit neben Dir da drunten ... warum hast Du mir nit die Lieb' gethan und hast mich nachgeholt? ... Bet' wenigstens droben für mich ... Du bist ja längst ein reiner Engel im Himmel; bet' für mich, daß ich aushalten kann, was noch kommt ... daß ich wenigstens wieder weinen kann ... ich muß sonst verbrennen von inwendig heraus! Erbitt' mir's bei den heiligen

Engeln, bei denen Du bist, daß ich bald erlöst und ausgespannt werd' . . . und zu Dir komm!"

Lange mattete und rang sie sich ab in vergeblicher Qual; ohne Trost war sie gekommen, ohne Trost ging sie wieder — ihr Inneres war wie ein gluthversengtes Land, in dem kein belebendes Grün zu wurzeln und zu keimen vermag. Verwundert hatte die Alte am Oelberg ihrem Treiben zugesehen und sah ihr kopfschüttelnd nach. „Das ist ein g'spaßiges Leut, die Stürzerbauern-Mirl . . . sie sieht völlig darein, wie geschreckt!"

Wenige Tage später ging es desto lauter und lebhafter auf dem stillen Kirchhofe zu. Ein Hochzeitszug schritt aus dem Kirchenportale; die Musikanten bliesen und trompeteten, die Böller krachten, und der weißgraue Pulverdampf wölbte sich in den glänzend blauen Septembertag empor, als wetteiferten sie, das Freudenfest zu verkünden, das da begangen werden sollte.

Der alte Stürzer kam auch hinter den Musikanten und dem Hochzeitlader mit einem Antlitz daher geschritten, das von Freude strahlte, so weit ein solcher Ausdruck in den strengen Zügen sich auszuprägen vermochte. Mit der freudigen Miene stand aber die Haltung des Körpers in Widerspruch, denn der hohe

Mann hatte Mühe sich aufrecht zu halten, und es war keineswegs zum Schein, daß er der neben ihm schreitenden Ehrenmutter den Arm gegeben hatte, denn er bedurfte Führer und Stütze, wenn das Herzdrücken kam und ihm die Kniee zittern machte. Das Siechthum war nicht wieder von ihm gewichen, und der Tod des einzigen Sohnes hatte die letzte Kraft des Widerstandes gegen dasselbe gebrochen. Er war nahe daran gewesen, der Gewalt dieses Stoßes zu erliegen, aber die Zähigkeit seiner Eigensucht überdauerte ihn: war auch die Hoffnung verloren, den vereinigten Stürzerhof in seinem Hause und mit seinem Namen zu vererben, so blieb ihm doch noch die Aussicht, Annemarie auf das Gut zu verheirathen . . . der Stürzerhof war doch wieder ganz, und das Gut selbst, der ganze Hof war es ja, was ihm von jeher am Herzen gelegen, mehr als die eigenen Kinder.

Nach ihm kamen die Brautführer, die Beiständer und Kränzeljungfern, dann das Brautpaar und dahinter der nicht enden wollende Zug der Gäste. Der Bräutigam bot einen stattlichen Anblick dar; trotz des unkleidsamen langen Rocks trat das kräftige Ebenmaß seines Körpers hervor, und wer ihn so durch die Reihen der neugierigen Dorfbewohner fest und mit lächeln-

dem Angesicht dahin schreiten sah, ahnte nicht, welche Schauer ihm das Herz zusammenschraubten, als er zwischen den Gräbern derer dahin ging, die er kaltblütig geopfert hatte, um die Hand fassen zu können, die nun am Altare in seine blutbefleckte gelegt worden war.

Die Braut gab sich nicht die Mühe, anders auszusehen, als es ihr um's Herz war; sie war schön, aber die Schönheit hatte etwas Unheimliches, und der fahlgrüne bräutliche Rosmarin-Zweig in dem dunklen Haare stand zu dem bleichen Gesicht, wie ein Todtenkränzchen; sie durfte nur die Augen schließen, um einer Gestorbenen zu gleichen.

Unter Musik, Schießen, Jauchzen und Hüteschwenken bewegte sich der Zug dem Wirthshause zu, an dessen Thüre eine grüne Ehrenpforte aus Tannenzweigen, mit bunten Streifen umwickelt, emporstieg, während oberhalb ein riesiges „Vivat" angebracht war, aus aneinandergereihten purpurrothen Vogelbeeren geformt. Dort hatte sich die ganze Einwohnerschaft des Dorfs versammelt, die nicht zu den Gästen gehörte; auch die alte Beterin vom Oelberge war darunter. „Gott soll mich behüten," flüsterte sie einer Nachbarin zu, „daß ich einen Christenmenschen was Uebles wünsche . . .

aber das ist eine traurige Hochzeit! Da wird nit viel Gutes herauskommen . . . schaut nur die Braut an, ob sie nicht wie tiefsinnig ist!"

„Sie ist halt ernsthaft," erwiderte die Nachbarin, „das bedeutet einen guten Ehstand. Heißt es nicht: „Eine traurige Braut, eine lustige Frau"?"

„Sagt das nicht, Nachbarin," murmelte die Alte wieder, „Ihr werdet auf meine Worte kommen! Ich versteh' mich auf solche Sachen! Ich bin bei der Copulation nahe am Altar gestanden und hab' es gut geseh'n, wie die Kerzen so unruhig gebrannt und hin und wieder geflackert haben, und hat sich doch kein Lüftchen geregt in der Kirche . . . Glaubt mir, das bedeutet Unfrieden in der Ehe!"

Das Mahl im Wirthshause hatte indeß bereits begonnen und nahm den gewohnten Verlauf mit den Tänzen zwischen den einzelnen Richten (Gerichten) bis zum unerläßlichen Ehrenkraut, zum Abdanken und Weisat; allein so reichlich die Geschenke der Gäste ausfielen, so sehr der Hochzeitlader sich anstrengte und die besten seiner Sprüche auskramte, wie sie sich für eine so „große Hochzeit" gebührten, es gelang ihm nicht, Annemarie's herbgeschlossenem Munde ein schwaches Lächeln abzugewinnen. Desto lauter lärmte und lachte

der alte Stürzerbauer, und sprach dem Bierkruge wie den Weinflaschen so weidlich zu, daß er wie der munterste Bauernbursche zu singen anfing. „Hui!“ schrie er, und schlug auf den Tisch, daß die Gläser tanzten und klirrten, „ich werd' völlig wieder jung! Der ganze Hof macht mich wieder zu einem ganzen Mann — ich könnt' mich selber nochmal copuliren lassen! Und auch das Herzdrücken ist weg, als wenn's nie dagewesen wäre!“

Er hielt Annemarie sein Glas hin, um anzustoßen, aber sie weigerte sich, in dem rothen Weine Bescheid zu thun, der sie wie Blut gemahnte; sie schützte Unwohlsein vor und trank nur Wasser. „Aber mir wirst doch Bescheid thun?“ fragte sie Melcher, der, um sich zu beruhigen und zu betäuben, ebenfalls den Wein nicht schonte. „Jetzt sind wir Mann und Frau — jetzt wirst doch einmal anfangen und wirst mir ein freundliches Gesicht machen? . . . Oder muß ich einen andern Namen nennen, daß Du's kannst? Muß ich Ameile zu Dir sagen?“

Er hatte die Worte in seiner Weinlaune noch kaum ausgesprochen, als ihn aus Annemarie's Augen ein Blick traf, der ihm wie ein Blitz in die Seele fuhr. „Nenn' mir den Namen nicht wieder!“ stammelte

sie mit mühsam unterdrückter Stimme. „Ich hab' Dir versprochen, Dein Weib zu werden ... Das hab' ich gehalten ... jetzt sind wir Zwei fertig miteinander! Nenn' mir den Namen nit wieder ... ich kann ihn nit hören aus einem solchen Mund!"

Sie stieß den Stuhl zurück, gab gesteigertes Uebelbefinden vor und eilte aus dem Saale.

Das Wirthshaus lag am Flüßchen, welches das Dorf durchströmte, an demselben eine Wendung machte, und deshalb langsam und tief an dem Baumgarten vorüberzog, der sich an die Rückseite anschloß. Das Wasser stand beinahe still und sah sich wie ein dunkelgrüner Weiher an, von dessen Grund allerlei Wasserpflanzen emporstiegen, wie Schlingen und Netze, welche sicher versprachen, ein Opfer, das ihnen verfallen, zu umstricken und nicht mehr los zu lassen. Dahin war Annemarie geeilt, um dem Lärmen und Drängen zu entkommen, und sah nun, an einen Weidenstamm gelehnt, durch die hangenden fahlen Zweige in die dunkle ungewisse Tiefe nieder. Es wandelte sie an, sich hinabzustürzen, wie schon oft seit dem Tode des Bruders der Gedanke des Selbstmords in ihr aufgestiegen war. Ihre Aufgabe, Rache zu nehmen für Adrian's schuldloses Blut, war erfüllt; die Menschen waren ihr ver-

haßt oder gleichgültig, wie das Leben, von welchem sie nichts mehr forderte oder hoffte. Dennoch war der Gedanke nie zum Entschlusse gereift; ein Rest kindlichen Gefühls gegen den alten hülflosen Vater, dem sie den Sohn geraubt hatte, hielt sie immer davon zurück. Dazu kam, daß sie sich auch durch das an Melcher gegebene Versprechen gebunden fühlte und es für unehrlich hielt, ihm untreu zu werden. Die stärkste Triebfeder aber, die sie an's Leben band, war die Liebe zu Adrian und der Glaube, im Jenseits mit ihm zusammen zu treffen. Diese Wiedervereinigung war ihr einziger Wunsch, ihr ganzer Trost, die Gewißheit derselben der kostbarste Juwel ihrer Religion. Adrian war, daran zweifelte sie nicht, längst bei den Auserwählten und Seligen Gottes; eine so reine Seele, wie die seinige, mußte „vom Mund auf in den Himmel gekommen sein." Auch sie hoffte dort Eingang zu finden und bebte nicht vor dem Richterstuhle des Ewigen zu erscheinen; hatte sie doch nichts Anderes gethan, als eines seiner furchtbaren Gebote vollzogen — aber mit der Schuld des Selbstmords beladen, auf welchen die Kirche einen ihrer schwersten Flüche wirft, sich in die Ewigkeit zu drängen, das wagte sie nicht... sie hätte sich dadurch selbst zur ewigen Pein verdammt und vom Himmel ausgeschlossen,

in welchem Adrian wohnte . . . darum mußte sie dulden, darum hatte sie das Leben bis zu dem heutigen Tage getragen und wollte es auch ferner. Entschlossen wandte sie sich von der lockenden Tiefe ab, als fern die Stimmen von suchenden Gästen hörbar wurden, und floh dem Wirthshause zu.

Es war ihr willkommen, daß der Vater darauf drang, daß man nicht, dem allgemeinen Brauche nach, bis zum Abend bleiben sollte; der Alte war in einer fast fieberartigen Aufregung, die theils auf Rechnung seiner unverkennbaren Trunkenheit kommen mochte, theils ein Zeichen seiner Krankheit war, deren Wiederkehr sich beängstigend ankündete. Melcher wollte nicht widersprechen; auch ihn drückte der Zwang, den man vor so vielen Zeugen sich anthun mußte, um in hochzeitlich freudiger Stimmung zu sein. So floh denn bald das bäyrisch prächtige Gespann mit den Bewohnern des Stürzerhofes dahin, während auf den Stufen des Hauses Wirth und Wirthin ihre Abschiedsbücklinge machten, die Gäste aus den Fenstern mit Hüten und Gläsern winkten und Vivat schrieen, die Musikanten aber mit Trompeten, Baßgeigen und Clarinetten bis auf die Straße herabgekommen waren und den Abfahrenden nachbliesen und nachschmetterten.

Die Gesellschaft war schweigsam und hing ihren Gedanken nach; nur der Alte ließ zeitweise seiner überreizten Munterkeit die Zügel schießen. Er juchzte und sang und rief dazwischen: „Fahrt zu! Das Hauptfest kommt erst noch — das Hauptfest hab' ich mir auf daheim verspart!"

Was er damit meinte, war klar, als der Wagen nach kurzer Fahrt auf dem Stürzerhofe anlangte; schon am Thore standen ein paar Zimmergesellen in weißen Hemdärmeln, braunen Schurzfellen und mit blanken Aexten, wie zu einem festlichen Aufzuge herausgeputzt. Der alte Bauer hatte sie bestellt, denn vor dem Paare, welches als Herr und Eigenthümer in den ganzen Hof einzog, sollten die Schranken fallen, die ihn so lange in zwei feindliche Hälften geschieden. Es hatte nicht wenig Mühe und Zeit gekostet, bis der Alte dies einzige und höchste Ziel seines Strebens erreicht hatte; namentlich nach dem Tode Sepp's war es schwierig geworden, es zu verfolgen, denn man mußte das Geld der Braut zurückzahlen, und das konnte wieder nur dadurch aufgewogen werden, daß Annemarie jetzt Alleinerbin war und daß Melcher's Verwandtschaft ein Uebriges that, ihm die Ankunft auf einem so stattlichen Anwesen möglich zu machen. „Haut zu, Zimmerleut!"

rief er, „haut das Gelump' zusammen, daß es kracht — der Stürzerhof ist unser! der Stürzerhof ist wieder ganz!"

Im Augenblick schallten die Axtschläge, und die Breterwand stürzte prasselnd nieder, welche das Fletz des Hauses getrennt hielt. Annemarie war in ihre Kammer getreten, den Brautstaat abzulegen; Melcher stand neben dem Alten, der jubilirend dem Einstürzen zusah. Jetzt waren die letzten Breter beseitigt, und durch die hintere Thür des Hauses übersah man Hofraum und Garten, wo die Zimmergesellen sich eben lachend daran machten, die Planke in der Mitte niederzuschlagen. „Haut zu," rief er immer wieder, „das ist eine Tanzmusik, wie sie mir gefällt! Juchhe, wie die Breter springen . . . die Freud' hat mich gesund gemacht! Das Drücken da auf der Brust, mitten in der Herzgruben ist weg! . . . Aber nein," fuhr er ängstlich fort, indem er mit beiden Händen nach der leidenden Stelle faßte . . . „da kommt's wahrhaftig wieder . . . und viel stärker wie sonst. . . . Heiliges Blut Christi, was ist das? . . . Mir wird ja auf einmal ganz schwarz vor den Augen. . . . Hilf mir, Mirl, hilf . . . ich glaub', ich bin blind . . ."

Die Tochter war rasch herbeigeeilt und geleitete

den Jammernden in die Stube, wo er kraftlos in den Lehnstuhl zusammenbrach. „Hilf mir," rief er immer kläglicher, „das Ueberrheiner-Bübel ist da und will mir in die Augen greifen! . . . Ich seh' nichts mehr, Mirl . . . Alles ist schwarz . . . ich bin blind . . ."

Vom Garten dröhnten die Beilhiebe und krachten die stürzenden Breter.

„Was ist das für ein Krachen?" stöhnte der Alte. „Sie sollen aufhören mit dem Schießen! Es geht mir in die Augen . . . es wird immer schwärzer . . . Blut Christi, nur nit blind werden . . . nur nit blind werden. . . ."

Aechzend sank er in den Stuhl zurück; es war nicht die Blindheit, was sich über ihn lagerte — die Nacht des Todes umhüllte seine Augen. Er röchelte noch und streckte sich, als von draußen die letzten Axtschläge ertönten; der Stürzerhof war vereinigt, aber das starre Herz seines Besitzers war gebrochen.

— Waren die Verhältnisse der Bewohner des Guts schon vorher feindselig und unangenehm, so gestalteten sie sich noch unheimlicher durch den Tod des Alten; trotz aller Härte war er doch eine Art Mittelpunkt gewesen, der die widerstrebenden Elemente vereinigte. Ein gemeinsames inneres Band zwischen dem Ehepaare

hatte nie bestanden; nun war auch das letzte äußere zerrissen, und Annemarie lag wie zuvor freudlos und wortlos, aber unermüdet den Geschäften des Hauses ob, unbekümmert um Melcher, wie zu jener Zeit, als er noch der Knecht, nicht der Herr desselben gewesen war. Dieser besorgte die große Feld- und Viehwirthschaft, die ihn auch den Tag über vollauf in Anspruch nahm; nur das Mittagessen, zu dem sich auch die Dienstboten versammelten, führte das sonderbare Ehepaar zusammen. Außerdem vermied Annemarie jede Annäherung und wußte jedem Alleinsein auszuweichen. Einmal versuchte Melcher, sie zu beschleichen, als sie Nachmittags in der Wohnstube beschäftigt und Niemand im Hause war. Er trat leise hinter sie, die in Gedanken versunken dastand, und legte ihr die Hand auf die Schulter; was er dazu sagen wollte, kam nicht über seinen Mund, so schnell, mit so unverkennbarem Ausdruck des Schreckens und des Schauders hatte sie seine Hand fortgeschleudert und war beiseite gesprungen. „Komm mir nit in die Näh'!" rief sie. „Rühr' mich nit an mit Deiner blutigen Hand!"

„Wenn sie blutig ist," sagte Melcher wild, „hast nit Deinen Theil daran? Wer hat's so gewollt, als Du?"

„Ich hab' nichts gewollt, als Vergeltung an dem,

der den Adrian ermordet hat," erwiderte sie finster ... „daß es der Bruder gewesen ist, hab' ich nit wissen können. . . ."

„Was thut das? Wenn Du's gewußt, hättest Du dem Bruder dann verziehen? Hättest mir gesagt, daß ich einhalten sollt'?"

„Nein . . . nein . . . ich hab's geschworen, wie's geschrieben steht — Zahn um Zahn, Aug' um Auge, Blut um Blut . . ."

„Was zierst Dich also hintennach? Ist's nit ganz dasselbe? — Glaub' mir, wir gehören zusammen, auch wenn Du mir's nit versprochen hättest. . . ." Damit schlang er ihr den Arm um die Hüfte und wollte sie an sich ziehen.

Von Grausen erfaßt versuchte sie, sich los zu machen. „Was ich versprochen hab'," rief sie, „hab' ich schon gehalten . . . ich bin ja Dein Weib! Damit mußt zufrieden sein . . . ich hab' Dir's vorher gesagt, daß ich keinen Menschen mehr gern haben kann . . ."

„Das will ich doch sehen," entgegnete Melcher, „und wenn ich Dich zwingen müßt', daß Du mir in den Händen zerbrichst! Glaubst, man gibt so leicht auf, nach was man getrachtet hat seiner Lebtag? Für was man thut, was ich gethan hab'?"

Sie rang mit ihm mit erliegender Kraft, denn Melcher war ihr an Stärke überlegen; sie hatte seine rechte Hand gefaßt und hielt sie als letzte Abwehr über dem Gelenke fest — diese Bewegung und dieser Druck übten auf ihn eine überraschende Wirkung aus. Er zuckte zusammen, ward bleich bis in die Lippen hinein und wankte, Annemarie loslassend, fast wie taumelnd aus der Stube, daß sie ihm verwundert nachsah. Seit diesem Augenblick wagte er sich nicht mehr an sie, sondern hielt sich in scheuer Entfernung, sie umschleichend, wie ein eingekerkertes Raubthier, das lauernd seine Beute durch die Gitterstäbe betrachtet, die es einmal im günstigen Augenblick zu durchbrechen hofft. Darüber kam der Spätherbst heran, aber nicht mild und allmählich, wie im vorigen Jahre, sondern rauh und streng mit raschem Blätterfall und frühem Frost; der Herbst ähnelte schon dem Winter, der im Innern des Stürzerhofs hauste, wie in der schaurigen Zone Grönlands, wo kein erwärmender und belebender Sonnenstrahl die Erstarrung der monatelangen Nacht durchbricht.

Eine unerwartete Aenderung trat ein, als Annemarie Nachricht von Adrian's Familie erhielt. Der Alte, dem Land und Gegend verleidet war, hatte eine Reise nach der Pfalz gemacht, um sich in der alten Hei-

math nach einem neuen Wohnsitz umzusehen. Der blinde Knabe war in der Pflege des Arztes zurückgeblieben, denn seine Verwundung, die außer dem Verluste der Augen zuerst nur unbedenklich geschienen, hatte innerlich so bedenkliche Zufälle zur Folge, daß das Schlimmste zu befürchten war. Der Knabe siechte und welkte zusehends dahin und drohte in einem unbeachteten Augenblick zu verlöschen, wie ein Lämpchen, dem das Oel gebricht. Da kam über den Rhein her die Botschaft, der alte Pfälzer habe sich dort einen neuen bleibenden Wohnsitz ausgesucht und das müde gottergebene Haupt zur ewigen Ruhe niedergelegt. Als Annemarie das erfuhr, ließ sie anspannen und kam Abends mit Davidle zurück, der ihr mit Jubel gefolgt war; hatte er doch beim ersten Laut, als sie in die Stube trat, die Stimme Ameile's, seiner zärtlichen Pflegerin, wieder erkannt. Sie theilte die Stube mit dem armen Kinde, und wie dieses in ihrer Nähe neu aufzuleben schien, ging auch ihr in dem Wiederbeginn der alten Thätigkeit für den Liebling der Wiederschein einer kurzen, aber seligen Zeit auf. Sie unterzog sich der Wartung mit aller zurückgehaltenen Leidenschaft ihres Gemüths und achtete nicht auf Melcher, der die Anwesenheit des Blinden mit unverhehltem verbissenem Grimm ertrug. Er wagte

jedoch, mit Annemarie's entschiedenem Wesen vertraut, keinen Widerspruch; es war nur eine Scheidewand mehr zwischen ihm und seinen Wünschen. Er wich seinem Weibe und dem Knaben wie ängstlich aus und begann seine Abende außer dem Hause zuzubringen. Ein einzelnstehendes Wirthshaus, das unfern an der Kreuzung mehrerer Straßen stand, bot ihm bequeme Gelegenheit zur Zerstreuung, denn es verging selten ein Tag, an welchem nicht Fuhrleute oder Handwerksgesellen dort Nachtherberge suchten und bei Gesang, Trunk und Kartenspiel die langen Abende zu verkürzen trachteten. Während Annemarie in der einsamen Kammer des einsamen Hofes dem Geplauder des kranken Knaben zuhörte und mit schmerzlichem Entzücken die Stimme einsog, aus welcher ihr Adrian's Ton entgegenklang, saß Melcher in der wüsten Gesellschaft, manchmal in ihr Toben einstimmend, öfter in finsteres Brüten und unheimliche Entschlüsse versunken. Wußte er auch nicht, wie er es erreichen sollte, das Eine stand fest vor ihm, Annemarie mußte ganz die Seine werden, der Blinde mußte fort, und er allein wollte der Herr sein im Hause.

Eines Abends kam er früher als gewöhnlich und ziemlich betrunken nach Hause und gewahrte, daß aus der Wohnstube noch Lichtschein auf den Hausplatz fiel.

Vorsichtig sah er durch das Guckfenster und erblickte den Knaben, der in der Ecke hinter dem großen Tische in Kissen lehnte, vor sich eine bunte Menge von wintergrünem Buchslaub und kunstlos aus Papier gefertigten Blutnelken, in denen er wohlgefällig herumtastete. Der Jahrestag von Adrian's Tod war nahe; der Lauscher errieth unschwer die Bestimmung des Kranzes, der unvollendet auf dem Tische lag. Er betrachtete den Kranz und den bleichen Knaben, der fast das Aussehen eines Todten hatte. „Das Bübel ist so elend," murmelte er, „daß es völlig ein gutes Werk wär', wenn man es von seinem Leiden erlöst ... ein Druck an die Gurgel müßt' ihm den Garaus machen, ohne daß man 'was merken könnt' ... ich kann's dem Geripp nit vergessen, wie es mich herumgezerrt hat. ..." Schweigend lauschte er noch eine Weile, ob Annemarie nicht in der Nähe sei; er hörte sie im obern Stockwerk hin und wieder gehen und in Schränken suchen. Behutsam öffnete er die Thüre und trat ein.

Dem scharfen Ohre des Blinden entging auch das leise Geräusch nicht.

„Bist Du's, Ameile?" fragte er.

Melcher schwieg; mit angehaltenem Athem und behutsamen Schritten stand er am Tische und streckte

den Arm nach der Kehle des Knaben. Der Blinde aber, erschreckt, als er auf seine Frage keine Antwort erhielt, fühlte und ahnte, daß etwas Unheimliches in seiner Nähe sei. Instinctmäßig griff er vor sich hin und faßte Melcher's Hand, gerade über der Verderben drohenden Faust. Melcher zuckte zusammen — gerade so hatte der Blinde ihn an Adrian's Leiche gehalten; er schleuderte dessen Hand zurück, denn auf den entsetzten Schrei des Knaben ließen sich von oben Annemarie's heraneilende Tritte hören.

Der ganze Vorfall war das Werk eines Augenblicks gewesen.

„Was ist Dir, Davidle?“ rief die Bäuerin, die gleich beim Eintreten den Schrecken und die Aufregung des Kindes bemerkte. „Was hast Du?“

Der Knabe schmiegte sich zitternd an sie und schlang ihr die Hände um den Hals. „Du bist's, Ameile!“ rief er. „Ich bitt' Dich, geh' nicht mehr fort von mir . . . er ist wieder dagewesen.“

„Wer?“ fragte die Frau erstaunt.

„Der Mann, der meinen Adrian erschossen hat... er ist dagewesen . . . er will mich auch umbringen . . .“ ächzte das Kind.

„Das bild'st Du Dir ein, Davidle,“ begütigte sie,

„Du bist halt krank — der Unglückselige — der das gethan hat, kommt nicht wieder!“

„Nein, nein, Ameile,“ rief der Knabe wieder, „er war da! Er ist's gewesen — ich kenn' ihn ganz genau!“

„Du kennst ihn?“ schrie Annemarie auf, und ein Schauder überflog sie. „Ist es nicht derjenige, dem Du das Stück vom Janker gerissen?“

„Derselbe,“ flüsterte der Knabe, sich enger an sie anschmiegend . . . „ich will es Dir sagen, aber ganz still, damit er es nicht etwa hört und wieder kommt.... Er ist es gewesen, Ameile, ich weiß es ganz gewiß, denn ich habe ihn wieder an der Hand gehalten, wie damals . . . siehst Du, gerade hier über dem Gelenk. ... Da hab' ich etwas unter meinen Fingern gefühlt, wie eine Narbe, oder wie ein Ueberbein . . . und doch war's wieder nicht so, denn es zuckte und bäumte und bewegte sich, wie eine Natter, die man gefangen hat....“

„Weiter, weiter!“ drängte Annemarie.

„Wie Du vorhin fort warst, Ameile, da ging ganz leise die Thür' auf, und der Mann kam herein und auf mich los und streckte den Arm nach mir aus . . . ich hab' es gehört und gespürt, und in meiner Angst hab' ich vor mich hin gegriffen und hab' ihn am Handgelenk' erfaßt, wie damals den Mörder...

da hab' ich die Narbe wieder gespürt und die Fiber, die sich wie eine Natter streckte und wand . . ."

Annemarie bebte, ihre Augen rollten und ihr Athem flog. „Es kann nit anders sein, Davidle," sagte sie, „Du hast geschlafen, und da hat Dir Alles geträumt. . . ."

„Nein, Ameile, ich bin wach gewesen . . . so munter wie jetzt. . . ."

„Dann laß es gut sein; bet' ein Vaterunser, daß Du vor bösen Anmuthungeu Ruh' hast. . . . Sag' keinem Menschen ein Wort; ich will unter der Hand nachforschen!"

Sie brachte den Knaben zu Bett; sie selber konnte an keine Ruhe denken und eilte in fieberischer Aufregung hin und wieder. Es war kein Zweifel möglich an der klaren und bestimmten Aussage des Knaben; wer konnte es also sein, der sich in die Stube geschlichen hatte und dessen Hand das verhängnißvolle Erkennungszeichen trug? Das Haus war geschlossen und wohl verwahrt; ein Fremder hätte nicht einzudringen vermocht, es mußte also einer der Hausgenossen sein. An die Knechte war nicht zu denken, sie waren alle fremd und erst kurze Zeit in der Gegend, denn seit den traurigen und geheimnißvollen Begebenheiten, die sich in

seiner Nähe zutrugen, war der Stürzerhof in Verruf gekommen, und nur Bursche aus ferner liegenden Orten ließen sich herbei, dort in Dienst zu treten. Der Verdacht konnte nur auf Melcher fallen — aber hatte er nicht die unwiderleglichsten Beweise gebracht, wer Adrian's Mörder gewesen? Hatte er sich nicht selbst hergegeben zum Werkzeug der Rache für den Mord? Und dennoch — wer das vermochte, war er nicht auch im Stande, eine noch grausigere That zu begehen? Annemarie mußte Gewißheit darüber haben, und das so bald als möglich — aber wie war dieselbe zu erlangen?"

Sie hatte das Licht ergriffen, um zu Melcher zu eilen, sie wollte ihm die ganze Last der Beschuldigung auf einmal in's Gesicht schleudern, wollte von seiner Bestürzung das unfreiwillige Geständniß erhaschen — aber sie stand auf halbem Wege still. War der Argwohn wirklich begründet, dann war Melcher ein Scheusal, wie die weite Erde kein zweites trug, dann war von ihm nicht zu erwarten, daß eine menschliche Regung ihn zum Verräther an sich selbst machen werde.

Im Umwenden fiel ihr Blick auf Melcher's Thüre; sie war nur angelehnt.

Annemarie öffnete und warf einen Blick hinein;

von Trunkenheit und tiefem Schlafe gebunden, lag der Bauer halb ausgekleidet auf dem Lager.

Er regte sich, als der Lichtschein auf ihn fiel, und murmelte unverständliche Worte, aber er erwachte nicht; nur eine dunkle, traumartige Vorstellung tauchte in ihm auf.

Wie ein Schatten huschte Annemarie näher; sie hoffte zu verstehen, was er murmelte; da machte der Schlafende wieder eine unruhige Bewegung, sein rechter Arm glitt von der Decke und hing schlaff über das Bettgestell herab.

Ueber dem Handgelenke war eine weiße Narbe sichtbar; vermuthlich hatte Melcher sich einmal bei der Arbeit verletzt; Sense oder Schnitzmesser schien tief eingedrungen zu sein und einen Theil der Sehne durchschnitten zu haben. . . .

Ein Gedanke durchzuckte Annemarie und war ebenso schnell ausgeführt; sie hatte die Hand über'm Gelenke gefaßt und hielt sie fest. Selbst die Möglichkeit des Erwachens schreckte sie nicht zurück — sie wollte Gewißheit haben.

Melcher erwachte nicht; der starke Körper erbebte und rang, sich von dem doppelten Banne zu befreien, der auf ihm lag — es gelang nicht; stöhnend wand

und wälzte er sich auf dem Lager und strebte, seine Rechte zu befreien.

Annemarie hielt noch fester... ein eisiger Schauer drang ihr zum Herzen, denn unter dem Drucke ihrer Finger fühlte sie es sich regen, wie der Blinde beschrieben hatte — das zerschnittene Stück der Sehne zuckte und schien sich wie ein selbstständiges Leben zu bäumen. Der Schlafende wurde unruhiger und stöhnte und lallte: „Verdammter Blinder . . . laß los! Es ist nicht wahr! . . . Was willst Du mit dem Fetzen . . . ich hab' nicht meinen Janker angehabt. . . .“

Mit einem Aufschrei des Entsetzens stürzte Annemarie aus dem Gemach.

Die Nacht verging in Verzweiflung; der Morgen fand sie in trostlosem Jammer auf ihrem Lager sitzen. So klar, so unerbittlich hell, wie der Morgenstrahl, dessen Lichter blutroth durch die kleinen Scheiben glitzerten, stand Alles vor ihrer Seele! Adrian war von Melcher's Hand gefallen; er hatte ihn bei Seite geräumt, weil er ihr bei seiner Bewerbung um ihre Gunst im Wege gestanden. Sie gedachte der drohenden Worte, die er an jenem Abend zum Fenster hereingerufen; sie begriff nicht mehr, warum sie dieselben vergessen, warum sie nicht sogleich auf ihn gedacht,

ihn allein beschuldigt hatte! Um sie zu erringen, hatte er die Schuld auf Sepp gewälzt, vielleicht um zugleich einen Mitwisser zu beseitigen . . . mit unsäglicher Wehmuth gedachte sie, wie der Bruder trotz aller Rauhheit und ungeachtet seines Hasses gegen die Ueberrheiner doch ein so gutes Herz gehabt . . . ein Herz, das niemals, wie sie verzweifelnd erkannte, einer solchen That fähig gewesen! Adrian's Blut war also ungerächt — sie selbst hatte furchtbare Blutschuld auf sich geladen . . . durch unerhörten Betrug war sie das Weib dessen, dem ihre volle Rache gelten sollte! — Vor ihr lag Adrian's Bibel neben dem ausgebrannten Wachsstock; die Blätter leuchteten und die Buchstaben brannten — aufstehend schlug sie das Buch zu und erhob sich entschlossen, ihr gewohntes Tagwerk zu beginnen.

Kalt und finster wie bisher schritt sie in Haus und Hof hin und wieder; ihr Benehmen gegen Melcher war dasselbe, während er sie scheu betrachtete; ein dunkles Gefühl des Geschehenen lastete auf ihm, wie die verworrene Erinnerung eines Traums.

So kam der Martinstag heran. Die Festgans war unter die Hausgenossen vertheilt und verzehrt; alle entfernten sich nach dem gemeinsamen Tischgebet,

und auch Melcher wollte in gewohnter Weise mit kurzem Gruß die Stube verlassen, als ihn Annemarie zurückrief. „Bleib noch einen Augenblick," sagte sie, „ich hab' mit Dir zu reden . . . ich hab' eine Bitt' an Dich."

„Du an mich?" rief Melcher, der überrascht stehen geblieben war. „Ich hab' Dich wohl nit recht verstanden? Du hätt'st eine Bitt' an mich?"

„Es ist nit anders," erwiderte sie. „Du weißt, was heut für ein Tag ist, Du siehst die Kränz' dort, die ich gebunden hab'. Sie gehören hinaus an das Schauerkreuz bei der großen Eich' . . . Du weißt schon, warum und wohin. Ich möcht' sie gern selber hinaus tragen, aber ich bin so matt und zerschlagen, daß ich mich kaum rühren kann . . . ich bitt' Dich, geh' statt meiner hinaus und häng' den Kranz auf an dem Kreuz . . ."

Melcher sah zu Boden; er konnte Annemarie's Auge nicht ertragen. „Ich thu's nit gern," sagte er dumpf, und schüttelte einen unwillkürlichen Schauder ab. „Ich geh' nit gern an den Ort . . ."

„Warum etwan?" sagte sie kalt. „Du hast mir bewiesen, daß es der Sepp war, der den Adrian er-

schossen hat .. Du brauchst Dich also nit zu scheuen, denn es steht geschrieben — Blut um Blut!"

„Blut um Blut," flüsterte Melcher vor sich hin, und der Athem stockte ihm in der Brust.

Annemarie schien es nicht zu beachten und fuhr fort: „Geh' hinaus statt meiner, Melcher, ich bitt' Dich d'rum ... Ich hab' diese Nächt' her einen besondern Traum gehabt ... das Jahr ist um, seitdem der Adrian ..... gestorben ist ... thu' mir den Gefallen — dann will ich versuchen, ob ich ihn vergessen kann ..."

„Das willst'?" rief Melcher mit flammenden Augen. „Gib mir die Kränz' ... ich trag' sie hinauf zum Schauerkreuz, und wenn der Teufel dort auf mich warten thät ..."

„Der wird nit auf Dich warten, Melcher," erwiderte Annemarie dumpf, „... aber es ist allemal gut, wenn sich der Mensch gefaßt macht!"

— Am Abend blies es schaurig kalt von Westen her über die Halde mit der alten Eiche und dem Schauerkreuz. Die Sonne brannte dort hinter einem blutrothen Gewölke aus, das wie vor einem Jahre einen Schneesturm für die kommende Nacht verkündete. Das Gebüsche, das den Waldsaum umkränzte, tauchte

die entlaubten Zweige in die düstere Gluth, und die winterlichen schwarzen Tannen stiegen darüber wie riesige geheimnißvolle Wächter des unheimlichen Platzes empor. Die Eiche hatte die dünne, leicht gefrorene Schneedecke des Bodens mit ihren Blättern bestreut, die wie dunkle Flecken von dem hellen Grunde sich abhoben; in der Dämmerung verschwimmend streckte das dunkle ernste Kreuz die Arme wie dräuend in den Himmel, und der gekreuzigte Heiland sah vom Stamme auf die Blutstätte mit der Miene des Richters hernieder.

Melcher kam rüstig und keck herangeschritten. Ohne viel umzublicken trat er auf die Fußbank des Betschemels und hängte den Kranz an ein paar Nägel, zwischen denen ein Stück Draht mit einigen Korallen angebracht war, um dem einsamen Beter statt des Rosenkranzes zu dienen. Der Kranz wollte nicht halten, und Melcher mußte sich über den Schemel beugen, daß er beinahe die Stellung eines Betenden annahm.

In dem dürren Gebüsch raschelte es; er hielt inne und sah verstört um sich: „Dumme Furcht!“ murrte er. „Der Wind rauscht in den Haselstauden — die Todten können nicht wieder kommen . . . und die Lebendigen wissen von nichts! . . . So . . . jetzt hält

der Kranz! Jetzt wird doch noch Alles mein, wornach ich getrachtet hab' . . . Vergönnt mir's, Ihr Todten — ich will Euch auch alle Jahr' selber einen solchen Kranz bringen . . ."

Im Gebüsch blitzte es auf, ein Knall rollte seinen Wiederhall durch den aufrauschenden Wald . . . Melcher sprang mit einem grellen Schrei hoch empor, fuhr mit beiden Händen an die durchschossene Brust und schlug schwer zu Boden, die Eiskruste mit seinem heißen Blute überströmend.

Im nämlichen Augenblick war Annemarie aus dem Gesträuch getreten und stand neben ihm, den rauchenden Stutzen in der Hand.

„Du, Mirl?" stöhnte der Verwundete, indem er sich krampfhaft emporhob. „Du selber . . .?"

„Ja, ich bin's —" erwiderte sie, „ich versteck mich nit und lauf nit davon . . . die Kugel ist von mir, und wenn ich auch nit so sicher treffen kann, wie Du, Du stehst doch nimmer auf! Muß ich Dir erst sagen, warum ich's gethan hab'? . . . Du hast den Adrian erschossen, der Blinde hat Dich verrathen . . . Du hast gelogen und hast den unschuldigen Sepp zu Deinem Sündenbock gemacht . . . hast ihn erschossen

und hast gewußt, daß er unschuldig ist . . . der Erdboden hätt' Dich nit mehr getragen, und ich hab's geschworen, ich will den Mörder Adrian's gerade so auf demselbigen Platz in seinem Blut liegen sehen, wie er gelegen ist — und wie Du jetzt liegst. Melcher... jetzt kann kommen, was will, jetzt hab' ich mein Wort gehalten . . . und habe Blut um Blut vergossen!"

„Und es soll über Dich kommen!" ächzte der Sterbende, „mein Blut soll Dich quälen und verfolgen in alle Ewigkeit . . ."

„Ich will's erwarten . . ."

„Nein," fuhr er, wie bereuend, fort, indem er sich in den Schmerzen des Todes wand, „mein Blut soll nit über Dich kommen . . . es soll über mich kommen mit all' dem, das ich selber vergossen hab' . . . Verzeih mir nur — sag' mir nur Du, daß Du mir verzeihen willst . . ."

„An meiner Verzeihung ist nichts gelegen," sagte sie grollend, „die kannst haben . . . aber da schau' hinauf an's Crucifix und denk', wie Du da zurecht kommst. . . ."

„Das will ich nit . . . ich hab' nie einen andern Gedanken, ein andres Verlangen gehabt, als Dich...

ich will jetzt auch keinen andern haben . . . gib mir nur Du Deine Hand . . . an dem, was dort auf mich wartet . . . kann ich doch nichts mehr ändern . . ."

Abgewandt und schaudernd reichte sie ihm die Hand.

Er ergriff und hielt sie fest . . . mit der letzten Kraft hatte inzwischen die andere Hand nach dem Besteckmesser an seiner Seite gesucht — er zückte es, war aber zu schwach den Stoß zu vollführen. Der Tod streckte ihn; von der erstarrenden Leiche eilte Annemarie durch die Nacht dem Hofe zu und beugte sich in der Kammer über den arglos schlummernden Bruder des Geliebten. Sie wollte ihn nicht wecken, aber er sollte mindestens geistig erfahren, daß der Bruder gerächt war . . . sie vermochte es nicht; sie fand keine Worte mehr für ihren Grimm. Die schuldlosen Züge des Kindes lagen, wenn auch etwas entstellt, so rein, so mild und friedlich vor ihr . . . ein ungeheures Weh' durchfuhr ihr auf einmal das schwerbeladene Herz, sie knickte an dem Bette in die Kniee zusammen, und was Zorn und Rache den brennenden Augen nicht zu entpressen vermocht hatten, das gewährte die erste Regung des Schuldbewußtseins und der Reue — die so lang entbehrte, so heiß erbetene Linderung der Thränen. —

— Ungeheuer war das Aufsehen, als die That bekannt wurde: war es doch binnen Jahresfrist der dritte Mord, der an diesem Platze geschehen, unter Umständen, die einen furchtbaren geheimnißvollen Zusammenhang nicht blos ahnen ließen, sondern mit erschütternder Gewißheit voraussetzten. Die Gerichte begannen neuerdings ihre angestrengte offene und geheime Thätigkeit, aber, eingeengt in die Schranken eines förmlichen Verfahrens, ohne Erfolg. Annemarie selbst verweigerte jede Auskunft und hauste einsam und finsterer als zuvor auf dem noch mehr gemiedenen Stürzerhofe. Sie mußte immer mehr mit fremden Dienstboten wirthschaften, und es war ganz natürlich, daß sie mehr und mehr rückwärts kam. Sie schien es nicht zu bemerken, und wenn auch bald Gehöft und Felder den Verfall deutlich genug zur Schau trugen, hatte doch die Eigenthümerin dafür weder Sinn noch Auge. Sie hatte keine andere Sorge, als das blinde Davidle zu pflegen und dafür zu sorgen, daß kein Spielzeug, das er wünschte, an seinem Bettchen, kein Leckerbissen auf seinem Tische mangelte.

Es konnte nicht fehlen, daß der Verfall eines so stattlichen Guts die allgemeine Aufmerksamkeit in An-

spruch nahm und daß viel Gerede ging von dem sonderbaren Wesen der Bäuerin, die bald ziemlich unverhohlen für gemüths- oder geisteskrank galt.

Als im Frühjahr die rothen Saatspitzen aus den Schollen brachen, zerfiel auch die gebrechliche Hülle, die den kleinen Blinden noch an die Erde band, und mit seinem Tode zerriß die letzte Verbindung, die Annemarie auf dem väterlichen Gute hielt. Eines Morgens hatte sie dasselbe verlassen und erschien beim Landrichter, um ein Verhör zu verlangen.

Erschüttert vernahm der Beamte den umständlichen Bericht über die blutigen Vorgänge am Schauerkreuz; er konnte sich nicht verhehlen, daß der ganze Bericht das Gepräge einer entsetzlichen Möglichkeit an sich trug, dennoch erschien er ihm unwahrscheinlich, denn die Erzählerin war ohne Zweifel ihrer Sinne nicht mächtig und hatte in ihrem vielfachen Jammer sich die Schreckensgeschichte so zusammengeträumt. Das Gutachten der Aerzte stimmte damit überein, und der Bescheid des Obergerichts schlug die Untersuchung wegen mangelnden Beweises nieder, da außer der unglaubwürdigen Aussage Annemarie's und bei dem

Tode aller Betheiligten kein einziger Anhaltspunkt gegeben war.

Annemarie erwiderte kein Wort, als ihr der Beschluß eröffnet und ihr die Entlassung aus der Haft angekündigt wurde, welche bei der Schwere des Verbrechens, dessen sie sich selbst anklagte, über sie zu verhängen gewesen war. Dieser Ausgang diente nur dazu, ihre Ueberzeugung von der Ohnmacht weltlicher Gerechtigkeit noch fester zu begründen — und ihr zu bestätigen, daß sie recht gethan.

Ohne Abschied verließ sie das Gerichtsgebäude, aber sie kam nicht mehr auf den Stürzerhof zurück: sie war vom selbigen Augenblick an verschwunden, und als nach einigen Monaten ein gerichtlich erlassener Aufruf vergeblich geblieben war, glaubte die ganze Gegend, daß sie im Irrsinne ihrem Leben ein Ende gemacht habe und wohl irgendwo die Leiche einmal zum Vorschein kommen werde.

Nur einmal des Nachts glaubte der Meßner, dessen Fenster über die Freithofmauer auf die Gräber gingen, an den Hügeln Adrian's und seines Bruders eine dunkle Gestalt knieen zu sehen — als er hinüber eilte, war sie verschwunden.

Ein unbestimmtes Gerücht erzählte, die Stürzerbäuerin sei bis über den Rhein und noch weiter fortgewandert, und als barmherzige Schwester in einem Krankenhause gesehen worden.

— Der Stürzerhof wurde auf Antrag der Verwandten lange Jahre von Gerichtswegen verwaltet und dann verkauft. Er fiel einem Zertrümmerer in die Hände, der des alten Stürzer mühevolles und segenloses Werk völlig vernichtete und das Gut in mehrere kleine Besitzthümer zerschlug. Ob damit auch der Wohlstand und der Friede daselbst wieder heimisch geworden, wissen wir nicht; die blutige Vergangenheit, die sich daran knüpft, ist beinahe gänzlich verklungen im Munde des Volks.

Das alte Schauerkreuz ist längst eingestürzt und nicht erneuert worden; am Stamme der unversehrt stehenden alten Eiche aber ist ein Crucifix angebracht und darunter sind drei Kreuze in die Rinde gegraben. Das Plätzchen ist ungemein anmuthig und gibt einen freundlichen Ueberblick über die tannenumkränzte Flur. Kaum wird ein Fußwanderer vorüberziehen, ohne sich in den breiten kühlenden Schatten der Eiche zu setzen und bei

ihrem Rauschen vielleicht über die Bedeutung der drei Kreuze zu sinnen.

Er ahnt wohl kaum, daß Blut um Blut auf der grünen Moosdecke geflossen, von der ihm das Haidekraut entgegen duftet und die Waldluft ihn anhaucht mit einem Gruße des Friedens.

III.

Der Vampyr.



1.

Die Stube des alten Paul war trotz des argen Wetters, das draußen hauste, recht heimlich. In dem großen, hie und da etwas durchsichtigen Ofen brannte und flackerte es hell, und zugleich mit der behaglich ausströmenden Wärme verbreitete sich ein versprechender Geruch, der das Nachtmahl ankündigte, mit dessen Bereitung im Halbdunkel der Ofenecke eine alte Frau beschäftigt war. Neben ihr, vermuthlich in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, kauerte auf der Ofenbank ein hübscher, etwa zwölfjähriger Knabe; in der andern Ecke der Stube an dem großen viereckigen Tische mit den bequem ausgespreizten Beinen saß ein alter Mann mit fast kahlem Scheitel und las beim Scheine der Oellampe in einem mächtigen Buche. Es war lautlose Stille in der Stube, man hörte das Feuer knistern, den Perpendikel der großen Wanduhr gehen

und von Zeit zu Zeit den Wind an den Fenstern rütteln, der vor denselben den Schnee zusammen wehte, daß er handhoch durch die Scheiben hereinsah. Weiter draußen aber sah man trotz der Dunkelheit der Nacht den Schnee auf vielen kleinen Erhöhungen und auf den darauf befindlichen Kreuzen leuchten. Es war nämlich der Kirchhof, der alte Paul war der Todtengräber, und dessen Wohnung so an die Kirchhofmauer angebaut, daß die Fenster beinahe in gleicher Höhe mit dem Boden des Kirchhofs lagen.

Von Zeit zu Zeit hob der Alte den Blick nach dem Zifferblatt der Uhr, schüttelte unwillig den Kopf und las eifrig weiter. Da schlug es acht Uhr vom nahen Kirchthurm herab, Paul nahm die Brille von der Nase, legte sie als Merkzeichen zu der Stelle, wo er geblieben war, ins Buch und rief, indem er es zuklappte und aufs Fenstergesimse legte, der Alten zu: „Bringt nur das Essen, Schwägerin. Wer weiß, wo der Große sich wieder herumtreibt. Ich will mir mein Abendessen des Burschen wegen nicht verkümmern lassen. Und Du, Hans, komm und setz' Dich her."

Stillschweigend gehorchend deckte die Alte ein großes Tuch über den Tisch und stellte die dampfende Schüssel darauf. Ebenso stillschweigend war der Knabe

dem Rufe gefolgt und hatte sich neben den Vater auf die Bank gesetzt. Nachdem er das Vaterunser vorgebetet, wurde gegessen, und es war wieder still in der Stube wie vorher.

Nach dem Essen gab der Knabe dem Vater gute Nacht, was dieser in einer raschen wärmern Aufwallung dadurch erwiderte, daß er ihm lächelnd an die rothen Wangen klopfte. Schon war der Kleine mit der Alten im Seitenkämmerchen verschwunden und Paul fing eben an, die Stube auf- und abgehend mit gesenktem Kopfe zu durchmessen, als man von draußen eilfertige Schritte ans Haus herankommen hörte. Der Alte stand in seinem Gange still, den Blick auf die Thüre geheftet, durch welche ein junger Mann von schlichtem, aber offenem und gewinnendem Aussehen eintrat.

Der Alte wollte eben den Mund zu einer Strafpredigt öffnen, aber der Eingetretene kam ihm zuvor, indem er noch eh' er den Schnee vollends von Hut und Mantel geschüttelt, ihm freundlich die Hand entgegenstreckte. „Ich komme spät, Vater," sagte er; „Ihr habt gewiß mit der Suppe auf mich gewartet?"

„Ei was spät kommen und Suppe!" eiferte jener; „davon ist nicht die Rede. Du bist groß genug, um den Weg zur Schüssel zu finden, wenn Dich hungert,

Tode aller Betheiligten kein einziger Anhaltspunkt gegeben war.

Annemarie erwiderte kein Wort, als ihr der Beschluß eröffnet und ihr die Entlassung aus der Haft angekündigt wurde, welche bei der Schwere des Verbrechens, dessen sie sich selbst anklagte, über sie zu verhängen gewesen war. Dieser Ausgang diente nur dazu, ihre Ueberzeugung von der Ohnmacht weltlicher Gerechtigkeit noch fester zu begründen — und ihr zu bestätigen, daß sie recht gethan.

Ohne Abschied verließ sie das Gerichtsgebäude, aber sie kam nicht mehr auf den Stürzerhof zurück: sie war vom selbigen Augenblick an verschwunden, und als nach einigen Monaten ein gerichtlich erlassener Aufruf vergeblich geblieben war, glaubte die ganze Gegend, daß sie im Irrsinne ihrem Leben ein Ende gemacht habe und wohl irgendwo die Leiche einmal zum Vorschein kommen werde.

Nur einmal des Nachts glaubte der Meßner, dessen Fenster über die Freithofmauer auf die Gräber gingen, an den Hügeln Adrian's und seines Bruders eine dunkle Gestalt knieen zu sehen — als er hinüber eilte, war sie verschwunden.

Ein unbestimmtes Gerücht erzählte, die Stürzerbäuerin sei bis über den Rhein und noch weiter fortgewandert, und als barmherzige Schwester in einem Krankenhause gesehen worden.

— Der Stürzerhof wurde auf Antrag der Verwandten lange Jahre von Gerichtswegen verwaltet und dann verkauft. Er fiel einem Zertrümmerer in die Hände, der des alten Stürzer mühevolles und segenloses Werk völlig vernichtete und das Gut in mehrere kleine Besitzthümer zerschlug. Ob damit auch der Wohlstand und der Friede daselbst wieder heimisch geworden, wissen wir nicht; die blutige Vergangenheit, die sich daran knüpft, ist beinahe gänzlich verklungen im Munde des Volks.

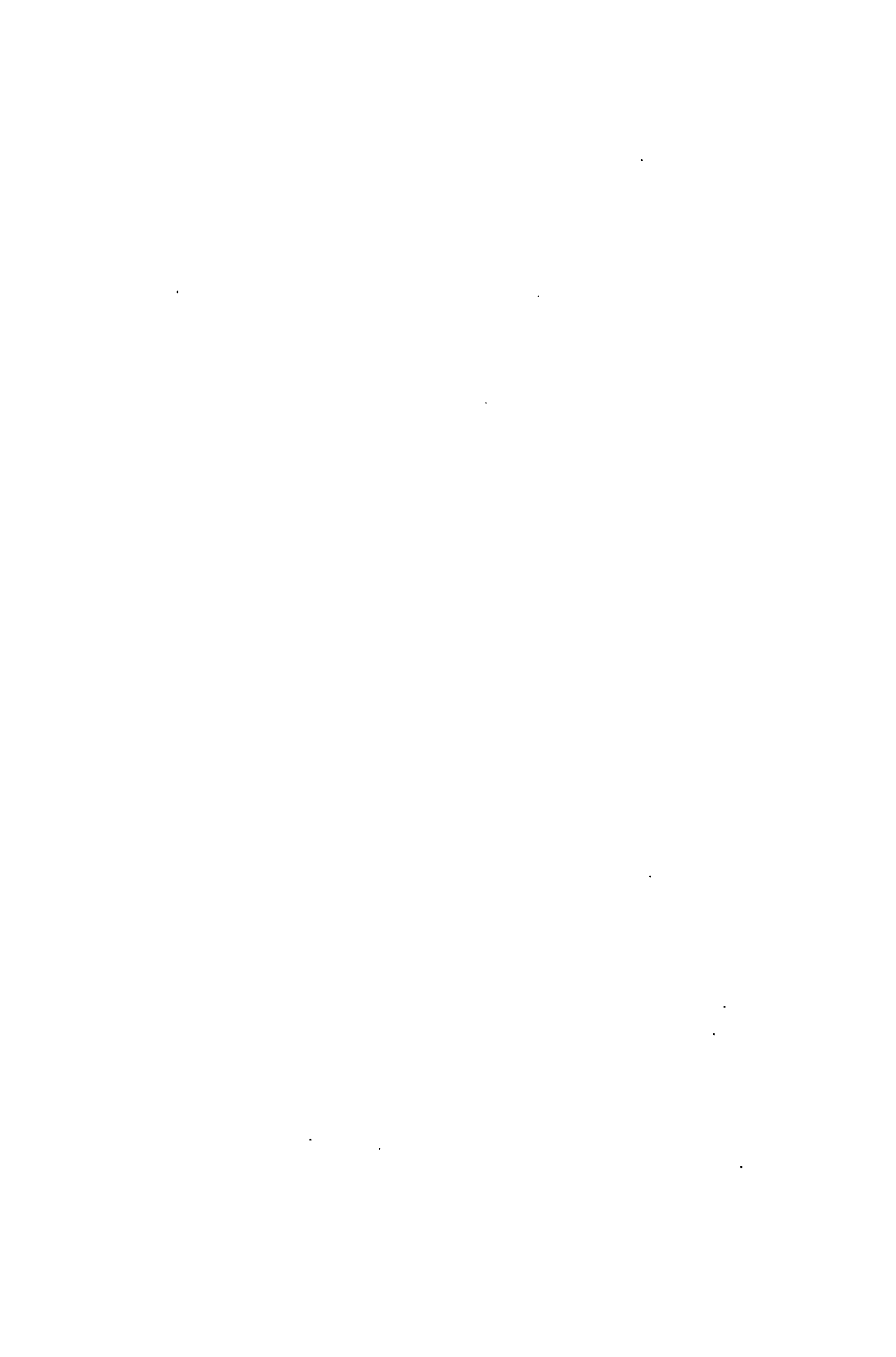
Das alte Schauerkreuz ist längst eingestürzt und nicht erneuert worden; am Stamme der unversehrt stehenden alten Eiche aber ist ein Crucifix angebracht und darunter sind drei Kreuze in die Rinde gegraben. Das Plätzchen ist ungemein anmuthig und gibt einen freundlichen Ueberblick über die tannenumkränzte Flur. Kaum wird ein Fußwanderer vorüberziehen, ohne sich in den breiten kühlenden Schatten der Eiche zu setzen und bei

ihrem Rauschen vielleicht über die Bedeutung der drei Kreuze zu sinnen.

Er ahnt wohl kaum, daß Blut um Blut auf der grünen Moosdecke geflossen, von der ihm das Haidekraut entgegen duftet und die Waldluft ihn anhaucht mit einem Gruße des Friedens.

III.

Der Vampyr.



1.

Die Stube des alten Paul war trotz des argen Wetters, das draußen hauste, recht heimlich. In dem großen, hie und da etwas durchsichtigen Ofen brannte und flackerte es hell, und zugleich mit der behaglich ausströmenden Wärme verbreitete sich ein versprechender Geruch, der das Nachtmahl ankündigte, mit dessen Bereitung im Halbdunkel der Ofenecke eine alte Frau beschäftigt war. Neben ihr, vermuthlich in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, kauerte auf der Ofenbank ein hübscher, etwa zwölfjähriger Knabe; in der andern Ecke der Stube an dem großen viereckigen Tische mit den bequem ausgespreizten Beinen saß ein alter Mann mit fast kahlem Scheitel und las beim Scheine der Oellampe in einem mächtigen Buche. Es war lautlose Stille in der Stube, man hörte das Feuer knistern, den Perpendikel der großen Wanduhr gehen

und von Zeit zu Zeit den Wind an den Fenstern rütteln, der vor denselben den Schnee zusammen wehte, daß er handhoch durch die Scheiben hereinsah. Weiter draußen aber sah man trotz der Dunkelheit der Nacht den Schnee auf vielen kleinen Erhöhungen und auf den darauf befindlichen Kreuzen leuchteh. Es war nämlich der Kirchhof, der alte Paul war der Todtengräber, und dessen Wohnung so an die Kirchhofmauer angebaut, daß die Fenster beinahe in gleicher Höhe mit dem Boden des Kirchhofs lagen.

Von Zeit zu Zeit hob der Alte den Blick nach dem Zifferblatt der Uhr, schüttelte unwillig den Kopf und las eifrig weiter. Da schlug es acht Uhr vom nahen Kirchthurm herab, Paul nahm die Brille von der Nase, legte sie als Merkzeichen zu der Stelle, wo er geblieben war, ins Buch und rief, indem er es zuklappte und aufs Fenstergesimse legte, der Alten zu: „Bringt nur das Essen, Schwägerin. Wer weiß, wo der Große sich wieder herumtreibt. Ich will mir mein Abendessen des Burschen wegen nicht verkümmern lassen. Und Du, Hans, komm und setz' Dich her.“

Stillschweigend gehorchend deckte die Alte ein großes Tuch über den Tisch und stellte die dampfende Schüssel darauf. Ebenso stillschweigend war der Knabe

dem Rufe gefolgt und hatte sich neben den Vater auf die Bank gesetzt. Nachdem er das Vaterunser vorgebetet, wurde gegessen, und es war wieder still in der Stube wie vorher.

Nach dem Essen gab der Knabe dem Vater gute Nacht, was dieser in einer raschen wärmern Aufwallung dadurch erwiderte, daß er ihm lächelnd an die rothen Wangen klopfte. Schon war der Kleine mit der Alten im Seitenkämmerchen verschwunden und Paul fing eben an, die Stube auf- und abgehend mit gesenktem Kopfe zu durchmessen, als man von draußen eilfertige Schritte ans Haus herankommen hörte. Der Alte stand in seinem Gange still, den Blick auf die Thüre geheftet, durch welche ein junger Mann von schlichtem, aber offenem und gewinnendem Aussehen eintrat.

Der Alte wollte eben den Mund zu einer Strafpredigt öffnen, aber der Eingetretene kam ihm zuvor, indem er noch eh' er den Schnee vollends von Hut und Mantel geschüttelt, ihm freundlich die Hand entgegenstreckte. „Ich komme spät, Vater," sagte er; „Ihr habt gewiß mit der Suppe auf mich gewartet?"

„Ei was spät kommen und Suppe!" eiferte jener; „davon ist nicht die Rede. Du bist groß genug, um den Weg zur Schüssel zu finden, wenn Dich hungert,

ihrem Rauschen vielleicht über die Bedeutung der drei Kreuze zu sinnen.

Er ahnt wohl kaum, daß Blut um Blut auf der grünen Moosdecke geflossen, von der ihm das Haide-kraut entgegen duftet und die Waldluft ihn anhaucht mit einem Gruße des Friedens.

III.

Der Vampyr.



1.

Die Stube des alten Paul war trotz des argen Wetters, das draußen hauste, recht heimlich. In dem großen, hie und da etwas durchsichtigen Ofen brannte und flackerte es hell, und zugleich mit der behaglich ausströmenden Wärme verbreitete sich ein versprechender Geruch, der das Nachtmahl ankündigte, mit dessen Bereitung im Halbdunkel der Ofenecke eine alte Frau beschäftigt war. Neben ihr, vermuthlich in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, kauerte auf der Ofenbank ein hübscher, etwa zwölfjähriger Knabe; in der andern Ecke der Stube an dem großen viereckigen Tische mit den bequem ausgespreizten Beinen saß ein alter Mann mit fast kahlem Scheitel und las beim Scheine der Oellampe in einem mächtigen Buche. Es war lautlose Stille in der Stube, man hörte das Feuer knistern, den Perpendikel der großen Wanduhr gehen

und von Zeit zu Zeit den Wind an den Fenstern rütteln, der vor denselben den Schnee zusammen wehte, daß er handhoch durch die Scheiben hereinsah. Weiter draußen aber sah man trotz der Dunkelheit der Nacht den Schnee auf vielen kleinen Erhöhungen und auf den darauf befindlichen Kreuzen leuchten. Es war nämlich der Kirchhof, der alte Paul war der Todtengräber, und dessen Wohnung so an die Kirchhofmauer angebaut, daß die Fenster beinahe in gleicher Höhe mit dem Boden des Kirchhofs lagen.

Von Zeit zu Zeit hob der Alte den Blick nach dem Zifferblatt der Uhr, schüttelte unwillig den Kopf und las eifrig weiter. Da schlug es acht Uhr vom nahen Kirchthurm herab, Paul nahm die Brille von der Nase, legte sie als Merkzeichen zu der Stelle, wo er geblieben war, ins Buch und rief, indem er es zuklappte und aufs Fenstergesimse legte, der Alten zu: „Bringt nur das Essen, Schwägerin. Wer weiß, wo der Große sich wieder herumtreibt. Ich will mir mein Abendessen des Burschen wegen nicht verkümmern lassen. Und Du, Hans, komm und setz' Dich her."

Stillschweigend gehorchend deckte die Alte ein großes Tuch über den Tisch und stellte die dampfende Schüssel darauf. Ebenso stillschweigend war der Knabe

dem Rufe gefolgt und hatte sich neben den Vater auf die Bank gesetzt. Nachdem er das Vaterunser vorgebetet, wurde gegessen, und es war wieder still in der Stube wie vorher.

Nach dem Essen gab der Knabe dem Vater gute Nacht, was dieser in einer raschen wärmern Aufwallung dadurch erwiderte, daß er ihm lächelnd an die rothen Wangen klopfte. Schon war der Kleine mit der Alten im Seitenkämmerchen verschwunden und Paul fing eben an, die Stube auf- und abgehend mit gesenktem Kopfe zu durchmessen, als man von draußen eilfertige Schritte ans Haus herankommen hörte. Der Alte stand in seinem Gange still, den Blick auf die Thüre geheftet, durch welche ein junger Mann von schlichtem, aber offenem und gewinnendem Aussehen eintrat.

Der Alte wollte eben den Mund zu einer Strafpredigt öffnen, aber der Eingetretene kam ihm zuvor, indem er noch eh' er den Schnee vollends von Hut und Mantel geschüttelt, ihm freundlich die Hand entgegenstreckte. „Ich komme spät, Vater," sagte er; „Ihr habt gewiß mit der Suppe auf mich gewartet?"

„Ei was spät kommen und Suppe!" eiferte jener; „davon ist nicht die Rede. Du bist groß genug, um den Weg zur Schüssel zu finden, wenn Dich hungert,

Tode aller Betheiligten kein einziger Anhaltspunkt gegeben war.

Annemarie erwiderte kein Wort, als ihr der Beschluß eröffnet und ihr die Entlassung aus der Haft angekündigt wurde, welche bei der Schwere des Verbrechens, dessen sie sich selbst anklagte, über sie zu verhängen gewesen war. Dieser Ausgang diente nur dazu, ihre Ueberzeugung von der Ohnmacht weltlicher Gerechtigkeit noch fester zu begründen — und ihr zu bestätigen, daß sie recht gethan.

Ohne Abschied verließ sie das Gerichtsgebäude, aber sie kam nicht mehr auf den Stürzerhof zurück: sie war vom selbigen Augenblick an verschwunden, und als nach einigen Monaten ein gerichtlich erlassener Aufruf vergeblich geblieben war, glaubte die ganze Gegend, daß sie im Irrsinne ihrem Leben ein Ende gemacht habe und wohl irgendwo die Leiche einmal zum Vorschein kommen werde.

Nur einmal des Nachts glaubte der Meßner, dessen Fenster über die Freithofmauer auf die Gräber gingen, an den Hügeln Adrian's und seines Bruders eine dunkle Gestalt knieen zu sehen — als er hinüber eilte, war sie verschwunden.

Ein unbestimmtes Gerücht erzählte, die Stürzerbäuerin sei bis über den Rhein und noch weiter fortgewandert, und als barmherzige Schwester in einem Krankenhause gesehen worden.

— Der Stürzerhof wurde auf Antrag der Verwandten lange Jahre von Gerichtswegen verwaltet und dann verkauft. Er fiel einem Zertrümmerer in die Hände, der des alten Stürzer mühevolles und segenloses Werk völlig vernichtete und das Gut in mehrere kleine Besitzthümer zerschlug. Ob damit auch der Wohlstand und der Friede daselbst wieder heimisch geworden, wissen wir nicht; die blutige Vergangenheit, die sich daran knüpft, ist beinahe gänzlich verklungen im Munde des Volks.

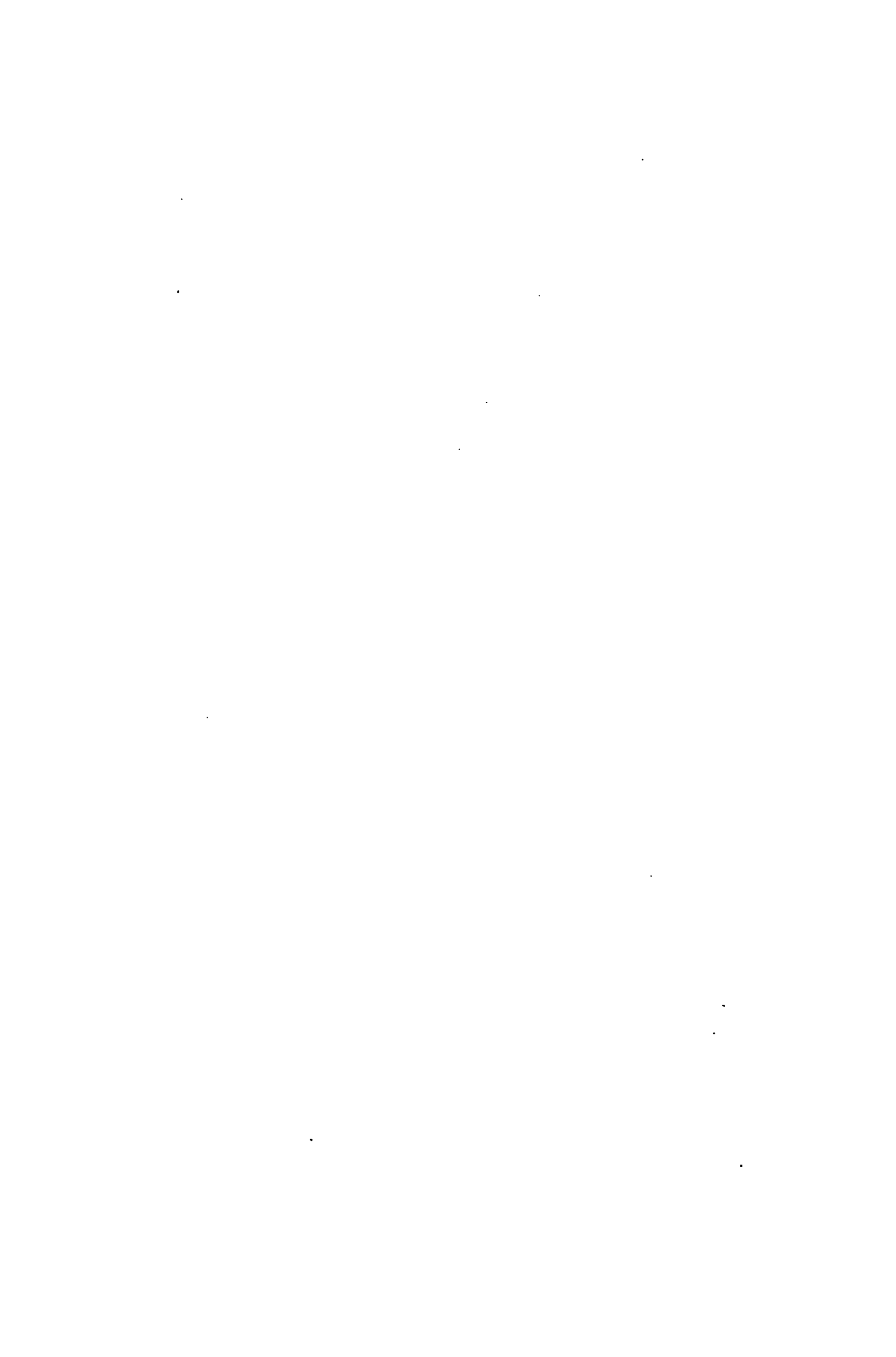
Das alte Schauerkreuz ist längst eingestürzt und nicht erneuert worden; am Stamme der unversehrt stehenden alten Eiche aber ist ein Crucifix angebracht und darunter sind drei Kreuze in die Rinde gegraben. Das Plätzchen ist ungemein anmuthig und gibt einen freundlichen Ueberblick über die tannenumkränzte Flur. Kaum wird ein Fußwanderer vorüberziehen, ohne sich in den breiten kühlenden Schatten der Eiche zu setzen und bei

ihrem Rauschen vielleicht über die Bedeutung der drei Kreuze zu sinnen.

Er ahnt wohl kaum, daß Blut um Blut auf der grünen Moosdecke geflossen, von der ihm das Haidekraut entgegen duftet und die Waldluft ihn anhaucht mit einem Gruße des Friedens.

III.

Der Vampyr.



1.

Die Stube des alten Paul war trotz des argen Wetters, das draußen hauste, recht heimlich. In dem großen, hie und da etwas durchsichtigen Ofen brannte und flackerte es hell, und zugleich mit der behaglich ausströmenden Wärme verbreitete sich ein versprechender Geruch, der das Nachtmahl ankündigte, mit dessen Bereitung im Halbdunkel der Ofenecke eine alte Frau beschäftigt war. Neben ihr, vermuthlich in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, kauerte auf der Ofenbank ein hübscher, etwa zwölfjähriger Knabe; in der andern Ecke der Stube an dem großen viereckigen Tische mit den bequem ausgespreizten Beinen saß ein alter Mann mit fast kahlem Scheitel und las beim Scheine der Oellampe in einem mächtigen Buche. Es war lautlose Stille in der Stube, man hörte das Feuer knistern, den Perpendikel der großen Wanduhr gehen

und von Zeit zu Zeit den Wind an den Fenstern rütteln, der vor denselben den Schnee zusammen wehte, daß er handhoch durch die Scheiben hereinsah. Weiter draußen aber sah man trotz der Dunkelheit der Nacht den Schnee auf vielen kleinen Erhöhungen und auf den darauf befindlichen Kreuzen leuchten. Es war nämlich der Kirchhof, der alte Paul war der Todtengräber, und dessen Wohnung so an die Kirchhofmauer angebaut, daß die Fenster beinahe in gleicher Höhe mit dem Boden des Kirchhofs lagen.

Von Zeit zu Zeit hob der Alte den Blick nach dem Zifferblatt der Uhr, schüttelte unwillig den Kopf und las eifrig weiter. Da schlug es acht Uhr vom nahen Kirchthurm herab, Paul nahm die Brille von der Nase, legte sie als Merkzeichen zu der Stelle, wo er geblieben war, ins Buch und rief, indem er es zuklappte und aufs Fenstergesimse legte, der Alten zu: „Bringt nur das Essen, Schwägerin. Wer weiß, wo der Große sich wieder herumtreibt. Ich will mir mein Abendessen des Burschen wegen nicht verkümmern lassen. Und Du, Hans, komm und setz' Dich her.“

Stillschweigend gehorchend deckte die Alte ein großes Tuch über den Tisch und stellte die dampfende Schüssel darauf. Ebenso stillschweigend war der Knabe

dem Rufe gefolgt und hatte sich neben den Vater auf die Bank gesetzt. Nachdem er das Vaterunser vorgebetet, wurde gegessen, und es war wieder still in der Stube wie vorher.

Nach dem Essen gab der Knabe dem Vater gute Nacht, was dieser in einer raschen wärmern Aufwallung dadurch erwiderte, daß er ihm lächelnd an die rothen Wangen klopfte. Schon war der Kleine mit der Alten im Seitenkämmerchen verschwunden und Paul fing eben an, die Stube auf- und abgehend mit gesenktem Kopfe zu durchmessen, als man von draußen eilfertige Schritte ans Haus herankommen hörte. Der Alte stand in seinem Gange still, den Blick auf die Thüre geheftet, durch welche ein junger Mann von schlichtem, aber offenem und gewinnendem Aussehen eintrat.

Der Alte wollte eben den Mund zu einer Strafpredigt öffnen, aber der Eingetretene kam ihm zuvor, indem er noch eh' er den Schnee vollends von Hut und Mantel geschüttelt, ihm freundlich die Hand entgegenstreckte. „Ich komme spät, Vater,“ sagte er; „Ihr habt gewiß mit der Suppe auf mich gewartet?“

„Ei was spät kommen und Suppe!“ eiferte jener; „davon ist nicht die Rede. Du bist groß genug, um den Weg zur Schüssel zu finden, wenn Dich hungert,

und bist klug genug, nicht gleich verloren zu gehen, wenn Du eine Stunde länger ausbleibst. Aber," fuhr er mit milderem und beinahe schmerzlichem Tone fort, „ich kann mir's wohl denken, wo Du wieder gewesen bist und das ist mir nicht recht, das macht mir Sorgen um Dich."

„Vater!" wollte Wilhelm begütigend einwerfen, doch dieser ließ ihn nicht zum Worte kommen und fuhr mit steigender Lebhaftigkeit fort: „Ja es macht mich unruhig, denn was in aller Welt soll aus der dummen Geschichte werden? Ein Schreinergeselle, der nichts hat als seine zwei Fäuste, und ein adeliges Fräulein!"

„Aber sie ist so blutarm wie ich selbst," erwiderte Wilhelm.

„Arm!" fuhr der Vater dagegen, „arm! Als wenn diese Art Leute jemals arm sein könnten! Sie sind immer mehr als Du, oder bilden sich wenigstens ein, es zu sein — mit Unsereinem stehn sie nicht eher gleich, als bis ihnen das gemeinsame Lager da vor dem Fenster draußen zurecht geschüttelt wird... Gesteh' mir's nur, Du bist wieder bei dem Mädel gewesen!"

„Ich habe Fräulein Amalie heute nicht zu Gesicht bekommen," entgegnete Wilhelm. „Mein Wort darauf.

Sie ist heute mit ihrer Frau Gräfin in die große Gesellschaft gegangen, die der reiche Amerikaner gibt."

„Was für ein Amerikaner?" fragte Paul.

„Nun," antwortete der Sohn, „das ist der fremde Herr, der schon seit vierzehn Tagen beim Kronenwirth wohnt, von dem aber in der ganzen Stadt niemand mehr weiß, als daß er steinreich und aus Amerika ist."

„Und was thut er hier? In einem Landstädtchen, wo es doch gewiß und wahrhaftig nichts Merkwürdiges gibt, als höchstens die steinernen Türkenköpfe überm Stadtthor?"

„Auch das weiß niemand," entgegnete Wilhelm. „Der Fremde ist fast immer allein, immer daheim, und wenn man ihn außer dem Hause antrifft, so ist's auf dem Kirchhofe oder nicht weit davon. Da geht er halbe Tage lang herum und liest reihenweise die Inschriften auf den Grabsteinen."

„Ah, den kenn' ich!" rief Paul lachend; „der hat auch schon meiner Werkstatt die Ehre angethan. Ein großer hagerer Mann, nicht wahr? Mit einem blassen kranken Gesicht und einem langen hellbraunen Ueberrock?"

„Der Nämliche. Die Leute können sich nicht erklären, warum er das thut, und weil sie's nicht können,

reden sie von gar nichts Anderem und kommen auf die tollsten Einfälle. Denkt nur —."

„Nun?"

„Die Einen meinen gar, er sei ein Vampyr."

„Was ist das für ein Ding?"

„Wißt Ihr das nicht, Vater? Nun, das ist ein todter Mensch, der aber doch lebendig herumgeht und den Leuten, wenn sie schlafen, das Blut aussaugt."

„Dummheiten!"

„Ja das sagen alle Vernünftigen," lachte Wilhelm, „aber der Andern sind mehr!"

Während dieses Gesprächs war die Alte wieder ins Zimmer gekommen und hatte nicht so bald vernommen, wovon die Rede war, als sie sich beeilte, alles bekannt zu geben, was sie in den Nachbarshäusern über den seltsamen Fremden Abenteuerliches zusammengelesen hatte. So viel war jedenfalls ausgemacht, daß er ein junges Mädchen suche, um ihr das Blut auszusaugen, weil er sich damit das Leben wieder auf hundert Jahre verlängern könne. Einstweilen begnüge er sich aber mit frisch eingegrabenen Leichen, wovon er sich jede Nacht eine aus dem Grabe hole.

Die Alte unterbrach plötzlich ihren Bericht mit einem Aufschrei des Schreckens, denn von der Kirchhof-

seite her war vernehmlich ans Fenster geklopft worden, und hart an den Scheiben gewahrten jetzt alle Drei das blasse Todtengesicht des Vampyrs, der mit hohl klingender Stimme nach dem Todtengräber fragte und ihn zu sich hinaus rief. „Ihr werdet doch nicht zu ihm hinaus gehn wollen, Schwager?“ flüsterte die alte Martha und hielt Paul, der sich gegen die Thüre wandte, zum Tode erschrocken an der Jacke fest.

Paul machte sich aber entschieden los „Laßt mich,“ sagte er. „Da draußen steht das Kreuz des Herrn hoch aufgerichtet; in seiner Nähe geschieht keinem Leides, der daran glaubt, und der närrische Kauz da draußen ist eben auch Mensch wie ein anderer, wenn er auch zu einer vernünftigern Zeit kommen könnte.“ Damit verließ er die Stube, und der Fremde, der bis dahin unverwandt ins Zimmer gesehn hatte, verschwand vom Fenster. Von den Zurückbleibenden hielt sich Wilhelm möglichst nahe an der Thüre, um dem Vater, falls es wider Vermuthen doch Noth thun sollte, zu Hülfe kommen zu können; die Schwägerin stand unbeweglich an ihrem Platze und rührte nur die Lippen zu einem kräftigen Stoßgebet.

Da erklang vor der Thüre ein heiseres höhnisches Lachen, und zwar so unheimlich, daß Wilhelm rasch die

Thüre aufriß und hinaus sprang. Dort traf er den Vater allein, den langen Fremden sah er nur noch ferne wie einen gespenstischen Schatten durch die Kreuze und Monumente schlüpfen, und über den Kirchhof hin fuhr ein so heftiger Windstoß, daß die Kreuze ächzten und die Thurmfahne jammernd herunterschrie.

Wie sie wieder in die Stube kamen, war das Gesicht des alten Paul sichtbar erregt und er schien ein bischen außer Fassung gekommen zu sein. „Was ist Euch geschehn, Vater?" fragte besorgt Wilhelm. „Was hat er von Euch gewollt?" die Schwägerin.

Der Alte griff nach der Oellampe, um in seine Schlafstube zu gehn. „Es ist nichts," sagte er. „Der Fremde ist wohl ein übermüthiger Mensch, der sich einen verwegenen Spaß machen wollte.... Aber sonderbar bleibt es immer! Er hat mir eine Handvoll Gold angeboten und verlangt, ich sollte mit ihm an die andere Seite des Kirchhofs gehn. Dort wolle er mir ein Grab zeigen, das ich ihm — aufgraben soll. — Gute Nacht!"

2.

Um dieselbe Zeit ging es im Saale des Kronenwirthshauses schon so lebhaft her, wie sich niemand im Städtchen aus früherer Zeit zu erinnern wußte. In der Mitte hing der gläserne Armleuchter mit ungewohnt üppiger Wachskerzen-Besetzung herunter; die Wände waren mit bunten Tüchern und Kranzgewinden geschmückt; auf den langen blendend weiß gedeckten Tafeln wimmelten Flaschen, Terrinen und Aufsätze mit den feinsten und seltensten Früchten durcheinander, und aus der anstoßenden Thüre klangen die Töne verschiedener Instrumente, die zur Ballmusik gestimmt wurden.

Zwischen all diesen Herrlichkeiten hin und her wogte und wand sich neugierig gährend und plaudernd beinahe die ganze vornehmere Bevölkerung des Städtchens. Der Amerikaner hatte mit republikanischer Gastlichkeit seine Einladungskarten aller Orten vertheilt, und so verschieden und ungünstig die Berichte waren, die über ihn von Haus zu Haus telegraphirt worden, verschmähte doch niemand die Einladung des Unbekannten. Alles wollte sich von seinem fabelhaften Reichthum überzeugen und hoffte auf die Enthüllung irgend eines pikanten Geheimnisses. Zur bezeichneten Stunde fand sich daher alles

zu Fuß und sogar zu Wagen im bezeichneten Lokale ein, wo ein schwarzer Bedienter die geputzte Schaar empfing und mit stummer Verbeugung in den Saal wies. Da stand man nun beisammen, sah sich gegenseitig mit einiger Befangenheit an, und die Verlegenheit wuchs, denn schon war eine halbe Stunde über die festgesetzte Zeit verstrichen und noch hatte niemand den Geber des Festes nur mit einem Auge gesehn.

Schon wurden die Vermuthungen in den einzelnen Gruppen immer schärfer und lauter, als die Saalthüre nochmals aufflog, einige verspätete Gäste einzulassen. Es war die Gräfin von Butzenhausen auf Butzendorf, die Besitzerin eines nahe gelegenen Ritterguts, eine große stattliche Frau mit magerem gelbem Gesicht und scharfen Zügen, in denen sich der Hochmuth unverkennbar ausdrückte. Ihr zur Seite schritt ihre Tochter, ein hübsches blasses Mädchen mit einnehmender Miene, aber überladen prächtig gekleidet, wie sie. Hinter beiden, in der bescheidenen Entfernung der Dienerin, folgte die Erzieherin, oder besser die Gesellschafterin des Fräuleins, eine volle schlanke Gestalt, deren reizende, durch die einfache Kleidung hervorgehobene Umrisse vollkommen zu dem ausdrucksvollen Gesichte paßten. Unter der weißen, von dunklen Flechten umwundenen Stirne blickten blaue

Augen sinnig hervor und wetteiferten an Anmuth mit dem leichten Lächeln, das um die feingeschnittenen Lippen schwebte.

Die Dame rauschte durch die Anwesenden, welche eine ehrerbietige sich verneigende Straße bildeten, bis zu dem Platze, wo der Gerichtsdirektor, der Physikus und der Pfarrer, die höchsten gesellschaftlichen Spitzen des Städtchens, beisammen standen und wo sie deßhalb den Herrn des Festes vermuthete. Entrüstet über die Nichtachtung, daß er sie weder an der Treppe, noch im Saale empfangen, war sie entschlossen, sich dafür durch vornehme Geringschätzung zu rächen; noch mehr wurde sie überrascht, als ihr der Gerichtsdirektor mit der Nachricht entgegentrat, daß man schon seit fast einer Stunde vergeblich auf den Wirth warte.

„Sollte man gewagt haben, uns zum besten zu haben?“ rief die Dame und ließ einen Blick, so scharf wie einen Säbelhieb, über den Saal streifen.

„Das scheint mir doch unwahrscheinlich, Frau Gräfin,“ fiel ihr der Pfarrer ins Wort. „Die reichlichen Anstalten auf den Tischen und im Saale zeigen hinreichend, daß einige Realität in dem angekündigten Feste liegt.“

„Zudem wäre es wohl zu verwegen,“ schaltete der

Gerichtsdirektor mit wichtiger Miene ein. „Wie könnte der Fremde sich unterstehen, ein solches Spiel mit den höchsten Personen und Autoritäten zu treiben?“

„Das wäre mir kein Grund!“ erwiderte der Physikus, der sich angewöhnt hatte, den Skeptiker zu spielen, weil er einmal gelesen hatte, die Beschäftigung des Arztes bringe das mit sich. „Es scheint mir nicht unmöglich, daß die gesammten Honoratioren von ihrer Neugierde in eine Falle gelockt wurden. Wo soll bei einem Amerikaner der Respekt vor den Autoritäten herkommen? Zudem weiß ja niemand, wer der Fremde ist!“

„Die Visitenkarte,“ meinte Fräulein Ida, die Tochter der Gräfin, „ist fashionable und zeigt den feinen Mann; doch läßt sich nichts daraus errathen. Da steht nur der einfache Name „Tombstone Esq.“

„Tombstone?“ fragte der Direktor. „Das fällt mir auf. Ich habe neulich einen Bericht über englische Geschwornen-Verhandlungen gelesen, da kam dies Wort in einem Prozesse vor. Heißt es nicht so viel wie Grabstein?“

„Grabstein!“ hauchte eine junge blasse Figur mit herabhängendem Haar — es war der Praktikant Rebeling, welcher der Tochter des Gerichtsdirektors englische

Lection gab und darum als Autorität für die Literatur Großbritanniens galt.

„Das ist befremdlich!“ fuhr der Direktor seinem Dragoman zunickend, fort. „Solch' ein ungewöhnlicher Name — dazu die mysteriösen Gerüchte, die über den Fremden cirkuliren —.“

„Seine gespensterhafte Blässe,“ flüsterte Ida.

„Und die steten Besuche auf dem Kirchhofe!“ erinnerte der ärztliche Zweifler.

„Seinen geheimnißvollen Reichthum nicht zu vergessen,“ ergänzte die Gräfin. „Wäre es nicht so sehr pöbelhaft, auf solche abergläubische Vorurtheile einzugehen — man wäre beinahe versucht, daran zu glauben. Was meinen Sie,“ fuhr sie zum Pfarrer gewendet fort, „halten Sie derlei Dinge für möglich?

„Warum nicht?“ entgegnete dieser, salbungsvoll die Hände reibend. „Die Wege des Herrn sind wunderbar! Wohl mag er das Außerordentliche zulassen in seiner Weisheit, um die Blinden zu überzeugen und“ — mit einem frommen Seitenblick auf den Arzt — „die Zweifler zu beschämen!“ — Dieser räusperte sich heftig und war eben im Begriff, mit einer etwas derberen Ladung auf den frommen Hieb zu erwidern, als die Musik im Ballsaale zu spielen anfing und ihn

unterbrach. Bei den Tönen einer glänzenden Marsch-melodie flog die Thüre auf, an der Schwelle stand der Amerikaner und verbeugte sich mit feinem Anstande vor der Versammlung. Er war im elegantesten Ball-anzuge und hatte nicht das mindeste Auffallende an sich, als die wirklich todtenhafte Blässe des Antlitzes, die durch das dunkle Haar noch mehr hervor-gehoben und durch die weiße Halsbinde doppelt fahl gemacht wurde.

Mit angenehmer, nur etwas hohl klingender Stimme und im reinsten Deutsch begrüßte er die Ver-sammlung und bat wegen der unfreiwilligen, durch ein außerordentliches Ereigniß veranlaßten Versäumniß um Entschuldigung. „Die nähere Aufklärung," schloß er, „die ich Ihnen auch darüber schuldig bin, daß ich mir erlaubt habe, Sie alle zu Gästen eines Ihnen Un-bekannten zu machen, erlauben Sie mir zu verschieben — es wird später an einer passenden Gelegenheit dazu nicht fehlen. Jetzt aber lassen Sie uns das Versäumte nachholen und zu Tische gehen. Wir setzen uns, wenn Sie den Wunsch Ihres Wirthes ehren wollen, in bun-ter Reihe, wie es sich eben trifft — ich will den An-fang machen."

Damit wendete er sich mit leichtem Anstande und

bot der Dame, die ihm zunächst stand, den Arm. Es war das Gesellschaftsfräulein der jungen Gräfin; halb verwirrt über die ihr gewordene Auszeichnung, halb sich weigernd, folgte sie ihm zu Tische. Die Gesichtsfarbe der Gräfin spielte ins Grüne, doch nahm sie sich zusammen und schritt am Arme des Direktors hastig dem Paare nach. Der Pfarrer geleitete die junge Gräfin; alles folgte unter beistimmendem Lachen dem gegebenen Beispiele, und als die Flaschenpfröpfe über die Tafel zu springen begannen, war alle Besorgniß und Verlegenheit überstanden. Es summte in dem Saale durch Lichterglanz, Weinduft und Musik, wie ein Bienenvolk, das am ersten warmen Morgen zu schwärmen beginnt. Der Amerikaner war anscheinend der Heiterste von allen. Er unterhielt sich mit jedem seiner Nachbarn, wußte jedem etwas Verbindliches zu sagen und strömte über von launigen Einfällen, so daß bald um ihn herum nichts als lachende Mienen zu sehen waren. Nur sein eigenes Antlitz blieb unverändert, die bleichen Züge waren regungslos und um die ernsten Lippen vermochte kein Lächeln aufzukommen. Die Mädchen konnten bald gar nicht begreifen, wie man den Mann so hatte verschreien können. Blaß war er freilich, blaß wie man sich ein Gespenst vorstellen mochte, dem war

nicht zu widersprechen — aber häßlich war er nicht, und hätte er rasch um eine oder die andere der Städterinnen angehalten, so hätte vielleicht manche nicht daran gedacht, daß er sich eine Braut nur zu dem erbaulichen Zwecke suchte, um ihr das Blut auszusaugen. Andere, von mehr ängstlicher Natur, konnten den Gedanken nicht los werden und sahen daher mit wachsender Besorgniß auf Amalie — so hieß das Gesellschaftsfräulein — mit welcher der unheimliche Fremde sich am meisten und offenbar auf's angelegentlichste unterhielt. Er war von ihrem anspruchslosen Wesen, von ihren treffenden sinnreichen Antworten unverkennbar eingenommen und auch sie schien an dem Fremden Wohlgefallen zu haben.

Die einzige Unzufriedene war die Frau Gräfin von Butzenhausen auf Butzendorf. Vergebens hatte sie versucht, sich mit dieser ganzen Titulatur vorzustellen und dadurch Aufmerksamkeit zu erregen; der Amerikaner versicherte sie in kurzen Worten, daß er alle ihre Titel, sowie ihre eigene respektable Person sehr genau kenne. Dabei betrachtete er sie mit einem Blicke, der sich ansah wie eine gezückte Dolchspitze. War sie dadurch verletzt, so war sie doch noch mehr überrascht, sich von dem Fremden gekannt zu wissen. Darüber mußte sie Aufschluß haben. „Sie sehn meine Verwunderung!“

rief sie über die Tafel hinüber. „Erklären Sie mir das Unbegreifliche, denn Sie werden einer Dame nicht den ganzen Abend verbittern wollen!“

„Ich muß mir in der That diesen Mangel an Galanterie zu Schulden kommen lassen,“ erwiderte er mit unverhehltem Spotte. „Man hat Beispiele, daß Enthüllungen, so eifrig sie auch gewünscht wurden, immer noch zu früh gekommen sind. Die bloße Möglichkeit eines solchen Gedankens zwingt mich, zu schweigen, bis es Zeit sein wird.“ Damit wendete er sich unbefangen zu Amalien und begann ein Gespräch mit ihr. Die Gräfin wechselte die Farbe und biß sich in die Lippen — der Entschluß stand fest, sich an dem kühnen Amerikaner oder wenn das nicht angehn sollte, an Amalien zu rächen, für die er so offenbare Theilnahme zeigte.

Das Beginnen des Balls unterbrach und ärgerte sie auf's neue, denn Esquire Tombstone eröffnete ihn mit Amalien. Bei diesem Vergnügen war die Gräfin schon durch ihr Alter zur Unthätigkeit verurtheilt und hatte also Zeit genug, über ihren argen Plänen zu brüten. Sie folgte dem vortanzenden Paare mit den Augen, wie ein Falke nach dem Federchen spähend, auf das er herabstoßen könne. Ein hämisches Lächeln ver-

rieth bald, daß das Gewünschte gefunden war. Die Gräfin bemerkte, daß Amalie jedesmal, so oft sie an dem ihr gegenüberliegenden Orchester vorüber tanzte, die Augen niederschlug, wenn sie aber still zu stehn kam, dennoch so oft es geschehn konnte, ihre Blicke nach dieser Stelle richtete. Die Gräfin folgte der eingeschlagenen Linie und hatte gar bald hinter den dort beschäftigten Gesichtern und Gestalten im Halbdunkel eine andere bemerkt, welche jedenfalls nicht musikalisch thätig war. Ein rasch durch die Lorgnette geworfener Blick hob jeden Zweifel — es war wirklich Wilhelm, der Tischlergeselle, der Todtengräberjunge, der die Frechheit hatte, seine gemeinen braunen Augen zu ihrer hochfreiherrlichen Nichte zu erheben! — Jetzt war der Racheplan fertig.

Wilhelm hatte es nicht vermocht, zu Hause zu bleiben, während er die Krone seiner Gedanken sich so nahe und vielleicht die Möglichkeit gegeben wußte, sie mindestens von ferne zu sehn oder wohl gar einen flüchtigen Blick von ihr zu erhaschen. Deßwegen war er, wie sein Vater das Lämpchen in der Stube ausgelöscht hatte, also eingeschlafen war, noch einmal aus dem Häuschen am Kirchhofe fortgeschlüpft, und die alte Martha hatte es nicht über's Herz gebracht, dem Sohne

ihrer Schwester, der ja nichts Böses vorhatte, nicht behülflich zu sein. Sie hatte die Klingel am Ausgange gehalten, daß ihr Getöse den Vater nicht wecke.

Inzwischen war eine Tanzpause eingetreten. Die Damen gingen Arm in Arm mit ihren Tänzern im Saale auf und ab, andere ruhten auf den Kissen der rings angebrachten Divans aus, und die jungen Herren waren redlich bemüht, alle diese schönen Gelegenheiten auszubeuten. Die Gräfin saß in einer Fensternische und unterhielt sich mit dem Amerikaner, der ihr nicht mehr auszuweichen vermocht hatte, über die Annehmlichkeiten des civilisirten Europas im Gegensatze zu dem halb wilden Naturstande Amerikas. Waren die Ansichten auch ganz von einander verschieden, so bewirkte doch die Anwesenheit und Theilnahme des Gerichtsdirektors, daß dasselbe einen gemäßigt ruhigen Verlauf nahm.

Während desselben wendete sich die Gräfin unbefangen und wie zufällig zu Amalien. „Ich fühle heute wieder recht sehr, wie gebrechlich ich werde. Der Zugwind hier ihm Nacken belästigt mich sehr. Willst du wohl hinabgehn und mir mein Umschlagtuch aus dem Wagen holen?“ Bereitwillig erhob sich Amalie sogleich und wollte gehn. Tombstone hielt sie zurück. „Das

kann wohl jemand von der Dienerschaft besorgen," sagte er und winkte seinem Schwarzen zu. „Sie haben sich echauffirt."

„Ich bitte, mein Herr!" fiel die Gräfin giftig ein. „Noch gelten hier unsere Sitten, und die Dienenden haben sich zu menagiren!"

Amalie verbeugte sich ehrerbietig. „Zürnen Sie nicht, Tante," sagte sie und ging; „ich kenne meine Stellung in Ihrem Hause und weiß, was meine Pflicht ist."

Tombstone schien Lust zu einer Erwiderung zu haben; das Herantreten der Paare, welche sich zu einem neuen Tanze aufstellten, verhinderte ihn daran. Die Gräfin beachtete seine Entfernung gar nicht; ihr Blick hing unverwandt am Orchester und blitzte bald von höhnischem Triumph. Sie hatte es wohl bemerkt, daß in demselben Augenblick, als Amalie den Saal verließ, der Kopf Wilhelms im Orchester verschwand. Nun war sie ihrer Sache gewiß, und als der Walzer begonnen hatte, fand sie leicht Gelegenheit, ohne Aufsehen zu erregen, ebenfalls den Saal zu verlassen.

Die Musik hatte eben in einem Fortissimo dahin gerauscht und ging in eine weiche lockende Flöten-Melodie über. Die Paare wiegten sich zu der ange-

nehmen Weise im vollsten Behagen, als draußen vor dem Saale Töne laut wurden, welche nicht zu der allgemeinen Heiterkeit paßten und bald störend auf dieselbe wirkten. Zuerst eilten einige Neugierige hinaus, um zu hören, was der Lärm bedeute; bald folgten mehrere, zuletzt wurde sogar der Tanz unterbrochen, und alles sammelte und drängte sich um die Gruppe, welche sich vor dem Saale gebildet hatte. Dort lehnte Amalie auf einem Treppenabsatz bleich und halb bewußtlos an der Wand; vor ihr stand der Tischler Wilhelm mit flammenden Augen und hoch emporgehobener Rechten, wie um sie zu vertheidigen — beiden gegenüber ergoß die Gräfin eine Flut der erniedrigendsten Vorwürfe gegen sie. „Wohlan, mein Fräulein," schloß sie ihre Donnerrede, „wer sich so weit vergißt, wer so sehr allen Anstand, alle Sittsamkeit verletzt, kann weder in Gesellschaft meiner unschuldigen Ida, noch in meinem unbescholtenen Hause sein! Sie werden das begreifen und sich um eine andere Stelle umsehn!"

Amalie vermochte nicht zu antworten, Wilhelm that es für sie. „Das Fräulein," rief er glühend, „hat nichts Unanständiges, nichts Unsittsames gethan! Eine Lügnerin, wer das sagt, und wär's auch zehnmal eine Gräfin!" — „Redet Er auch mit?" fragte die zürnende

Gräfin im verächtlichsten Tone, dessen sie fähig war. — „Ja, ich rede mit," entgegnete der Geselle. „Das Fräulein kann nichts dafür, daß ich mich ihr in den Weg gestellt habe. Und wer da sagen will, ich hätte mich ihr jemals anders als auf ehrenhafte Art genähert, dem will ich —." —

In diesem Augenblick drängte sich der Amerikaner durch die Menge. „Was geht hier vor?" rief er mit einer Stimme, vor welcher die Umstehenden unwillkürlich zurückwichen. „Wer wagt es, diese Dame zu beleidigen?"

„O mein Herr," erwiderte die Gräfin boshaft, „bemühen Sie sich nicht um diese sittenlose Person!"

„Wie?" rief jener wieder, „so nennen Sie Ihre eigene Verwandte?"

„Die Familie," entgegnete die Gräfin stolz, „wird sich von dem mißrathenen Zweige los zu machen wissen!"

„Aber was hat sie denn gethan? Was ist ihr Verbrechen?"

„Ich hatte schon lange bemerkt, daß sich die Unglückliche in ein unwürdiges Liebesverhältniß eingelassen — ich warnte und befahl, aber vergebens; im

diesem Augenblick traf ich sie hier im Stelldichein mit ihm, wie er ihr eben die Hand küßte."

„In der That?" wendete Tombstone ein. „Dann ist es nach dem Eklat, den Sie zu veranlassen für gut befunden haben, allerdings unerläßlich, daß etwas in der Sache geschieht. Die jungen Leute werden sich heirathen müssen." — Ueber Wilhelms und Amaliens Wangen flog ein verrätherisches Roth; die Gesellschaft zischelte, die Gräfin aber stand wie versteinert und brauchte lange, bis sie wieder zu sprechen vermochte.

„Heirathen?" stammelte sie endlich. „Meine Nichte einen — Handwerksgesellen?"

„Ei," lachte Tombstone, „man wird aus dem Gesellen einen Meister machen. Die Familie wird ihn gewiß in den Stand setzen."

„Die Familie?" höhnte die Gräfin. „Nimmermehr! Man hat sie unterstützt, so lang sie es verdiente, — eine Unwürdige kennen wir nicht mehr."

„Damn!" murmelte der Amerikaner halb zwischen den Zähnen und über seine blassen Züge zuckte es, als wollte darüber ein Schein von Röthe aufgehn — es kam aber nicht dazu, die Eisdecke war zu undurchdringlich. „Die Familie will also für das arme Kind nicht sorgen, will aber auch nicht erlauben, daß es selbst

für sich sorgt? Die Familie steht aber doch nicht an, ihrer Vorurtheile wegen ein armes Mädchen öffentlich zu beschämen und zu Grunde zu richten? Also haben diese Gespenster noch immer nicht ausgespukt? Nun, dann werde ich ihnen wenigstens eines ihrer Opfer entreißen! Dann nehme ich das Fräulein, wenn sie sich mir vertrauen will, in meinen Schutz — und wehe dem, der ihr von nun an nur mit einem schiefen Blick zu nahe tritt!"

Diese Worte wirkten. Der größte Theil der sehr gemischten Gesellschaft war mit der Wendung der Sache innerlich zufrieden, desto unerwarteter kam sie der Gräfin. Sie hatte bloß beabsichtigt, Amalie recht zu demüthigen und dadurch noch mehr von sich abhängig zu machen, und sandte nun ihren Blick verlegen und hülfefordernd vergebens in der Runde. Endlich blieb er auf dem Gerichtsdirektor haften, der schon von Amtswegen einige Lust verspürte, sich in die Sache zu mischen. Jetzt hatte er sich vollständig ermuthigt und trat mit der Bemerkung vor, daß die Landesgesetze das nicht gestatteten.

„Vortrefflich!" rief der Amerikaner. „Wie rasch ihr mit euren Gesetzen zur Hand seid, wenn es gilt, sie gegen jemand zu brauchen! Diesmal ist die Mühe

unnöthig. Das Fräulein ist mündig und mag selbst entscheiden. Was aber mich angeht," fuhr er fort und richtete sich zu seiner ganzen Höhe vor dem Gerichts-direktor auf, „so bin ich Bürger der Freistaaten von Amerika. Ist Ihnen das genug?"

Während der Direktor etwas betreten einen Schritt rückwärts machte, wendete sich Tombstone zu Amalien. „Erklären Sie sich, mein Kind," redete er sie mit weichem herzgewinnendem Tone an. „Wollen Sie mir in meine Heimat folgen? Können Sie so viel Vertrauen zu einem Unbekannten fassen? Ist es diesem jungen Manne mit seiner Bewerbung Ernst, so mag er nachkommen. Drüben bedarf man fleißige geschickte Hände, und alles Andere findet sich." Die Gesellschaft gerieth bei diesem offenen Vorschlage in starke Bewegung: manches furchtsame Gemüth hatte den Vampyr-Gedanken noch nicht zu überwinden vermocht und dachte mit Schauder an die „Heimat," in welche er Amalie zu sich einlud.

Diese sah ihn mit einem kurzen festen Blicke an und reichte ihm entschieden die eine Hand, während Wilhelm ungescheut die andere ergriff und küßte. — „Sie sehn, wir sind einig!" rief der Amerikaner.

Die Gräfin hatte inzwischen in allen Farben des

Unmuths gespielt und sichtlich nach Worten gerungen. „Nicht zu rasch!" rief sie jetzt. „Sie vergessen oder wissen nicht, mein Herr, daß ungleiche Standesheirathen nur unter Bedingungen gültig sind!"

„Allerdings! Nur wenn die nächsten Verwandten ihre Einwilligung dazu ertheilen!" schaltete wieder vortretend der Gerichtsdirektor ein.

„Und Amaliens nächste Verwandte bin ich!" rief triumphirend die Gräfin. „Und diese Einwilligung —."

„Werden Sie ertheilen, gnädige Frau," entgegnete Tombstone mit seiner frühern gleichgültigen Kälte. „Sie werden morgen die Urkunde in aller Form ausstellen und schon jetzt vor dem Herrn Gerichtsvorstand erklären, daß Sie von Ihren verwandtschaftlichen Rechten dieser Dame gegenüber keinen Gebrauch machen werden."

„Das werde ich nicht, mein Herr," sagte die Gräfin ebenso kalt, „und niemand, nichts in der Welt soll mich dazu zwingen!" — „Ich zwinge Sie," sagte der Amerikaner hohl und dumpf, trat ganz nahe zu der Gräfin, die er am Arme festhielt, daß sie nicht zurückweichen konnte, und flüsterte ihr ein paar Worte ins Ohr.

Niemand verstand das Gesagte, aber die Wirkung war um so schlagender. Die Gräfin zuckte, als ob sie auf eine Natter getreten wäre; ihre hoch aufgerichtete

Gestalt brach zusammen, sie schwankte und tastete unsicher mit der Hand um sich, als suche sie eine Stütze, um nicht umzusinken. Ihre Tochter sprang hinzu und umfaßte sie; von der andern Seite that Amalie das Gleiche. Die Berührung mit dieser gab der Gräfin ihre Energie zurück. „Gehn Sie, mein Fräulein," rief sie, „und kommen Sie Ihren neuen Verpflichtungen nach. . . . Herr Gerichtsdirektor, ich erkläre hiemit — freiwillig, daß ich auf mein verwandtschaftliches Einspruchsrecht gegen diese Dame — verzichte." — Die Gesellschaft stand wie vom Blitz getroffen, oder wie eine Gruppe von Wachsfiguren — besonders der Direktor, welcher erbärmlich an einer Rede würgte, die aber nicht zum Vorschein kam.

„Ich danke Ihnen," sagte Tombstone mit verbindlicher Verbeugung, „und nehme alle Anwesenden zu Zeugen. Die Sache ist also nach Wunsch beendigt — so möge das Intermezzo vergessen sein. Lassen Sie uns unser Fest fortsetzen."

Er ging, rechts Amalie, links Wilhelm an der Hand führend, in den Saal zurück. Die meisten folgten nach, und bald war die alte Heiterkeit wiedergekehrt. Nur die Gräfin blieb auf dem Vorplatze zurück und verhinderte gewaltsam, daß Ida den versuchten Abschied

von Amalien nehmen konnte. Sie rauschte der Stiege zu; ihr folgte der Pfarrer und der Gerichtsdirektor, diesem wieder pflichtschuldigst der englisch sprechende Praktikant. Der Physikus zweifelte, darum war er geblieben.

Am Treppenrande hielt der Direktor an. „Aber Frau Gräfin," rief er, „werden doch nicht in der kalten Nacht noch nach Butzendorf fahren? Hochdero Gesundheit —."

„Sorgen Sie nicht," erwiderte die Gräfin. „Ich werde bei meiner Cousine Sternhof bleiben und meinen Wagen im Gasthof stehen lassen."

„Vortrefflich!" antwortete der Direktor im Hinabsteigen, „dann kann ich gleich morgen die Ehre haben, aufzuwarten und die Erkundigungen einziehn, welche —."

„Bemühen Sie sich nicht!" unterbrach ihn hastig die Gräfin. „Ihre Erkundigungen würden vergeblich sein."

„Aber — Sie begreifen doch, daß die ganze Sache so geartet ist, daß das Gericht sich in die Sache mengen muß! Also muß ich erfahren —."

„Erfahren Sie so viel Sie wollen, mein werthester Herr Direktor — verschonen Sie nur mich. Ich kann

Ihnen durchaus keinen Aufschluß geben. Ich weiß von nichts."

„Aber —!"

Die weiteren Einwendungen des Gerichtsvorstandes schnitt der zuklappende Wagenschlag ab. Die Gräfin rief noch ein flüchtiges: „Gute Nacht, meine Herren!" aus dem fortrollenden Wagen und war verschwunden.

„Begreifen Sie das?" fragte der Direktor den Pfarrer. „Sie will nichts wissen und muß es doch! Die paar Worte, die ihr der Amerikaner zurief, und die sie so merkwürdig umgeändert haben, müssen von höchster Bedeutung sein. Meinen Sie nicht auch?"

„Ich meine gar nichts," antwortete der Pfarrer, „aber ich glaube, die Rathschläge des Herrn sind unerforschlich. Unsre Wege trennen sich ohnehin — gute Nacht, Herr Gerichtsdirektor!" Er ging; der Andere brummte ihm nach und winkte den Wirth herbei, der mit dem Lichte in der Hausthüre stand, die hohen Gäste nach Gebühr fort zu komplimentiren. „Sie haften mir dafür, daß der Fremde heute Nacht die Stadt nicht verläßt. Wenn er etwa reisen wollte, Sie haben keine Pferde und können keine schaffen — um keinen Preis. Verstehn Sie mich?"

Ehe der verdutzte Wirth antworten konnte, eilte

der Direktor fort. Nach einigen Schritten rief er den Praktikanten zu sich heran. „Wir müssen der Sache auf den Grund kommen,“ sagte er. „Wer weiß, welche verrätherischen Umtriebe dahinter stecken! Befehlen Sie auf morgen früh acht Uhr den Kriminal-Aktuarius zu mir.“

3.

In dem Tanz- und Speisesaale des Kronenwirthshauses war es inzwischen so lebhaft geworden, als zuvor, ja es schien sogar, als wäre der allgemeinen Heiterkeit ein Dämpfer abgenommen. Die Gesellschaft bestand größtentheils nur noch aus den Bürgern des Städtchens und ihren Familien, und diese hatte der Fremde mit einemmale für sich gewonnen. Daß er sich des Geringern so gegen einen Vornehmen angenommen, ward ihm schon hoch angerechnet, daß er aber das ehrsame Handwerk in Ehren hielt, das ihnen allen Brod und Stellung gab, das begeisterte sie. In diesem Augenblick hätte niemand wagen dürfen, dem Fremden zu nahe zu treten. Es war nun ausgemacht, daß alles frühere Gerede über ihn nichts war, als eben bloßes Gerede.

„Man müßte sich schämen,“ sagte der Meister

Spängler zum Seifensieder, indem er mit dem feinen französischen Rothwein anstieß und dann das Glas wie gemeines Bier mit einem Zuge leerte, „man müßte sich schämen, wenn man solches Zeug glauben wollte! In einer so aufgeklärten Zeit, wie die unsrige!“

„Und in einer Stadt, wo man so weit ist, wie bei uns!“ ergänzte der Seifensieder. „Es ist klar, der Fremde ist irgend ein vornehmer Herr, vielleicht gar ein Prinz, der ins Condio reist, oder wie man sagt, und sich dabei ein heimliches Vergnügen machen will.“

„Ihr habt recht, Gevattersmann,“ begann der Erstere wieder; „und das wird's auch gewesen sein, was er der Frau Gräfin ins Ohr gesagt hat. Durch etwas Geringeres hätte er ihr den Hochmuth so schnell nicht ausgetrieben. Unter dem Frack wird er einen Ordensstern tragen, so groß wie der Obstteller da; den hat er aufgeknöpft und hergezeigt. Ich höre das ordentlich. „Erkennen Sie mich und zittern Sie!“ wird er gesagt haben, man hat das ja in der Komödie oft genug gesehn, wie es die großen Herren machen. Gebt nur acht, es wird herrlich werden, wenn die allgemeine Entdeckung kommt.“

„Ja, das wird's!“ bekräftigte der Seifensieder, „und einstweilen wollen wir uns die Gurgeln glatt halten,

um recht Vivat schreien zu können.“ — Sie stießen lärmend mit den Gläsern an, tranken und vertieften sich von neuem in ihr Gespräch, das sich in liebenswürdiger Abwechslung um sich selber drehte, wie die Katze um den Schweif.

Die gehoffte allgemeine Entdeckung ließ indeß noch immer auf sich warten. Der unbekannte Prinz schien ganz vergessen zu haben, daß er mindestens eine Art Erklärung zu geben habe; er saß in der Ecke des Saals zwischen Wilhelm und Amalie, im eifrigsten Gespräch mit beiden, und dachte offenbar nicht mehr an die gleich einem Bienenschwarm summende Gesellschaft. Eben jetzt hörte er Wilhelm zu, der mit unbefangenem Anstande und kunstloser Einfachheit erzählte, wie es gekommen, daß er gewagt, sich dem Fräulein zu nähern und daß auch diese sich von ihm angezogen fühlte.

„Das Fräulein,“ sprach er, „mochte es mir wohl angesehen haben, daß ich keiner von den Kneip- und Fechtbrüdern bin, daß ich mit Lust und Liebe mein Handwerk treibe und daraus so was recht Richtiges und Tüchtiges machen möchte. Mir stehen immer die alten Meister vor den Augen, die all' die schöne Arbeit und die Schnitzereien geschaffen haben in Kirchen und Rathhäusern, und ich meinte, was schon einmal war, das

könnte ja wohl wieder kommen. Die Gräfin ist den Winter über meist in unserm Städtchen, und von dem Fenster der Werkstatt aus, wo meine Hobelbank steht, konnte ich bequem an das mehr als bescheidene Hinterstübchen sehn, wo die Liebe der Frau Tante das Fräulein einquartiert hatte. Da hab' ich sie gar oft gesehn mit rothgeweinten Augen, und weil ich sonst nichts thun konnte, sie zu trösten, fing ich zu singen an, wie man's ja wohl bei der Arbeit thut, damit sie flinker von der Hand geht. Ich wußte und fand allerlei Lieder, die zum Trösten und Beruhigen paßten, und das Sprichwort ist wahr geworden: was von Herzen gekommen ist, ging zum Herzen. Ich sah bald, daß das Fräulein länger in der Hinterstube blieb und mir nicht ungern zuhörte — so wagte ich's denn einmal, als sie mir begegnete, sie zu grüßen. Das that ich nun immer bei jeder Gelegenheit und bekam zuletzt das Herz, auch zu reden. So ist's gekommen, mein Herr, und so wahr ich ein ehrlicher Bursche bin, so ist's geblieben. Daß ich Fräulein Amalie liebe, ist kein Geheimniß und soll keins sein, aber gesagt habe ich es nie und habe nie etwas gethan, was einen Auftritt wie den heutigen rechtfertigen könnte. Daß das Fräulein gegen mich so denkt, wie ich es heute erfahren habe," schloß er mit leuchtenden

Augen und zu Amalien gewendet, „daß sie mich wirklich so hoch hält, ihre weiche feine Hand in die Arbeitsschwielen der meinigen zu legen — das habe ich gewünscht, gehofft, vielleicht auch geahnt; aber daß ich es weiß, verdanke ich der Bosheit der Frau Gräfin, und dafür soll ihr gedankt und verziehen sein, und wenn sie mir das Schlimmste angethan hätte."

Der Amerikaner nickte zustimmend, Amalie aber ergriff Wilhelms dargebotene Hand und rief: „Sie haben recht, mein Freund, aber Ihre Bescheidenheit läßt Sie übergehn, was es eigentlich war, was Ihnen mein Herz gewann! — Vielleicht wahrscheinlich sogar wissen Sie es selbst nicht —."

Wilhelm verneinte staunend.

„Nun?" fragte Tombstone. „Reden Sie immer! Die Reihe der Bekenntnisse ist nun doch an Ihnen!"

„Was ich zu sagen habe," entgegnete Amalie, „ist mehr Erzählung als Bekenntniß. — In dem Erdgeschosse des Hauses, das meine Tante den Winter über in der Stadt bewohnte, lebten in einem kleinen Stübchen des Hintergebäudes ein paar hochbejahrte Frauenzimmer. Es waren zwei Schwestern, die Töchter eines weiland kleinen Beamten, die unverheirathet mit und neben einander durch die viele Trübsal und die wenigen

Freuden ihres einsamen Lebens gewandert waren und nun ihre letzten Tage in den Kirchenbesuch und die wenige Handarbeit theilten, die sie noch verrichten konnten. Es ging ihnen knapp, und mit der täglich abnehmenden Kraft nahm auch der Verdienst ab, aber sie waren genügsam und an Entbehrungen gewöhnt und befanden sich so wohl, daß sie nur einen Wunsch oder richtiger nur eine Besorgniß hatten. Um Ihnen diese zu erklären, muß ich vorausschicken, welch' sonderbarer Gebrauch hier und in der ganzen Umgebung, so weit sie zu dem frühern Fürstbisthum gehörte, bei den Begräbnissen ärmerer Leute herrscht. Nur die angesehenen und vermöglichen Leute werden wie anderwärts in hölzernen Särgen begraben, die Armen und Geringen werden in einen alten ausgedienten Sack gesteckt, oder in ein Stück Zeug eingeschlagen und so dem Grabe übergeben. Der Holzmangel der Gegend und der verhältnißmäßig hohe Preis eines Sarges mag zum Theil als Ursache gelten, warum das noch bis zur Stunde so gehalten wird.

„Für die beiden Schwestern nun hatte der Gedanke, anders als in einem wohl gezimmerten Sarge begraben zu werden, etwas Entsetzliches, etwas so Entwürdigendes, daß sie alles aufboten, dieses Loos von sich

fern zu halten. So schwer es hielt, darbten sie sich nach und nach so viel ab, als zur Anschaffung von zwei Särgen hinreichte, und bewahrten die kleine Summe mit einer Sorgfalt auf, wie den größten Schatz. Dabei gelobten sich Beide, daß die Ueberlebende heilig dafür sorgen wolle, die Vorangegangene mit Ehren zu bestatten; die Ueberlebende aber solle für sich selbst dadurch sorgen, daß sie jemand aus der Nachbarschaft gegen Versicherung ihres kleinen Rücklasses die gleiche Verpflichtung auferlege. So hatten sie nach bestem Wissen die wichtigste Erdenangelegenheit geordnet und sahen ruhig den Tag ihrer Verwirklichung immer näher rücken. Die jüngere Schwester ging voran; die ältere trauerte tief und schmerzlich, aber sie war getrost, denn sie wußte ja, daß sie im Stande war, der getreuen Schwester den letzten Liebesdienst zu erweisen. Sie ließ den Tischler im Hause kommen, der denn auch noch am Abend mit einem recht stattlichen Sarge erschien, den ein Geselle tragen half —.“ —

Wilhelm machte Miene aufzustehen, aber Amalie hielt ihn zurück. „Bleiben Sie immer,“ sagte sie, „und hören Sie die Geschichte von meinem alten Fräulein mit an. Ich war eben auf dem Wege, sie in ihrer Trauer und Einsamkeit zu besuchen. Wie ich in die

Nähe ihres Stübchens kam, hörte ich lautes, von Weinen und Schluchzen unterbrochenes Gespräch. Ich stand still und konnte unbeachtet durch's Fenster sehn und wahrnehmen, was vorging. Der hohe Schrank war geöffnet, alle Laden herausgezogen, das Fräulein kniete davor und wühlte hastig und unter strömenden Thränen in dem Inhalt umher. Der Tischler, ein starker Mann mit borstigem Bart und scharfen Zügen, stand unwillig daneben: hinter ihm, anscheinend ohne alle Theilnahme, der Geselle; in der Tiefe des Zimmers war ein Leintuch über das schlichte Bett gebreitet und ließ die Umrisse der Leiche erkennen.

„Was kann mir das alles helfen!" hörte ich jetzt den Tischler sagen. „Sie haben das Geld nicht für den Sarg, also nehm' ich ihn wieder mit. Fass' an!" rief er dem Gesellen zu und hob das leichte Holzgefüge rasch an dem einen Ende in die Höhe. Das Fräulein fiel ihm schluchzend in den Arm. „Um Gotteswillen, Meister!" rief sie, „thun Sie mir das nicht! Ich habe ja das Geld, ich habe es immer gehabt — aber es muß mir gestohlen worden sein!" — „Meinetwegen!" entgegnete der Meister gleichgültig, „das Geld ist einmal nicht da, also —." — „Aber ich werde es finden, und wenn es wirklich gestohlen ist, laßt mir nur den Sarg

da — ich will Tag und Nacht arbeiten, bis ich ihn abgezahlt habe —." — „Fällt mir nicht ein!" rief der Meister grob. „Da könnte ich lange warten, und wer stände mir denn dafür, daß Sie nicht vorher denselben Weg gehn? In Ihren Jahren —." — „Um des Himmels willen, haben Sie Barmherzigkeit mit mir, Meister!" antwortete die Weinende. „Ich kann es doch nicht geschehen lassen, daß man meine gute treue Schwester, meine liebe Katharina einscharrt wie —." Die Gewalt der verhaßten Vorstellung war so stark, daß sie nicht vollenden konnte. Sie schluchzte nur noch schmerzlicher. „Es thut mir leid," sagte der Meister und faßte den Sarg wieder an, „aber die Zeiten sind zu schlecht. Ich muß an mich und meine Kinder denken. Sie müssen sich's auch nicht so zu Herzen nehmen. Schauen Sie die Todte an, wie ruhig sie daliegt, — wahrhaftig, der ist es gleich, wie sie eingegraben wird." — Der Geselle unterbrach ihn. „Aber haben Sie denn auch recht nachgesucht?" sagte er zu der Alten. „Man übersieht oft etwas in der Angst. Lassen Sie mich suchen. Wo lag denn das Geld? Wie viel war's wohl?" — Sie nannte die Summe. „Da, sehn Sie, in der alten Pillenschachtel hab' ich's verwahrt, aber sie ist leer! Das Geld ist gestohlen, es ist nicht anders!"

Der Geselle kramte schweigend in der Lade herum. „Da klappert etwas," sagte er dann. „Ich dachte mir gleich, Sie hätten nicht recht gesucht! — Sehen Sie, da ganz zu unterst in den alten Papieren, da liegt Geld." Mit einem lauten Schrei stürzte das Fräulein an die Lade. „Wahrhaftig!" sagte sie mit zitternder Stimme, „da ist Geld, wirklich Geld! Aber ich weiß gewiß, daß ich es nicht hierhin gelegt habe!" — „Dann wird's wohl Ihre Schwester gethan haben," entgegnete der Geselle gelassen. — „Und dann — ich habe ganz andere Münzen gehabt — das ist nicht mein Geld!" — „Warum nicht gar?" lachte der Geselle. „Wo sollt' es herkommen, wenn es nicht Ihr Geld wäre? Ihre Schwester wird es wohl umgewechselt haben." — Das Fräulein ergriff das Geld, hob es mit freudestrahlendem Angesicht in die Höhe und rief: „Ja, ja, das hat sie gethan, das war immer so ihre Art! Sie mußte immer etwas zu kramen und zu ändern haben! — O du böse, gute Katharina!" fuhr sie fort, schlug das Tuch vom Bett zurück und küßte die Todte auf die bleiche runzelvolle Stirn. „Welche Angst hast du mir verursacht! Aber nun ist's ja gut, nun ist alles wieder gut, und du sollst die Ruhe haben, wie du sie immer gewünscht hast." — Der Eintritt der Todten-

frau unterbrach den Auftritt; der Tischlermeister ging etwas betreten mit seinem Gelde fort, der Geselle folgte ihm unbeachtet. Ich aber sah ihn an mir vorübergehn und fühlte den Himmel mit, den er im Herzen tragen mußte." — Wilhelm sah vor sich nieder. „In der That," sagte er beklommen, „wie hätte ich denken können, daß Sie —." —

Amalie sah ihn lächelnd an. „Das ist nun mein Bekenntniß. Diese stille That hat Ihnen meine Neigung gewonnen. Daß Sie ein Herz hatten für das vielleicht grillenhafte Leid einer fremden alten Frau, daß Sie sogar für eine Grille den Verdienst vieler schwerer Arbeitstage hingaben, daß Sie es in so zarter Weise thaten, — das ist und war mir Bürge für ein treffliches Herz und einen redlichen Sinn, und diese beiden sind's, denen ich vertraue."

„Und Sie thun vollkommen recht daran, mein Fräulein," bemerkte Tombstone. „Ihre Wahl macht Ihnen Ehre und mir gereicht es zur höchsten Freude, daß ich beitragen kann, einem so trefflichen edlen Paare den Lebenspfad in etwas zu ordnen und zu ebnen. Sie kennen meine Anerbietungen. Ich bin reich und meine Besitzungen sind so ausgedehnt, daß sie für eine größere Familie ausreichen würden, als die unsrige sein wird.

Fräulein Amalie folgt mir sogleich; Sie, mein junger Freund, kommen nach, sobald Sie Ihre Angelegenheiten geordnet und den Auftrag vollzogen haben, der mich eigentlich hierher geführt und wegen dessen ich auf Ihre Hülfe zähle." —

Hier trat der schwarze Bediente hinzu und flüsterte seinem Gebieter einige Worte ins Ohr. Dieser erhob sich rasch. „Der Narr!" sagte er halblaut. „Er muß Pferde schaffen, und wenn er sich weigert, muß er es doppelt, denn es ist eine bloße Ausflucht und beweist, daß ich recht gesehn habe." — „Es geht nicht, Massa!" sagte der Neger kopfschüttelnd, „ich habe schon alles versucht. Aber," fügte er listig grinsend bei, „ich weiß ein Mittel —." Das Weitere verlor sich in Geflüster. Tombstone lachte plötzlich hell auf, so dröhnend und hohl, daß es wie ein plötzlicher Windstoß durch die gute Laune der Gesellschaft fuhr. Alles blickte auf; der Fremde aber that, als ob er nichts bemerke. Plötzlich wieder ganz ruhig, nickte er dem Neger zu. „Ganz recht so, ich verlasse mich auf Dich." Damit trat er wieder zu seinen Schützlingen. „Nun, meine Freunde," sagte er, „es wird Ernst. Zeigt jetzt, ob ihr wirklich Vertrauen zu mir habt. Sie, Fräulein, dadurch, daß Sie mir noch in dieser Nacht folgen, und Sie —."

Er hielt inne. — „Und ich?“ fragte Wilhelm rasch, „was kann ich thun, Ihnen zu beweisen, wie sehr ich Ihnen vertraue?“

Der Amerikaner führte ihn bei Seite. Er sah sich um, ob niemand sie belauschen könne, und über seine Züge zuckte es wie ein fahler Blitz. „Sie sind der Sohn des Todtengräbers?“ sagte er dumpf. „Ich meine, Sie dort gesehn zu haben — also wird Ihnen das Geschäft nicht ganz fremd sein.“ — Damit beugte er sich ganz zu Wilhelm herab und sprach ihm einige Worte ins Ohr. Dieser trat rasch und befremdet einen Schritt zurück, der Fremde aber winkte ihm und Amalie zu und rief: „Eine halbe Stunde habt Ihr Zeit, Kinder! — In einer halben Stunde seid Ihr mir verfallen und mein für immer!“ Er schritt hinaus.

Die letzten Worte, mit etwas erhobener Stimme gesprochen, waren von einem der Anwesenden vernommen worden. Als ob er ein Gespenst gesehen hätte, schrak er zusammen, schlüpfte zu den Andern hin und raunte dem Nächsten das Gehörte zu. Die Wirkung war die gleiche; in einem Augenblick flog die Nachricht wie ein am Drahte geleiteter Blitz durch die Gesellschaft. Eine Sekunde lang wurde es so stille, als ob eine allgemeine Zungenlähmung eingetreten wäre — dann be-

gann ein halblautes Gemurmel, dessen Entstehung ebenso gut von Angst als von Unwillen herrühren konnte. „Also muß doch etwas Wahres daran sein!" brummte der mit Aufklärung prahlende Spänglermeister. „In einer halben Stunde sind ihm die Beiden verfallen! War's nicht so?"

„Buchstäblich so, Nachbar," erwiderte der Seifensieder. „Dann sind sie sein für immer! Nun ist es klar wie das Sonnenlicht, daß es nicht richtig mit dem Fremden ist!"

„Ich denke, es wird am besten sein, wir drücken uns ganz in der Stille; geschehe dann, was will, so sind wir aus aller Verantwortung." — Der Seifensieder nickte nur zum Zeichen des Einverständnisses. Im Nu waren Beide, wie sie meinten, sehr unbefangen von ihren Stühlen zur Thüre hin manövrirt und schlüpften hinaus. Der Seifensieder konnte es nicht unterlassen, im Vorbeigehn noch einen Schmerzensblick auf die Flasche Rothwein zu werfen, die noch halbgefüllt an seinem Platze stand. „Wer hätte das denken sollen!" brummte er für sich hin. „Solch vortrefflicher Wein und doch bloßes Teufelsgesöff!"

Das Beispiel der Beiden fand Nachahmung, anfangs langsam und mit einem Rest von Zurückhaltung,

um nicht etwa den Unwillen des furchtbaren Unbekannten zu reizen. Bald aber entstand eine förmliche Flucht, und der Saal leerte sich bis auf einige unverbesserliche Zechbrüder, die aus der Güte des Weins die Vortrefflichkeit seines Spenders folgerten. Zu ihnen gehörte der Physikus, dessen Zweifelsucht ihm nicht gestattete, sich für die eine oder andere Meinung zu entscheiden.

Amalie und Wilhelm, zum erstenmale mit einander allein nach so unerwarteten Erlebnissen und vor einer sich so plötzlich entrollenden hoffnungsreichen Zukunft, hatten so viel zu fragen und zu sagen, daß sie kaum bemerkten, was um sie her vorging. Auch war die Nacht schon so weit vorgerückt, daß das Heimgehn der Gäste nichts Befremdliches hatte. Sie wurden in ihrem Zwiegespräch durch den Eintritt Tombstone's unterbrochen. „Und was ist es," fragte Amalie, durch dessen Erscheinen daran erinnert, „was Herr Tombstone von Ihnen als Beweis Ihres Vertrauens verlangt hat?" — „Ich glaube," erwiderte Wilhelm, indem sie dem Kommenden entgegen traten, „unser neuer Freund ist ein edler Mann, der Vertrauen verdient. Aber sonderbar bleibt es bei alledem! — Er verlangt, ich soll ihm auf unserm Kirchhof ein Grab, das er mir zeigen will — öffnen." —

4.

Am andern Morgen wollte im Städtchen nirgends Arbeit oder Beschäftigung wie gewohnt von statten gehn. Die Dienstmägde und die deren Geschäfte verrichtenden Haustöchter kamen heute von dem Gange zur Milchfrau und zum Meister Bäcker gar nicht zurück. Ueberall standen sie gruppenweise an den Ecken und in den Hausfluren, denn im Freien konnte man sich nicht halten, weil es schneidend kalt von dem einen Thore des Städtchens herein und durch das andere hinaus wehte. Dazu fiel der Schnee in dichten Flocken und machte die kunstlosen Straßenpfade noch unwegsamer, als sie durch die Fürsorge der Gemeindebehörden bereits waren. Das Ausbleiben der dienstbaren Geister wurde sogar in den Häusern nicht bemerkt, denn die einzelnen Familien-Oberhäupter mit ihren Ehehälften hatten selbst den Klatschstoff des vergangenen Abends noch nicht verarbeitet. So sehr man aber die Sache wendete und drehte, und jedes das mangelhafte Wissen des Einen durch den Reichthum eigener Beobachtungen zu ergänzen bemüht war, man kam zu keinem bestimmten Schlusse.

An der Kreuzung von zwei engen Gäßchen standen sich die Häuser des Spänglers und des Seifensieders

so nahe gegenüber, daß sich die beiden Nachbarn aus den Fenstern der Erkervorsprünge bequem die Hände reichen konnten. Trotz des Schneegestöbers wurden die Köpfe beider sichtbar. „Guten Morgen, Herr Nachbar!“ rief der Blechschmied dem Lichterzieher zu. „Wollen auch schon frische Luft schöpfen?“

„Es thut noth, Herr Nachbar,“ entgegnete dieser mit etwas bleichem übernächtigem Gesicht. „Ich hab' es gestern Abend nicht glauben wollen, daß es mit dem Fremden nicht richtig ist, aber die ganze Nacht durch hab' ich's wohl glauben müssen. Wäre das natürlicher Wein gewesen, so hätten mir die paar Gläser, die ich getrunken, nicht so jämmerlich zusetzen können.“

„Ja, ja, es war die Nacht über nicht geheuer in unserm guten Städtchen,“ rief der Spängler. „So lang ich denke, weiß ich keinen solchen Sturm wie heute Nacht. Ich fürchtete jeden Augenblick, der Pfarrkirchthurm würde des Blasens müde werden und sich ein bischen auf die Seite legen.“ —

Ein halb unterdrücktes Pst des Nachbars unterbrach die Rede im besten Fluß. Der Spängler schickte seine Blicke in die Richtung, welche ihm sein Gegenüber mit halber Kopfschwenkung andeutete, und entdeckte den Herrn Gerichtsdirektor, der mit dem Praktikanten Nebeling aus

der Seitengasse hervorkam und mit gewichtigem Schritt den Platz des Städtchens hinab marschirte. In ehrfurchtsvoller Entfernung trabte der Kriminal-Aktuarius nach, einen Aktenbündel unterm Arm.

„Merkt Ihr was?“ flüsterte der Seifensieder. „Das geht zum Kronenwirth!“

Der Nachbar nickte, machte ein wichtiges Gesicht und brummte entgegen: „Böse Geschichten! Seien wir froh, daß wir dabei aus dem Spiele sind. Am besten ist's, man kümmert sich gar nicht drum.“

„Das mein' ich auch. Ich will drum nach meinen Gesellen sehn.“

„Ich auch; die Esel vernieten mir sonst in einer Viertelstunde mehr Blech, als sie alle mit einander werth sind. Guten Morgen, Herr Nachbar.“

Beide gingen — aber nicht zur Arbeit.

Ein paar Sekunden später traten die Töchter der Nachbarn beinahe gleichzeitig aus den Häusern und begegneten sich. „Ei sieh doch, Hanne, auch schon aus! Wohin denn?“ — „Zum Kronenwirth, Liese! Ich muß Kerzen hintragen, die er bestellt hat.“ — „Da haben wir Einen Weg; ich trage den Trichter hin, der bei uns zum Ausbessern war.“ — „So gehen wir zusammen.“— Es geschah; so freundlich aber die beiden Ambassadricen

mit einander plauderten, war doch jede diplomatisch genug, ihre geheime Mission zu verschweigen. Diese Mission war Eine und dieselbe; sie sollten wie zufällig kommen und heraus kriegen, ob der Gerichtsdirektor ins Kronenwirthshaus gehe und was dort geschehe.

Der Direktor schritt indessen mit ernster Amtsmiene weiter und hatte die Stirne noch nachdenklicher gerunzelt als sonst. Der Praktikant, ergriffen von der Wichtigkeit des Augenblicks, sah seinen Herrn mit einer Art scheuen Respekts von der Seite an, wagte aber nicht, das feierliche Schweigen zu unterbrechen. Endlich fand dieser selbst sich gedrängt, seinen Erwartungen Luft zu machen. „Nehmen Sie sich zusammen, junger Mann," sagte er. „Sie gehn vielleicht einen der wichtigsten Wege Ihres Lebens." — Den Praktikanten überlief pflichtschuldigst eine Gänsehaut. — „Sie wissen aus den geheimen Regierungsbefehlen," fuhr jener fort, „in welcher gefährlichen Zeit wir leben. Ueberall werden die Pfeiler der Ordnung und der Autorität von geschäftigen Wühlern untergraben, und alle diese Wühler blicken hoffend nach dem sogenannten Lande der Freiheit . . . nach Amerika. Der Fremde kommt von dort. Begreifen Sie nun?" — Der Praktikant begriff, aber er vermochte vor Ueberraschung nur einen unartikulirten

Laut hervorzubringen. — „Das Geheimnißvolle, womit er sich umgeben hat, ist nur ein Blendwerk für die Menge, aber den Scharfblick des Geschäftsmannes vermag es auf die Länge nicht zu täuschen. Hinter dem Vampyr steckt ein Rebell, ein Mann des Umsturzes — aber in wenigen Minuten werde ich alle Fäden des saubern Komplotts in meinen Händen haben."

„Das wird ungeheures Aufsehen machen," schaltete der Praktikant in voller dienstlicher Begeisterung ein. „Wie danke ich Ihnen, Herr Direktor, daß Sie mich zu der wichtigen Verhandlung beigezogen haben!" — Der Direktor nickte gnädig. „Es ist nicht um das Aufsehn," sagte er, „es handelt sich um die Amtspflicht. Allerdings schmeichle ich mir, daß man oben an geeigneter Stelle das Verdienst würdigen wird. Was hat ein Beamter von Kopf und Herz Besseres als die Anerkennung seiner Behörden? Die einzige Anerkennung aber, daß man ein Herz besitzt, ist eine Verzierung des Platzes, wo es liegt. Sie verstehn mich doch?" Eine leichte Bewegung nach dem obern Knopfloche der linken Brustseite erläuterte, was etwa noch unverständlich war, aber Rebeling konnte nicht antworten, denn die Commission war am Kronenwirthshause angelangt, und der

Aktuarius sprang pflichtschuldigst voraus, um den Wirth herbeizurufen.

Dieser hatte von seinem Lehnstuhle aus, in welchem er das Frühstück zu verzehren pflegte, das Herannahen der Gerichtspersonen wohl bemerkt, aber der Schrecken war ihm in die Glieder gefahren und erlaubte ihm nicht, aufzustehn. Schlotternd machte er sich endlich auf die Beine und trat dem Herrn Direktor unter der Stubenthüre mit einer Miene entgegen, als wäre er selbst der Uebelthäter, dem dieser Morgenbesuch der Gerechtigkeit gelte.

Der Direktor winkte ein paar in der Entfernung nachgeschlichene Amtsdiener herbei. „Ihr postirt euch an den Eingängen des Hauses," befahl er, „und laßt niemand aus oder ein, bevor ich es erlaube. Und Sie," fuhr er gegen den Kronenwirth fort, der in jeder Sekunde die Farbe wechselte, ärger als ein Kamäleon, „Sie führen mich nach dem Zimmer des Fremden, des Amerikaners."

„Nach dem Zimmer des Fremden?" stammelte der Wirth. „Ganz wohl — nach dem Zimmer kann ich Euer Gnaden wohl führen, aber —."

„Was aber?" fuhr der Direktor mit vollster Amtsmiene dazwischen. „Ich hoffe nicht, daß Sie ver-

suchen werden, den strafenden Arm der Gerechtigkeit aufzuhalten!"

„Gott soll mich behüten und bewahren! — Aber ich meine nur — ich fürchte nur, das Zimmer wird Euer Gnaden nichts nützen, denn das Zimmer —."

„In des Kukuks Namen, so reden Sie! Was ist mit dem Zimmer?"

„Das Zimmer . . . o, das Zimmer ist ganz in der Ordnung, und es ist mein schönstes Gastzimmer — nur Eine Treppe hoch, Federmatratzen, seidene Gardinen —." —

„Ich glaube, Sie wollen mich zum Besten haben!" rief der Beamte zornig. „Augenblicklich gehn Sie voran, die Treppe hinauf und zeigen mir das Zimmer!" Dabei stand er in gebietender Stellung da, den Arm wie ein Meilenzeiger gegen das Treppenhaus gerichtet.

„O — das Zimmer kann ich Euer Gnaden wohl zeigen," erwiderte der Wirth, aber ohne sich von der Stelle zu rühren. „Das Zimmer ist allemal das Zimmer — nur —" dabei trocknete er sich den Angstschweiß von der Stirne — „das Zimmer ist nur eben — leer!"

Der ausgestreckte Arm der Gerechtigkeit fiel herunter, als ob ihn der Schlag gerührt hätte.

„Leer!“ rief der Direktor und die Stimme schien ihm im Halse stecken bleiben zu wollen. „Was soll das heißen? Wie kann das sein? Wo ist der Fremde?“

„Abgereist — bei Nacht und Nebel,“ stotterte der Wirth.

„Und habe ich Ihnen nicht befohlen, ihm keine Pferde zu geben und zu verhindern, daß er welche bekomme? Wie konnte er also abreisen, wenn Sie meinen Befehl vollzogen haben?“

„Das habe ich auch gethan,“ erwiderte der Verhörte mit einem Seufzer der Angst. „Ich habe dem schwarzen Bedienten, als er Pferde verlangte, rund heraus erklärt, daß ich keine habe, daß ich ihm auch keine verschaffen könne, und wenn er sie mit Geld aufwägen würde, aber —.“

„Nun? Was für ein Aber?“ zürnte der Beamte. „Fortgeflogen kann er doch nicht sein!“

„Nein, er ist fortgefahren, in aller Ruhe und Bequemlichkeit. Erlauben Euer Gnaden nur, daß ich so recht zu mir selber komme und erzähle, was geschehen ist!“

Der Direktor machte eine ungeduldige Bewegung, während der geängstigte Kronenwirth aufathmete und sich die Halsbinde zurecht zupfte, als ob sie ihn drücke. Der

Praktikant und die Amtsdiener standen mit ehrerbietig verlegenen Gesichtern in der Runde; nur um die rothen Nasenflügel des alten Kriminal-Aktuarius zuckte es, als habe er Mühe, das Lachen zu verbeißen.

„Euer Gnaden wissen, daß die Frau Gräfin von Butzenhausen heute Nacht bei ihrer Verwandten, der Frau Baronin Sternhof, geblieben ist. Im Hause dort ist keine Gelegenheit, Wagen und Pferde unterzubringen, drum wurden sie, als die Frau Gräfin nach Hause gefahren war, bei mir eingestellt, und der Kutscher der Frau Gräfin, der dicke Hans, brachte sie selbst in die Remise und in den Stall. Gegen Morgen aber ward's lebendig im Hof, und der dicke Hans kam an mein Fenster und rief herein, die Frau Gräfin habe nach ihm geschickt, sie habe sich anders besonnen und wolle nun doch noch in der Nacht nach Butzendorf zurück. Ich hatte dabei natürlich kein Arg, obwohl es mir vorkam, als rede der Kutscher etwas ungewöhnlich, fast wie Einer, dem die Zunge zu schwer geworden ist. Ich rief daher vom Bett aus durch's Fenster, es sei schon recht, und drehte mich getrost noch einmal der Wand zu, wie ich bald darauf den Wagen fortrollen hörte. Heute Morgen nun —.“

„daß Unberufene sich als Zeugen dieser wichtigen Verhandlung eingedrängt haben, die noch ein Geheimniß bleiben muß für jedermann. Ich befehle daher über alles, was man hier gesehen und gehört hat, das unverbrüchlichste Schweigen. Verstanden? Gegen die Uebertreter werde ich einschreiten mit der ganzen Strenge des Gesetzes!" Der Eindruck dieser Rede war mächtig; er war so gewaltig, daß die Zuhörer kaum den Augenblick erwarten konnten, wo die Entfernung des Gerichtsdirektors ihnen die Möglichkeit geben würde, sich zu zerstreuen und überall zu verkündigen, was sie unter furchtbarer Androhung erfahren hatten und was dadurch nur noch interessanter geworden war. Aber dieser Augenblick der Befreiung war noch nicht gekommen.

Eben als der Direktor sich zum Gehen wendete, kam in den Hofraum athemlos und keuchend ein Bursche gestürzt, in welchem die umgebundene Arbeitsschürze einen Taglöhner erkennen ließ. „Euer Gnaden," rief er schon von weitem, „Euer Gnaden sollten gleich mit mir kommen! Es ist was Absonderliches passirt."

„Nun, was gibt es schon wieder?" fragte der Direktor unwillig. „Haltet mich nicht mit unbedeutenden Dingen auf, wenn man Wichtigeres zu thun hat."

„O," erwiderte der Bote in Absätzen, „was ich

Ihnen bringe, Gnaden Herr Direktor, ist das Wichtigste von allem! So was muß noch nicht vorgekommen sein seit die Stadt steht. Denken Sie nur, das Gespenst, von dem die Leute in den letzten Tagen so viel geredet haben —."

„Welches Gespenst?"

„Nun, das bei Nacht herumgeht und den Leuten das Blut austrinkt, und das sich die Todten aus den Gräbern holt —."

„Der Vampyr? . . . Albernheiten!"

„Richtig, Ihr Gnaden, der Vampyr! Der ist heute Nacht auf unsrem Kirchhofe gewesen und hat sich einen Todten geholt!"

Ein Ruf des Entsetzens entfuhr der Versammlung, auch der Direktor wechselte ein bischen die Farbe. „Ihr habt wohl schon Morgens einen Trunk über Durst gethan?" fuhr er dann den Burschen an. „Wie könnt Ihr mich mit solchen Fabeleien behelligen!"

„Aber ich bitte, Gnaden Herr Direktor, — es ist ja die helle lautere Wahrheit. Der alte Paul, der Todtengräber, schickt mich deßwegen an Ew. Gnaden, damit Sie eiligst auf den Kirchhof kommen und den Visum Rupertum einnehmen, wie er sagt. Ich hab' es

selbst gesehen, das Grab ist offen und der Todte, der darin gelegen, verschwunden!"

„Also auch noch ein Sakrilegium! Ein Leichenraub!" rief der Direktor. „O die Sache verwickelt sich immer mehr! Aber wir wollen gleich sehn!"

Damit schritt er eilig zur Hofthüre hinaus; der Praktikant hatte seine Versiegelung beendigt und trabte hinterdrein, ihm folgte der Kriminal-Aktuarius mit rother Nase und rothem Aktenbündel, diesem wieder der Amtsdiener, und nach ihnen wälzte und drängte sich die Schaar der Neugierigen, mit jedem Schritt gleich einer Lawine wachsend, durch den Zufluß aus Gassen und Gäßchen. Eine Zeit lang ging der Zug so fort, dann ward es dem Direktor unbequem, einen solchen Kometenschweif nach sich zu ziehn. Er blieb stehn und schalt: „Was laufen Sie alle hinter mir darein? Gehn Sie an Ihre Geschäfte und lassen Sie mich das meinige thun. Amtsdiener — lasse Er niemand weiter folgen!"

Der Befehl wurde schleunigst vollzogen, denn man war gerade an einem schmalen Gäßchen angekommen, an dessen Eingang die drängende Menge leicht zurückgehalten werden konnte. Sie fügte sich auch wider Gewohnheit und Erwartung ganz willig, denn sie erinnerte

sich schnell, daß mehrere Wege nach dem Friedhof führten. Auf einem Seitenwege rannte und lief alles bunt durch einander und kam wohlbehalten früh genug auf dem Kirchhofe an, um die Commission zu bewundern, die gravitätisch aus dem Stadtthore geschritten kam.

Man fand alles, wie es der Bote angekündigt hatte, und stand und drängte durch einander — um in die leere Grube hinabzuschauen. Auch der Direktor mit seinen Begleitern konnte nichts Anderes thun, denn es war schechterdings nichts zu sehn, als eine leere Grube, daneben das herausgeschaufelte steinige Erdreich und rings herum der von unzähligen Schritten zertretene Schnee. Es war nicht möglich, irgend einen bestimmten Fuß oder Tritt zu unterscheiden, welcher auf die Spur des Thäters oder die von ihm eingeschlagene Richtung hätte führen können. Der alte Todtengräber Paul stand daneben und erzählte, wie er am Morgen das geöffnete Grab gefunden. „Es ist mir," sagte er, Nachts wohl einmal vorgekommen, als rühre sich was zwischen den Gräbern, aber der Sturm und das Unwetter war zu arg, als daß ich darauf geachtet hätte. Am Morgen sah ich nun freilich, daß es nicht bloß das Knarren der Grabkreuze gewesen war, was ich gehört hatte, aber da war's zu spät, und war nirgends was

von dem Thäter zu sehn. Der hat aber sein Geschäft jedenfalls verstanden, denn die Grube ist ganz regelrecht, und er muß die Leiche fort haben zugleich mit dem Sarg. In dem Kalkboden da hält sich das Holz gar lang, und es müßten sonst doch vermoderte Trümmer herum liegen.“ —

„Und habt Ihr keine Vermuthung, wer der Thäter sein könnte?“ fragte der Direktor. „Wißt Ihr, wer in dem Grabe gelegen ist?“

„Ich habe keine bestimmte Vermuthung,“ antwortete der Todtengräber, „aber das kann ich nicht verschweigen, daß gestern der fremde englische Herr noch spät Abends zu mir gekommen ist und mir eine Hand voll Gold anbot, wenn ich ihm ein Grab auf dem Kirchhofe, das er mir zeigen wolle, öffnen würde.“

„Also ist kein Zweifel mehr!“ rief der Direktor, während ein Gemurmel unter den Umstehenden verkündete, welchen Eindruck die Nachricht hervorbrachte.

„Ja,“ fuhr der Alte kopfschüttelnd fort, „ich weiß auch, was man alles auf einem Kirchhof erleben kann, aber das ist mir noch nicht vorgekommen. Und was das Sonderbarste ist, — wie ich in meinem Register nachschlug, wer wohl einmal an dieser Stelle die ewige Ruhe gefunden haben möge —.“

„Nun?“ riefen mehrere, und eine Pause der gespanntesten Erwartung trat ein.

„Es sind mindestens zwölf Jahre her, daß dies Grab gegraben worden ist, man hat auch von jeher da in den Winkel an der Mauer nur die ganz Armen oder solche Leute begraben, mit denen es im Leben irgend einen Haken gehabt hat. Nun, wie ich da das alte Register nachschlage und die Nummer aufsuchen will, da ich das ganze Buch wohlbehalten wie immer, aber die Stelle, wo die Nummer stehen sollte, war mitten unter den andern herausgerissen, oder eigentlich herausgebrannt, denn die Ränder rund herum sind mürb und schwarz wie Kohle. Euer Gnaden können selber sehn.“

„Das will ich,“ sprach eifrig der Direktor. „Ich werde in Eurer Wohnung das Protokoll über den Augenschein aufnehmen. Folgt mir.“

Während er ging, klang von der Straße her, so recht im Gegensatze zu der schauerlichen Stimmung, von welcher die Versammlung auf dem Kirchhofe beherrscht war, der muntere Ruf eines Posthorns. Ein Postillon ritt daher, ein paar geschirrte Pferde an der Leine führend, und schmetterte so lustig in sein Horn, als wäre ihm Wunder was Angenehmes begegnet. Ein paar von den Bürgern blickten hinüber und fanden

bald Anlaß zu neuer Verwunderung, denn als pferdekundige Männer erkannten sie das Gespann der Frau Gräfin von Butzenhausen, das ihr in der Nacht entwendet worden war.

Der Postillon wurde mit Fragen bestürmt, aber er wußte blutwenig zur Aufklärung anzugeben. „Ein vornehmer Herr mit einem schönen Fräulein," sagte er, „sind heut in aller Frühe bei uns angekommen und gleich mit Postpferden weiter gereist. Der Herr aber gab mir zwei Goldfüchse und einen Brief für die Frau Gräfin, die ihm die Pferde geliehen hat, und da bring' ich alles mit einander wohlbehalten zurück." — „Geliehen?" rief einer der Umstehenden. „Warum nicht gar! Gestohlen hat er sie! Weißt Du denn, Schwager, wer der Herr ist?" — „Wie sollt' ich?" lachte der Postillon. „Nach dem Trinkgeld muß er wenigstens ein Prinz sein!" — „Ein Gespenst, ein Vampyr, der Teufel selber war's!" riefen die Leute. „Die Goldstücke werden sich bald genug in Koth oder in sonst was Unsauberes verwandeln!" — „Na, dafür will ich sorgen," rief der Postillon, noch lauter lachend als zuvor. „Aber haltet mich nicht auf. Seid Ihr denn alle verrückt geworden, Ihr Leute, oder ist Fasching bei Euch?" Damit schwang er seine Peitsche, knallte lustig damit und

noch weit im Fortreiten hörte man das Schmettern seines Hörnleins.

Aufmerksam gemacht, war auch der Direktor mitten unter dem Diktamen seines Protokolls aus dem Hause des Todtengräbers geeilt. Mit merklich verlängertem Gesicht kehrte er dann zurück, um es fertig zu machen, denn der interessante Fall hatte schon die Hälfte seiner Anmuth verloren — war doch der betrügerische Pferdediebstahl schmählich in die Brüche gegangen! —

Allmälig verlief sich das Volk und zertheilte sich in der Stadt, um alles Gesehene und Gehörte zu verbreiten, wie der Wind den befruchtenden Samen nach allen Richtungen zerstreut. Als der Direktor das Todtengräberhaus verließ, war es auf dem Platz ganz einsam geworden und nichts hinderte den Zug der Gerichtspersonen, die nach der Stadt marschirten, um die Frau Gräfin zu verhören. Sie war natürlich die Einzige, die über den Fremden Aufschluß geben konnte, denn nach dem Auftritte vom vorigen Abend war es zweifellos, daß sie ihn kannte.

An der Hausthüre kam ihnen die Köchin der Frau Baronin schon von der Treppe her entgegen. „Sie kommen schon zu spät,“ rief sie, „wenn Sie die Frau

Gräfin von Butzenhausen sprechen wollen. Die ist vor einer halben Stunde abgereist."

„Abge—?" rief der Direktor zurückprallend, und das Wort starb ihm auf der Zunge.

„Ja wohl, abgereist," schnatterte die Köchin. „Sie hat mir eine schöne Empfehlung aufgetragen, wenn Gnaden Herr Direktor nach ihr fragen würden. Sie hat gleich wieder anspannen lassen, wie die Pferde da waren. Ich muß fort, hat sie gesagt, und wenn die Pferde auf dem halben Wege liegen blieben. Sie läßt alle ihre Sachen nachkommen und geht nach Italien; es können ein paar Jahre vergehn, bis sie wieder kommt.... Na, schönen guten Morgen, Herr Direktor, wenn Sie sonst nichts mehr befehlen — meine Gnädige wartet auf's Frühstück!" Damit schnurrte sie die Treppe hinauf. Der Direktor verließ schweigend das Haus und bog scharf ab in der Richtung gegen das Gerichtsgebäude. Er kümmerte sich nicht mehr um seine Begleiter.

Der Praktikant schritt ihm verdutzt nach; der Aktuarius machte sich an seine Seite. „Was meinen Sie, Herr Praktikant?" sagte er, und das spöttische Zucken in seinem rothen Gesichte trat stärker hervor. „Mit der Verzierung, von welcher der Herr Direktor sprach,

könnte es nun wohl Ernst werden. Ich glaube aber, daß sie nicht an den Platz kommen wird, wo das Herz sitzt, sondern etwas höher hinauf, mitten ins Gesicht!" Eine Bewegung nach der Nase machte klar, was an seinen Worten etwa noch undeutlich war — der Praktikant schwieg — der Aktuarius aber rieb sich mit malitiösem Lächeln die Hände.

5.

Wenige Monate später war es Frühling geworden in aller Schönheit, und in dem Städtchen war, wie auf den Wiesen Gras gewachsen über der unerklärbaren Geschichte.

Um diese Zeit saß Amalie auf der gedeckten Veranda eines schönes Landhauses in Louisiana. Eine solche ist dort an der Wohnung eines jeden nur irgend wohlhabenden Mannes unerläßlich, denn es ist die einzige Stelle, wo man ohne den sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt zu sein, die Anmuth der von tausend Düften durchwürzten Luft, gemildert durch den hereinstreichenden Seewind genießen kann. Der Tag neigte sich prachtvoll zu Ende, und Amaliens Blick schwebte sinnend und verloren über die ihr fremde Landschaft

hin. Hinweg über den am Hause angebrachten kleinen Pflanzengarten und über die zu Wirthschaftszwecken bestimmten Blockhäuser streifte das Auge eine Fläche vom dunkelsten saftigsten Grün, in dem bis an den Leib versteckt eine Rinderheerde weidete. Dahinter ruhte der Blick auf einem jener ewigen Wälder aus, deren undurchdringliches Heiligthum noch keine zerstörende Axt entweihte. Darüber wölbte sich der Himmel mit tiefem wolkenlosem Blau, im Westen verklärt und durchschienen von der untergehenden Sonne — alles wie daheim, wie im Vaterlande, und doch wie anders — wie so sehr anders!

„Nicht wahr, Amalie," unterbrach sie ein großer Mann in leichtem, sommerlichem Gewande, einen mächtigen Sombrero auf dem Kopfe, „nicht wahr, auch in Louisiana geht die Sonne schön unter?" Es war Tombstone, bleich wie immer, aber doch minder auffallend in der bequemen, einfachen Tracht. „Ja," fuhr er dann wärmer fort, nachdem er ebenfalls einen Augenblick in den Sonnenuntergang hinausgesehen, „die Natur ist überall gut, groß und schön — am schönsten aber da, wo die Menschen sie noch nicht verhunzt haben!"

„Gewiß!“ entgegnete Amalie, „und ich vermisse die Heimat nicht.“

„Weil unsre eigentliche Heimat in uns selber ist, mein Kind!“ rief Tombstone. „Wer sich entschließen kann, der Natur und sich selber zu leben, der ist überall heimisch. Freilich — wenn man so in die neue Welt tritt, kann man gewaltig wenig Brauchbares aus der alten mit herüber nehmen. Man muß den Firlefanz, das Außenwerk, die Schale abstreifen, aber wo ein guter, reiner, unverderbter Kern vorhanden ist, da wurzelt, treibt und blüht er auch nirgends leichter und schöner als hier. Sie können das, wie ich es gekonnt habe, drum seien Sie gutes Muths. Wir werden im Vereine schöne Tage erleben — um so schöner, als wir sie nur uns selber verdanken, und was Sie etwa noch vermissen, wird uns so Gott will, noch der heutige Abend bringen.“ — Amalie sah den Redenden überrascht und fragend an.

„Wundern Sie sich?“ fuhr er fort. „Als ich gestern in der Hafenstadt war, hatte man ein Segel in Sicht. Heute Morgen hat mir der Hafenkapitän signalisirt, daß das Schiff gelandet ist und einen Passagier für Tombstonehouse an Bord hat. Können Sie nicht errathen, wer das ist? — Wirklich nicht? Nun

dann blicken Sie nach jener Seite; vielleicht ist Ihnen der Eine von den Reitern, die dort aus der Prairie hervorjagen, desto besser bekannt!" — Ehe Amalie Zeit fand, zu erwidern, zu unterscheiden, zu fragen, stürmten die Reitenden schon heran. Der Eine war der schwarze Bill, Tombstone's treuer Diener, der Andere, kaum aus dem Sattel, flog die Treppe der Veranda herauf und sank in Amaliens, ihn ohne Scheu umschlingende Arme — es war Wilhelm. Schweigend hielten sich beide lange umfaßt, bis Tombstone sie trennte.

„Ich muß Euer Glück unterbrechen, Kinder," sagte er. „Ich will es fortan nicht wieder thun, aber jetzt muß ich Amalie bitten, die Stelle der Hausfrau zu verwalten, und von Ihnen, mein Freund, brenne ich das Wichtigste zu erfahren. — Nun," fuhr er hastig gegen Wilhelm fort, als Amalie sich zur Beschickung des Abendmahls auf einen Augenblick entfernt hatte. „Ist es Ihnen gelungen, meinen Wunsch zu erfüllen?" — „Es ist gelungen," erwiderte Wilhelm, indem er Tombstone die Treppe hinab führte und ihm unter dem dort stehenden Gepäcke eine sorgfältg verwahrte schmale und längliche Kiste zeigte.

„Hier ist die Erfüllung meines Versprechens!"

Ueber Tombstone kam beim Anblick der unschein-

baren Kiste eine starke unbeschreibliche Bewegung; er war, aller sichtbaren Anstrengung ungeachtet, außer Stande, sie zu bemeistern. Wortlos, aber die Brust von heftigem krampfhaftem Schluchzen erschüttert, sank er mit ausgebreiteten Armen auf die Kiste, ein Anblick, um so ergreifender, je ruhiger er sonst und je kälter seine gewöhnliche Außenseite war. Schnell raffte er sich wieder empor und führte Wilhelm zu der eben herantretenden Amalie. „Ich lasse Euch allein," sagte er, „Euch ungestört des Wiedersehens und der Vereinigung zu erfreuen. Morgen reiten wir in die nahe Hafenstadt und lassen Eure Ehe eintragen oder einsegnen, wie Ihr wollt. Uebermorgen aber wollen wir an die Arbeit denken. — Sehn Sie jenen Bach?" wendete er sich zu Wilhelm, „da wollen wir zuerst eine Mühle bauen und den Leuten zeigen, wie leicht man Mehl bekommt statt der mühsamen Handmühle, und wie man mit Brettern weit bequemere Häuser bauen kann, als mit den plumpen Blocks. Mit den schönen Schnitzereien und Zierrathen, wie Sie sie im Sinne haben, ist es freilich noch zu früh, aber gedulden Sie sich nur — auch daran wird die Reihe kommen. — Erwartet mich hier, in ein paar Stunden bin ich wieder da."

Er ging. Nach der langen Trennung und im

Angesichte der so nahen Vereinigung für immer flogen den Liebenden ein paar Stunden dahin, ohne daß sie es wahrnahmen. Der Abend kam und die Nacht brach herein, und der Himmel lag wie eine dunkelblaue Glasglocke über der Gegend. Die Sterne sahen durch denselben, wie durchbrochene Stellen so nahe und hell, wie nie in Europa, und über der ganzen Natur lag so tiefes, heiliges Schweigen, daß man die Meeresbrandung von der meilenweit entfernten Küste herüber brausen hörte. Als Beide ruhiger geworden, traf Wilhelm die Reihe des Erzählens. Er berichtete, wie im ganzen Städtchen mindestens sechs Wochen von nichts Anderem geredet wurde, als von dem amerikanischen Vampyr. Die meisten bedauerten Amalie, denn es galt ihnen für ausgemacht, daß er sie zu seinem Opfer erkoren und nur einen sichern Ort abgewartet habe, um ihr das Blut auszusaugen. Ein großer Theil, namentlich der Mädchen, war aber anderer Ansicht, wenn sie auch für gut befanden, ihre Meinung für sich zu behalten.

„Als wir uns in jener entscheidenden Nacht getrennt hatten," fuhr Wilhelm fort, „war es mein erster Gedanke, den Wunsch unsres Freundes auszuführen, hatte ich doch aus allem zur Genüge erkannt, daß es nichts Unheiliges, keine That der Entweihung galt.

So machte ich mich noch in der nämlichen Nacht an die Arbeit, begünstigt von dem Unwetter und Schneegestöber, das gegen Morgen losbrach. Ich dachte, auf diese Weise werde aller Verdacht auf den plötzlich abgereisten Unbekannten fallen und niemand auch nur im entferntesten an mich denken, und so kam es auch. Ich brachte meinen frommen Raub völlig unbemerkt im Hause des Vaters in Sicherheit, und um ganz sicher zu gehn, machte ich alle weitere Nachforschung unmöglich. Ich schlich in die Kammer, wo mein Vater die Grabregister aufbewahrt, und da mir Jahr und Tag des Begräbnisses genau bezeichnet war, fand ich schnell den Namen, um den es sich handelte. Ich schnitt die Stelle aus dem Blatt heraus, um aber die Sache schauerlicher zu machen, brannte ich die Schnittränder an, und sie haben richtig geglaubt, die glühende Hand des Gottseibeiuns sei im Spiele gewesen. Unbeachtet von allen gelang es mir, meine Vorbereitungen zur Reise in der Stille zu beenden, und der Augenblick des Scheidens kam heran. Die Trennung von meinem alten Vater war wohl schmerzlich und schwer, denn wir durften nicht hoffen, einander im Leben wiederzusehen; als ich ihm aber alles, was ich durfte, mitgetheilt hatte, konnte er mein Vorhaben nicht tadeln und hieß mich

in Frieden ziehn. Er gab mir seinen Segen mit für mich und Sie und für unsre ganze Zukunft. Mein Zureden, mir zu folgen, war vergeblich; er wolle, sagte er, nicht erst das Grab in der weiten Welt suchen, das er daheim so nahe und bequem vor der Thüre habe, aber er nahm mir das Versprechen ab, wenn es mir wohl ergehe, meines jüngern Bruders nicht zu vergessen und ihn nachzuholen. So bin ich ganz und friedlich abgelöst von der alten Welt, um ganz der neuen und ihren neuen Pflichten zu gehören, und damit kein Mißton zurückbleibt, lesen Sie dieses Blatt. Gräfin Ida, Ihre Verwandte und Jugendfreundin fand Gelegenheit, es mir für Sie zuzustellen als letztes freundliches Abschiedswort."

Amalie las eben das ihr übergebene Blatt, als der Herr des Hauses wieder eintrat und Beide aufforderte, ihm zu folgen. Sie thaten es schweigend. Er führte sie durch den schlummernden Garten, die ruhenden Wiesen entlang in den Wald. Ein schwach betretener Pfad brachte sie unter den riesigen Stämmen durch die Verschlingungen zahlloser Rankengewächse, auf einen rein gehaltenen freien Platz. Hohe Magnolien und Sykomoren standen wie von kunstvoller Hand ge-

ordnet säulengleich im engen Kreise herum; ein Stück blauen Nachthimmels bildete die Tempelkuppel über ihnen, und der Mond hing wie eine Lampe gerade über der Lichtung. Durch das Gezweige wanden sich hie und da die weichen Aeste der Parsimone, als wollten sie ihre rothen Früchte zur Verzierung aufhängen; von Baum zu Baum aber hatte die Tillandsie ihre grauen Gewinde bald wie Guirlanden ausgespannt, bald wie Trauerschleier niedergesenkt. In der Mitte des Platzes stand eine schöne dicht belaubte Lebenseiche; eine Stelle an ihrem Fuße war frisch aufgegraben und hügelartig mit Rasen bedeckt.

Dahin führte Tombstone seine beiden Hausgenossen. Auf seinen Wink setzten sie sich neben ihn auf die Moosdecke unter der Eiche und nach einem feierlichen Stillschweigen von einigen Minuten begann er.

„Liebe Freunde, Ihr seid jetzt meine Hausgenossen geworden. Darum soll nichts geheim sein unter uns, und ich habe Euch hierher geführt, Euch über mein Thun und über manches, was Euch an mir aufgefallen sein mag, Aufschluß zu geben. Höret denn die Geschichte meines Lebens. — Ich stamme aus einer angesehenen adeligen Familie, die ihren Wohnsitz nur einige

Tagereisen von dem Städtchen hat, in welchem wir uns trafen. Der Name thut nichts zur Sache, ich habe ihn längst abgelegt und jenen, den ich seither trage, als einen wirklichen Grabstein zwischen mich und meine damalige Vergangenheit gestellt. Meine Eltern hatte ich frühe verloren und wurde im Hause eines Oheims erzogen, der ein im Grunde guter und tüchtiger Mann war, aber ganz unter der Gewalt seiner Frau, eines herrschsüchtigen, herzlosen Weibes, stand, welche alles, was man je von Standesvorurtheilen, von Adelsstolz und Nichtachtung aller Geringeren gehört und geschrieben hat, in grellster Weise in sich vereinigte und ausübte. Als einziger Sohn sollte einmal nach dem Familiengesetze an mich die ganze Summe von Rechten und Besitzungen übergehen, deren sich das Geschlecht seit Jahrhunderten erfreute. Man bestimmte mich für eine hohe politische Laufbahn und suchte bereits unter den ersten Häusern des Landes nach einer Verbindung, die mich dabei unterstützen sollte, aber meine Ansichten stimmten mit denen meiner Angehörigen durchaus nicht überein.

„Im Umgange mit vielen mir lieb gewordenen Genossen aus den nicht adeligen Klassen, im Studium der großen Philosophen alter und neuer Zeit hatte sich

in mir eine so eigenthümlich freie Lebensanschauung, ein so trotziger Sinn der Ungebundenheit gebildet, daß man mich für den Dienst des Staates und vollends für den Hof und alles, was damit zusammenhing, nahezu verloren geben mußte. Häufige und heftige Zusammenstöße waren unvermeidlich, aber die Verhältnisse hatten den Bruch immer wieder nothdürftig verkittet, bis ein entscheidender Augenblick das früher oder später doch unvermeidliche herbeiführte. Ich lernte ein Mädchen kennen, das durch seine Einfachheit, seine vollendete Herzensgüte, durch Wärme des Gemüths und ruhig klare schmucklose Bildung mich noch mehr fesselte, als durch die Reize ihrer körperlichen Erscheinung, mit denen sie doch von der Natur reich genug ausgestattet war. Johanna war die Tochter eines schlichten Bürgers und lebte bescheiden und sittsam von der Arbeit ihrer nie ruhenden Hände. Diese Beschäftigung führte sie auch auf das Schloß meines Oheims, wo ich sie, eben erst von meinen vollendeten Studien zurückgekehrt, erblickte. Das Interesse, das sie mir einflößte, wurde bald warme Zuneigung und noch schneller die zärtlichste, innigste, von ihr nicht zurückgewiesene Liebe. Laßt Eure Herzen Euch sagen, ob wir glücklich, ob jene Stunden schön

waren — sie sind der unerschöpfliche Vorrath, an dem meine Seele zehrt in den Stunden der Trauer!"

Der Erzähler holte tief Athem, dann fuhr er nach einer sekundenlangen Pause fort. „Ich übergehe den Lärm, das Gezänke, die Stürme, die sich ergaben, als ich meinen Verwandten erklärte, ich würde Johanna heirathen. Bei dem schroffen Gegensatze ihrer Ansichten mit diesem Vorhaben, sind sie aus eigener Erfahrung Euch erklärlich. Die Frau des Oheims war die Wüthendste von allen, aber ich blieb fest und unerschütterlich. Sie erinnerten mich, daß durch eine solche Mißheirath alle Aussicht auf die mir zugedachte glänzende Laufbahn verschwinde — ich erklärte, auf meinen Gütern nur mir selbst leben und angehören zu wollen. Sie hielten mir vor, daß ich durch diese Verbindung den Anspruch an das durch eine standesmäßige Heirath bedingte Familien-Erbe verliere — ich war bereit, darauf zu verzichten, und hatte von diesem Augenblicke an mindestens einen Verbündeten an dem Vetter, der dadurch die Anwartschaft auf die schönen Besitzungen erhielt. Dieser ließ nicht mehr ab, das Edle meiner „philanthropischen" Handlung, wie er sich ausdrückte, gehörig hervorzuheben. Man sah bald ein, daß einem so

trotzigen und entschlossenen Wesen geradezu nicht beizukommen war, man gab also den fruchtlosen Kampf auf und erklärte, alles der Zeit überlassen zu wollen, die mich wohl von meiner Thorheit heilen werde. Ja man gab mir sogar so weit nach, daß man mich veranlaßte, in die Residenz zu reisen, um den Vermögensverzicht abzugeben oder mit dem Vetter ein anständiges Abkommen zu treffen. Ich ließ mich überreden, und der teuflische Plan gelang nur zu sehr.... Als ich zurück kam, fand ich Johanna nicht mehr. Man hatte, um eine Verbindung mit ihr unmöglich zu machen, das kürzeste Mittel gewählt — man hatte sie beschimpft. Meiner Tante sollten, während niemand als Johanna in ihre Zimmer gekommen, mehrere sehr werthvolle Sachen entwendet worden sein, man warf deßhalb Verdacht auf sie, es fand sich ein Richter, der gewissenlos genug war, sein Amt für die Zwecke der Familie zu mißbrauchen, und die Unglückliche wurde gefangen gesetzt. Nun war sie als Diebin, als gemeine Verbrecherin gebrandmarkt, nun mußte ich sie doch, so dachte man, um meiner Ehre willen aufgeben. Aber ich durchschaute den plumpen Plan, ich verließ das Haus meines Oheims als mir fremd und feindlich geworden, für immer, mit der Erklärung, daß ich, ohne jemand zu schonen, nicht ruhen

würde, bis ich das arglistige Gewebe zerrissen und Johanna's Unschuld an's Licht gebracht habe.

„Die Intrigue war auch an sich zu ohnmächtig, zu haltlos, als daß sie einem ernsten, rücksichtslosen Angriff zu widerstehen vermocht hätte — dennoch vergingen fast zwei Monate, ehe ich den Befehl zur Freilassung erwirken konnte. Ich wollte selbst damit zu Johanna eilen, wollte sie selbst aus dem Gefängnisse und von da zum Altare führen, als eine tödtliche Krankheit, erzeugt durch die stete Aufregung und die fieberhafte Anspannung aller Kräfte mich auf's Lager warf. Als ich nach Wochen wieder zum Bewußtsein kam, war mein erster Gedanke, Nachricht von der Geliebten zu erhalten. Sie war nach ihrer Freilassung aus ihrer Heimat fort in eine Gegend gezogen, wo sie hoffen durfte, daß ihr Name wie ihr Schicksal unbekannt geblieben. Sie that es um so mehr, als sie wegen meines langen unfreiwilligen Schweigens sich auch von mir aufgegeben und vergessen glauben mußte. Ich scheute kein Opfer und so gelang es mir endlich, sie in dem Euch bekannten Städtchen aufzufinden und ihr Nachricht von mir und meiner unveränderten Gesinnung zukommen zu lassen. Ich erhielt als Antwort einen

Brief, den einzigen, den ich von ihr besitze, aber er ist ein unentstellter Abdruck ihrer edlen Seele, ihres ganzen liebevollen Wesens. Ihr sollt ihn einmal lesen und selber urtheilen, ob Liebe mich zu einem blinden Richter gemacht hat. Vernichtet von der erlittenen unauslöschlichen Schmach, erschüttert und wankend gemacht im Grunde ihres Herzens, lag sie krank darnieder — zerbrochen für die Erde und für irdisches Glück, ohne Hoffnung des verheißenen Wiedersehns, ohne Glauben an unsre ihr so nahe gerückte Vereinigung . . . und sie hatte recht gehabt. Kaum waren meine Kräfte nur nothdürftig gesammelt, als ich zu ihr flog, aber ich fand sie — auf dem Kirchhofe. — Wenige Tage vor meiner Ankunft war sie begraben worden. Der Gram hatte sie getödtet."

Tombstone schwieg; die Erinnerung wirkte so gewaltig auf ihn, daß er unvermögend war fortzufahren. Amalie lehnte an der Brust des Mannes, den sie liebte, und verbarg ihre Thränen.

„Laßt mich von jener entsetzlichen Zeit schweigen," fuhr der Erzähler nach einer Weile fort. „Ein Rückfall der nervenzerstörenden Krankheit, von der ich kaum erstanden war, brachte mich dem Tode nahe. Ich über-

stand zwar den Anprall — aber die Blüthe meines körperlichen Seins war gebrochen, drum blieb mir zum Zeichen die Farbe des Todes aufgedrückt, dem ich schon verfallen gewesen. Auch mein seelisches Leben war gebeugt. Mit unsäglichem Abscheu wendete ich mich von einer Welt und von Menschen ab, die einen solchen Frevel geschehen und ungestraft ließen. Ich zog fort, Länder auf und nieder, aber an Johanna's Grab habe ich ihr zugeschworen, wenn ich einmal irgendwo eine neue Heimat erwerben würde, dann solle auch sie dort ihre Ruhestätte haben, um einmal wenigstens im Tode mit ihr vereinigt zu werden. Ich habe hier endlich Anker geworfen, und unternahm ich die Reise, die uns zusammenführte, meinen Schwur zu erfüllen. Ich freue mich, daß es geschah, denn ich konnte dadurch das Lebensglück zweier Menschen demselben Moloch entreißen, dem das meinige zum Opfer geworden ist. Ihr habt wohl schon errathen, daß die Gräfin in meiner Lebensgeschichte eine bedeutende Rolle gespielt hat; dadurch war es mir möglich, für Euch zu wirken, denn der Name Johanna war das Bannwort, an dem sie mich erkannte und das ihren Uebermuth brach." —

Tombstone erhob sich. „Ich habe meinen Schwur erfüllt," sagte er dann feierlich. „Dieser Boden deckt

nun, was an Johanna sterblich und vergänglich war... ich habe selbst den Todtengräber meiner Liebe gemacht! — Ihr aber, meine Lieben, und die Kinder Eurer Liebe sollt um mich sein meine Tage hindurch und sollt mit mir diese thränengeweihte Stelle besuchen. Ich bleibe unvermählt. Nach meinem Tode seid meine Erben — aber versprecht mir, daß Ihr meinen Leib dann unter dieser Lebenseiche, neben ihr, die ich geliebt habe, der Natur wiedergeben wollt!"

Weinend reichte ihm Amalie die Hand, Wilhelm schüttelte ihm tief bewegt die andere, und durch die Wipfel der Sykomoren und Magnolien ging leises Wehen, wie ein ätherisches Grüßen aus dem Lande jenseits der Gräber. —

Das leere Grab auf dem Friedhofe des fernen kleinen Städtchens aber erhielt keinen Bewohner mehr. Man füllte es hastig aus und ließ dann die Stelle wüst liegen, weil man sie scheute und mied. Wohl kam nach einigen Jahren, als Tombstone wie zur Sühne eine große Summe für die dortige Schule einsandte, die Aufklärung des ganzen Vorfalls an, allein sie war zu einfach, um von den meisten Bewohnern geglaubt zu werden. Mindestens erzählte mir der Nachfolger

des alten Paul, als ich auf der Durchreise nach meiner Gewohnheit den Kirchhof besuchte und nach der Bedeutung des auffallend wüsten Platzes fragte, die Geschichte mit bedenklicher Miene und vielsagendem Achselzucken. „'S gibt aber," schloß er seine Erzählung, „noch immer Leute genug in der Stadt, die sich kein X für ein U machen lassen und die recht wohl wissen, daß in der ganzen Geschichte niemand Anderes die Hand im Spiele gehabt hat als der Vampyr!"

Inhalt.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Bairische Geschichten.

Zweiter Band.

Neue belletristische Werke
sehr beliebter deutscher Schriftsteller
aus dem Verlage von **Otto Janke in Berlin**, welche durch jede Buchhandlung zu beziehen sind:

Bairische Geschichten

aus

Dorf und Stadt

von

Herman Schmid.

Zweiter Band.

Berlin, 1864.
Verlag von Otto Janke.

IV.

Der Holzgraf.



1.

Der Frühling des Jahres 1811 hatte bald und vielverheißend begonnen; er schien zu wissen, welche Fülle von Frucht und Segen er auszustreuen habe für den reichen Sommer, der nach ihm kommen sollte. Selbst in dem sonst winterlichen Thale an der Ammer war er so anmuthig und mild eingezogen, als gälte es nicht, eine späte Kornernte vorzubereiten, sondern selbst auf den unwirthlichen Felszacken des Kofelberges den Saft in edle Reben emporzutreiben und Kometenwein daraus zu brauen.

Der Abend vor dem Sonntag Exaudi ging besonders glänzend zu Ende; die Berge dem Kofel gegenüber standen im Wiederschein der Abendröthe, die sich gegen Unterammergau hin über die Thalfläche ausgebreitet hatte und in den Wellenkrümmungen der Am=

mer widerschien — darüber hinauf begann es schon zu dunkeln und die schwache Halbsichel des wachsenden Mondes hing im Blauen, als wär' es eine riesige Laterne, an einem der Felsgiebel ausgesteckt, um den Arbeitern zu leuchten, deren wuchtige Axt- und Hammerschläge noch weithin schallten durch das ruhende Thal. In den Häusern von Oberammergau war es die ganze Dorfgasse hinauf schon stille geworden, nur hie und da hörte man aus einer Stube betende Stimmen, hie und da sah man durch ein erleuchtetes Fenster noch einen Bildschnitzer an der Werkbank sitzen und an einem Figurchen basseln, das noch fertig werden sollte.

Das Geräusch der Arbeitenden kam aus der Nähe der Kirche. Neben derselben, auf dem sonst so friedlichen Bereiche des Gottesackers, starrte es von Balken und Holzwerk, und ein mächtiges Gerüst ließ die Umrisse einer eigenthümlichen offenen Bühne mit davor errichteten Zuschauerbänken erkennen. Alles war aus derbem, nur leicht behauenem Werkholz gezimmert und ohne Schmuck; blos an der Bühne selbst waren Linien und Farben zu erkennen, so weit sie im Mondschein und bei dem schwachen Lichte einzelner Laternen noch sichtbar werden konnten.

Es war die Bühne zu dem berühmten Passions-

spiele von Oberammergau, welche damals noch unmittelbar neben der Kirche auf dem Gottesacker erbaut wurde, und die späte Arbeitsthätigkeit war nicht zu verwundern, denn über acht Tage war ja schon Pfingsten, und wenn die Vorstellungen, dem alten Herkommen gemäß, am Pfingstmontage beginnen sollten, so gab es noch so viel vorzubereiten und fertig zu machen, daß nicht eine Secunde versäumt werden durfte. Darum waren Zimmerleute und Maler noch vollauf beschäftigt; man hatte sogar Gebetläuten überhört und machte sich kein Gewissen daraus, galt es doch nicht eine eitle weltliche Belustigung, sondern ein frommes Werk, das in den Augen und Herzen der Oberammergauer heilig ist, wie ein Gottesdienst.

In dem innern Raume der eigentlichen Bühne stand ein junger Mann vor einer großen aufgehangenen Leinwand und strich darauf mit mächtigem Pinsel keck hin und wieder. Es war ein hübscher Bursche, dem die graue Gebirgsjoppe mit grünem Stehkragen und das tyrolerartige grüne Hütel sehr gut ließ, wenn auch das blonde Haar nicht ganz gut dazu paßte, das er in lang hinabfallenden Locken und hinter die Ohren zurück gescheitelt trug. Nach Malerart trat er eben ein wenig von der Leinwand zurück, um bei dem

Scheine der zu beiden Seiten an Pfosten aufgehängten Laternen die Wirkung seiner Arbeit zu betrachten. Er schien nicht unzufrieden damit, denn über das ungewöhnlich feine und blasse Gesicht flog ein munteres Lächeln, und er trat rasch vor die Leinwand hin, um mit kühner Hand einen hellen, weißen Flecken als Licht darauf zu setzen.

„Mache mir den Haifisch nur nicht gar zu gräulich!" sagte eine freundliche Stimme hinter ihm, und ein alter Mann in der Tracht eines Weltgeistlichen trat hinzu. Es war eine nicht große, aber stattliche Gestalt, mit ehrwürdig mildem Gesicht und fast ganz kahlem Kopfe, um welchen nur ein schmaler Kranz von langen Silberlocken schimmerte. „Das Monstrum," fuhr er fort, indem er mit dem goldenen Knopfe seines hohen Rohrstocks an die Malerei klopfte, „das macht ja ein Paar Augen, daß sie Einem im Traum vorkommen könnten!"

Der Jüngling erröthete leicht, indem er dem Geistlichen entgegentrat, seine Hand ergriff und küßte, was dieser ohne Widerrede geschehen ließ. „Spotten Sie nur über mich, Hochwürden," sagte er, „ich kann's doch nicht besser machen! Hab' ich doch mein Lebtag keinen Haifisch gesehen, und wenn er den Propheten Jonas hat verschlingen und unversehrt wieder ausspeien können,

muß er eben doch ein rechtes Ungeheuer gewesen sein — da hab' ich halt gemeint . . ."

„Und da hab' ich gemeint," unterbrach ihn der Pater, „ich bin ein hochmüthiger Mensch, der immer gleich oben aus ist und der sich einbildet, weil er ein leidliches Crucifix oder einen Gemsjäger schnitzeln kann, wär' er schon ein Meister, wie weiland Andrea Pisano, der das wunderbare Gnadenbild gemeißelt hat drüben in Ettal! Wer sagt Dir denn, daß ich spotte? Was habe ich denn gesagt, was nicht auch ernsthaft gemeint sein kann? Was habe ich . . ."

Die rasch auffliegende Röthe des Jünglings war ebenso rasch desto tieferer Blässe gewichen; er war bei Seite getreten und hatte Pinsel und Farbentopf weggestellt. Jetzt trat er mit einer Geberde, welche unterwürfig und doch nicht ohne Selbstgefühl war, vor den Eifernden und rief: „Ist das Ihr Ernst, Hochwürden? Bin ich wirklich solch' ein hochmüthiger, eingebildeter unnützer Bursch? Ach, es weiß ja Niemand besser, als ich selber, daß ich nichts kann und nichts bin als ein elender Stümper!"

Seine Stimme zitterte hörbar; der Greis legte ihm die Hand auf die Schulter, hob ihm mit der andern das Gesicht leicht in die Höhe und blickte ihm väter-

lich gütig in die Augen. „Nein, Domini,“ sagte er beruhigend, „es ist nicht mein Ernst, und Du bist auch kein so elender Stümper, wie Du Dich selber machst! Wenn auch der Haifisch da ein Paar Augen hat, die selbst für ein Ungeheuer zu ungeheuerlich sind, so bist Du doch kein unnützer Bursch, sondern ein tüchtiger Bildschnitzer, und wenn Du fleißig bist, wie bisher, wirst Du es noch weiter bringen und Oberammergau alle Ehre machen!“

„Das möcht' ich freilich gern!“ rief der Bursche. „Ich will auch fleißig sein . . . aber ich werd' es doch zu nichts bringen können! Ja, wenn ich auch so glücklich wäre wie Andere und hätte was lernen können — aber Hochwürden wissen es ja, wie blutarm meine Eltern waren, und wie sie mich nicht studiren lassen konnten. Die einzige Hoffnung für mich war das Kloster in Ettal; da hätten sie mich wohl aufgenommen, ich hätte studiren können, ich wäre dann nach München und weiß Gott wo sonst noch hingekommen, — da wäre ich ein tüchtiger Student und vielleicht auch ein Geistlicher wie Sie geworden, oder hätte einen tüchtigen rechten Lehrer in der Bildhauerei gefunden . . . aber das ist Alles vorbei! Vor neun Jahren, wie das Kloster ist aufgehoben worden, war

ich noch ein Bub', der eben aus der ABCschule kam — das schöne Stift ist jetzt leer: die Herren, die meine Lehrer geworden wären, sind hinausgewandert nach allen vier Himmelsgegenden, und wenn Sie, Hochwürden, sich nicht unser Dorf zum Aufenthalt ausgesucht und sich nicht um mich angenommen hätten, so wäre ich aufgewachsen wie der Baum im Wald — ich bin gewiß nicht viel, aber was ich bin, verdank' ich nur dem guten, lieben Pater Ottmar . . ."

„Na, na," entgegnete dieser abwehrend, „es freut mich, wenn Du dankbar bist! Vielleicht läßt es sich doch noch machen, daß ich Dich nach München unterbringe, damit wir sehen, ob wirklich ein Bildhauer in Dir steckt . . . Das wird immerhin das Beste sein, denn was Du da vorhin vom Geistlich-Werden gesagt hast, sind doch nur Flausen!"

Der Jüngling sah ihn betroffen an und brachte ein verlegenes Warum? hervor.

„Warum?" rief der Pater. „Weil Du mir gerade so aussiehst wie Einer, der den rechten Sinn für's Klosterleben hat! Meinst Du, der alte Pater Ottmar hat die Augen umsonst im Kopfe, und sieht nicht, daß die Schutzengel und die Magdalenen und die Muttergottesbilder, die Du schnitzelst, auf einmal alle dasselbe

Gesicht haben? Meinst Du, daß ich nicht gemerkt habe, wem sie gleich sehen alle miteinander?"

Die Befangenheit des Burschen stieg mit jedem Worte, er wußte nicht, was er erwidern sollte; daß aber der kluge Pater recht gesehen, zeigte die Unsicherheit in Blick und Haltung des jungen Mannes.

Ein verworrener Lärm, wie von streitenden Männerstimmen, wurde von der Straßenseite hörbar und gab ihm erwünschte Gelegenheit, den bedenklichen Fragen des Paters zu entgehen.

„Was ist das?" rief er. „Hören Hochwürden das Geschrei? Am Ende gibt's einen Zank vorn unter den Zimmerleuten!" Damit wendete er sich und schritt rasch der Richtung zu, von welcher der Lärm herkam. Der Pater erwiderte nichts; er sah dem Burschen mit leichtem Kopfschütteln und gutmüthig spöttischem Lächeln nach und folgte ihm dann.

Er kam wirklich gerade recht, um Unheil zu verhüten.

An der innern Seite der Kirchhofmauer hatten sich alle Arbeiter versammelt, welche beim Aufbau des Passionsgerüstes beschäftigt waren. Sie waren von ihren Arbeiten weggelaufen und standen nun in einzelnen Gruppen beisammen, laut und heftig redend und mit den Händen agirend. Die Mehrzahl hatte sich an

die Mauerbrüstung gedrängt und rief und zankte durcheinander auf die am äußern Fuße der Mauer vorbeiführende Straße hinab. Dort stand ein ländliches und doch städtisch vornehmes Fuhrwerk, mit zwei prächtigen Pferden bespannt und von einer Schaar Zimmerleute umgeben, welche hinabgeeilt waren und drohend und schreiend den Wagen am Weiterfahren hinderten.

In dem Wagen saß ein einzelner Mann, bäurisch gekleidet, aber die Stoffe der Kleider waren für diesen Stand zu fein und das schwere Uhrbehäng, das unter der Sammtweste hervorbaumelte, ließ erkennen, daß der Besitzer reich war und diesen Reichthum zu zeigen liebte. Es war ein großer, breitschultriger Mann mit einem nicht unschönen, aber hart geformten Gesicht, welchem der trotzige Mund und der übermüthige Blick der unruhigen Augen etwas Abstoßendes gaben. Nach dem dichten, etwas struppig aufstehenden und stark mit Grau gemischten Haare schien er schon in der letztern Hälfte des männlichen Alters zu stehen, allein die Art, wie er Zügel und Peitsche in den Händen hielt und wie er auf die ihn umdrängenden Arbeiter herabsah, zeugten von furchtlosem Kraftbewußtsein.

Jetzt hob er die Peitsche, zog die Zügel an, daß die Pferde einen Ruck machten, und rief: „Jetzt gebt

einmal Ruh', Ihr Narren! Laßt meine Roff' frei, oder ich fahr' Euch nieder!"

Die Peitsche knallte, die Pferde setzten an, aber sie konnten nicht von der Stelle, so schnell und kräftig waren sie am Gebiß und an den Zügeln gepackt und niedergerissen. „Was?" schrieen die Bursche. „Du willst uns erst schimpfen und noch mit dem Niederfahren drohen? Nun lassen wir Dich erst recht nicht vom Platz, bis Du andere Saiten aufspannst!"

„Reißt ihn herunter!" rief einer der Zimmerleute von der Mauer herab. „Wenn er uns überfahren will, so reißt ihn zuvor herunter von seinem Sitz und zeigt dem übermüthigen Holzgrafen, daß wir uns vor ihm so wenig als vor seinen Geldsäcken fürchten!"

Einige Bursche drängten gegen den Wagensitz vor; einige Arme streckten sich aus, um nach dem darauf sitzenden Manne zu greifen; dieser richtete sich nach seiner ganzen Größe auf, um den Angriff abzuwehren, und schnalzte zugleich mit der Zunge, um die Pferde zum Laufe anzutreiben.

Pater Ottmar war indessen auf die Straße herabgeeilt und trat im entscheidenden Augenblick zu den Streitenden. „Gebt mir Ruh', Ihr Leut'!" rief er den Arbeitern zu. „Schämt Ihr Euch nicht? Ihr

arbeitet an einem so frommen, gottgefälligen Werk und fangt Händel an, als wär' es das allergeringste Bauernwirthshäusel, was Ihr da baut! — Gebt mir Ruh', sag' ich, und der Erste, von dem ich noch ein ungutes Wort höre, der hat auch den letzten Hobelstoß oder Hammerschlag zur Passion gethan!"

Schon beim Erscheinen des Paters waren die Leute ehrerbietig zurückgetreten; schweigend ließen sie Pferde und Zügel los, und der Wagen hätte ungehindert weiterfahren können, allein sein Besitzer setzte sich mit lautem, verächtlich klingendem Lachen nieder und schien abwarten zu wollen, was weiter geschehen sollte.

„Recht so!" begann der Pater wieder, indem er mit wohlgefälligem Nicken den bereitwilligen Gehorsam der Umstehenden anerkannte. „Jetzt möcht' ich aber auch wissen, was es gegeben und wer den Streit angefangen hat."

„Wir sind ganz ruhig bei unserer Arbeit gewesen," sagte einer der Zimmerleute vortretend, „und wie man halt gern zu der Arbeit singt, weil Einem dann Alles leichter aus der Hand geht, und weil wir doch Alle beim Volk und beim Einzug Christi in Jerusalem dabei sind, haben wir den neuen Gesang vor uns hingesummt, den der Herr Lehrer Dedler so schön gesetzt

hat. Wissen Sie, Hochwürden, den Gesang, der so anfängt. „Heil Dir! Heil Dir! Du David's Sohn!" und wie wir da so in Gott vergnügt arbeiten und singen, da kommt der Holzgraf daher gefahren, daß man gemeint hat, die Räder müßten weg fliegen . . ."

„Ich wüßt' nit," unterbrach der Mann auf dem Wagen den Redenden, daß wir Zwei schon Brüderschaft gemacht haben miteinander . . . und wenn ich mir auch nichts d'raus mach', daß die Leut' mir den Spitznamen aufgebracht haben, so bin ich doch für Dich der Korbinian Loder vom Durnerhof und nit der Holzgraf . . . verstanden?"

„Fehlt nichts," fuhr der Zimmergesell fort . . . „also sag' ich, so kommt der Herr Korbinian Loder vom Durnerhof dahergesaust in Einem Sturm — wie er aber in die Nähe von der Gottesackermauer gekommen ist, da hat er angehalten und ist auf einmal ganz langsam Schritt gefahren und hat uns zum Trotz ein Schnaderhüpfel gepfiffen in unsern heiligen Gesang . . ."

„Ich scher' mich nit um Euren Gesang," unterbrach ihn der Durnerbauer wieder, „warum kümmert Ihr Euch um das, was ich pfeif'? Ich hab' Euch nicht gesagt, daß Ihr still sein sollt mit Eurem langweiligen

Geplärr' — aber Ihr habt auf mich heruntergeschrieen und habt mir das Pfeifen verbieten wollen."

„Das haben wir gethan," war die Antwort Mehrerer, welche sich wieder gegen das Fuhrwerk vordrängten, „und wir haben das Recht dazu, denn Ihr habt uns zum Spott gepfiffen, und das leiden wir nicht!"

„Die Straßen ist weit und gehört mein so gut wie Euch; wenn Ihr darauf singen dürft, darf ein Anderer juchzen oder pfeifen — wer kann ihm was einreden?"

„Allerdings Niemand," mischte sich jetzt Pater Ottmar in's Gespräch, „so lange es die Ruhe nicht stört und Niemand ein Aergerniß gegeben wird. Ein frommes Lied ist wie ein Gebet, und unter Christen ist es Brauch, das Gebet eines Andern zu achten und es nicht zu stören — wer das thut, zeigt ein hartes Herz und ein verstocktes Gemüth!"

„Ah was," rief der Bauer mit rohem Lachen, „wie's in mein' Herz' und mein' Gemüth ausschaut, ist meine Sach' — ich bin fünfzig Jahr alt 'worden und hab' Niemand 'braucht zum Dareinreden, ich will's nochmal fünfzig Jahr dabei lassen! Aber die Leut' sagen Ihnen das Rechte gar nit, Hochwürden — sie

sind nit wegen dem Bissel Pfeifen so wild auf mich, sondern weil ich ihnen die Wahrheit gesagt hab' . . ."

„So?" fragte der Pater, „die wäre . . .?"

„Ich habe ihnen gesagt, daß sie Narren sind, und wer die Wahrheit geigt, bekommt den Fiedelbogen um's Maul! Ich hab' ihnen gesagt, sie sollen sich nit auslachen lassen und mit der Arbeit aufhören, weil sie ja doch umsonst und das Passionsspiel vom König verboten ist . . ."

„Ein solches Verbot ist allerdings ergangen," sagte der Pater, „aber wenn Ihr das wißt, Durnerbauer, dann wißt Ihr gewiß auch, daß das Dorf eine Deputation nach München geschickt hat, welche dem König die Sache von der rechten Seite vorstellen und die Zurücknahme des Verbots erwirken soll . . ."

„Ja, daß sie das wollen, hab' ich gehört," erwiderte der Bauer mit Lachen, „ich komm' just von München und hab' die ganze Deputation trübselig beisammen sitzen sehen im Ammerthalerhof — sie haben nichts ausgericht', das Gespiel ist und bleibt verboten . . ."

Schweigend und betrübt standen die Leute und blickten auf den Pater, welcher ebenfalls betreten war von der unerwarteten Nachricht. „Wir wollen hoffen,

daß es nicht so ist," sagte dieser nach secundenlanger Pause. „Noch können wir hoffen und dürfen es, bis uns die Nachricht aus einem andern Munde zukommt — aus dem Eurigen klingt sie gar zu schadenfroh, als daß wir sie so geradhin glauben sollten. Gute Nacht, Durnerbauer!"

Damit wendete er sich kurz von dem Bauer ab und trat zu den Arbeitern, welche rasch einen Kreis um ihn schlossen und den Störenfried gar nicht mehr beachteten. Aergerlich darüber hieb dieser aus Leibeskräften auf die Pferde ein, fing scharf und gellend das Schnaderhüpfel zu pfeifen an, das vorher der Stein des Anstoßes gewesen war, und verschwand in der Straßenbiegung.

„Laßt Euch nicht irre machen, Leuteln," sagte, ohne sich daran zu kehren, der Pater zu den Arbeitern, „und laßt Euch die Freude nicht verderben! Wir haben einen gar lieben und herzensguten König, und Herr Georg Lang, der Verleger, und die andern Männer von der Deputation haben Herz und Zunge auf dem rechten Fleck — wird aber unser Gehorsam wirklich auf eine so harte Prob' gestellt, dann habt Ihr Euch freilich umsonst gefreut und umsonst gearbeitet. Dann müßt Ihr Euch mit mir und dem Lehrer Ded-

ler trösten — dann reißt Ihr Euer Gerüst wieder ein, ich lege meinen Text und der Lehrer seine Musik in das Pult — dann muß der liebe Gott eben so gut sein und muß den Willen für's Werk nehmen. — Und jetzt gute Nacht miteinander; macht Feierabend und seid wohlgetröst' ... es wird Alles werden, wie's recht ist."

Er ging; die Männer und Bursche zerstreuten sich rasch nach allen Richtungen. Nach einigen Schritten blieb Pater Ottmar stehen und sah sich flüchtig nach Dominik, dem jungen Bildschnitzer um, jedoch vergebens. Dieser hatte schon zu Anfang des Wortwechsels mit dem Holzgrafen sich erst behutsam an die Kirchhofmauer gedrückt und war schon lange durch ein Seitengäßchen davon geeilt.

Inzwischen waren am andern Ende des Dorfs in der Oberstube eines stattlichen Bauernhauses zwei Frauen beisammen gesessen und hatten den Abend ziemlich einförmig und einsylbig verbracht Die Stube war geräumig, aber nicht hoch, und die auf dem Tische brennende Oellampe vermochte nur schwach deren Wände und die Decke von saubrem braunem Holzgetäfel zu beleuchten. Was sich demungeachtet erkennen ließ, zeigte bäuerliche Wohlhabenheit und Prachtliebe; besonders zierlich wa-

ren die gewundenen Säulen der in einer Ecke prangenden Himmelbettstatt. Das Bett war von reiner Weiße, aber es trug die Spuren des Gebrauchs, und auf dem nebenan stehenden Nachttischchen zeigten Arzneigläser und Schalen, daß es die zeitweilige Zuflucht einer Kranken war. Diese hatte sich eben in die Nähe des großen grünen Kachelofens geflüchtet, in welchem, obwohl es draußen mild und angenehm war, ein stattliches Feuer brannte, denn es fror sie fortwährend von innen heraus. Sie hatte ein paar Bettstücke mitgenommen und saß nun halblehnend auf der Ofenbank, in augenblicklich behaglicher Ruhe und mit müden schlummergeschlossenen Augen. Die Kranke war eine Bauersfrau, schlank und abgemagert, bleich und eingebrochen im Gesichte, das nicht unterscheiden ließ, ob diese Züge, welche einst schön gewesen sein konnten, vom Alter und Krankheit so zerstört worden waren oder von Kummer und Gram.

Daß sie einst schön gewesen, bewies das Antlitz der andern Bewohnerin des Zimmers, eines Mädchens, das in Gestalt und Zügen das getreue Abbild der Kranken war, wie eben Jugend und Gesundheit das Abbild von Alter und Siechthum zu sein vermögen. Sie war bereits daran, sich zum Schlafengehen vorzube-

reiten, und hatte die breiten Zöpfe aufgelöst, daß das braune Haar ihr reich und voll über den Nacken bis den Rücken hinunter wallte. Dennoch schien sie mit dem Tage noch nicht vollständig abgeschlossen zu haben, denn sie stand in dem dunkelsten Theile des Zimmers am Fenster und sah in die Nacht hinaus. Sie legte die Stirne an die kleinen bleigefaßten Rundscheiben, und schien deren Kühle mit Behagen zu empfinden; nur manchmal hob sie das Köpfchen und sah nach der Kranken hinüber.

Diese bewegte sich jetzt und murmelte etwas Unverständliches mit halbgeöffneten Lippen. Augenblicklich war das Mädchen mit unhörbaren Tritten zu ihr geeilt, ließ sich, da sie die Augen aufschlug, auf ein Knie vor ihr nieder und fragte zärtlich, indem sie beide Hände derselben erfaßte, und ihr in's Gesicht sah: „Wie ist Dir, Mutter? Hat Dir das bissel Schlaf gut gethan?"

„Der Schlaf und die Wärme," wisperte die Leidende mit schwacher Stimme . . . „aber ich bin doch recht elend, Vefi (Genofeva); wenn's nicht bald warm wird und die Sonn' mich curirt, dann curirt mich der Doctor von Ammergau so wenig, als es der

Bader von Graswang zuwegen gebracht hat . . . das Frieren von inwendig heraus wird immer ärger..."

„Willst nicht in's Bett, Mutter? Vielleicht könnt'st Du Dich dort erwärmen . . ."

Die Kranke machte eine schwache, abwehrende Bewegung. „Nein, hier ist's besser," flüsterte sie; „aber Du leg' Dich nieder, Vefi . . . Du brauchst Ruh' . . . leg' Dich nieder, ich ruf' Dich schon, wenn ich 'was haben will . . . ich weiß darum doch, daß Du mich gern hast und meine gute Tochter bist . . ."

Die Ermüdung gewann wieder die Oberhand; die Stimme der Bäuerin erlosch; ihre Augen schlossen sich wieder, und wie zuvor sank sie an den warmen Ofen und in die Kissen zurück... „Wenn nur der Vater käm' . . ." murmelte sie halblaut im Entschlummern.

„Ich hab' ihm die Post thun lassen, wie Du's verlangt hast," antwortete Vefi mit gedämpfter Stimme... „aber er muß nicht fortgekonnt haben, sonst wär' er wohl schon da. Heut' ist's auch wohl schon zu spät', heut dürfen wir ihn nicht mehr erwarten . . ."

Die Kranke hörte das nicht mehr, sie lag im Zustande der Abspannung, und das Mädchen, ihre Hände haltend, blieb noch einige Augenblicke vor ihr knie'n,

als wollte sie die kurze Ruhe nicht durch irgend eine rasche Bewegung unterbrechen oder gefährden.

Mit einmal horchte sie hoch auf, und über das schwachbeleuchtete Gesicht flog rasche Röthe. Dann erhob sie sich sachte, ließ behutsam die Hände der Mutter auf die Kissen gleiten und schlüpfte lautlos an das Fenster. Der Schlag eines Finken, wie er im Auswärts lockt, war durch die Nacht hörbar geworden — und trotz des tief hereingebrochenen Nachtdunkels ließ sich an der Umzäunung des kleinen Vorgärtchens am Hause die Gestalt eines Mannes erkennen, der nach dem dämmernden Fenster empor sah.

Geräuschlos öffnete sich das Fenster; Vefi's weiße Hand winkte dem Harrenden einen Gruß zu. „Seit wann ist denn das der Brauch," flüsterte sie hinunter, „daß die Finken bei der Nacht schlagen?"

„Der Fink singt, wie's Tag wird," flüsterte es entgegen; „das Licht da droben muß ihn verführt haben!"

„Der arme Narr ist wohl blind," kicherte das Mädchen, „weil er den Tag und ein Nachtlicht nicht auseinander kennt?"

„Das ist nichts Seltsames bei den Finken," antwortete der Bursche, „Du weißt wohl, daß man sie

blendet, damit sie nicht mehr wissen, wie sie im Jahr sind, und in Einem fort singen . . ."

„Das ist grausam," sagte Vefi, „aber es hat doch sein Gutes. Man braucht sich nicht zu fürchten, daß es dem Vogel so unter der Hand einfällt, davon zu fliegen und sich ein anderes Quartier zu suchen."

„Wenn er in dem rechten Quartier ist," lautete die Antwort, so fliegt er nicht fort, und wenn Du ihm alle Thürl'n im Käfig offen stehen läßt . . ."

„Da müßt' man sich halt," lachte Vefi, „um einen tüchtigen Bildschnitzer umschau'n, der einen recht schönen Käfig zusammenschnitzeln thät . . . Kannst Du mir vielleicht einen verrathen?"

„Ich wollt' wohl," entgegnete der Bursche, „aber ich möcht' zuvor auch das Fleckel kennen, wo der Käfig stehen soll . . . Wie wär's. . . ."

Der Bursche wurde unterbrochen, denn ein schwerer Stein, mit aller Gewalt geschleudert, fiel neben ihm nieder. „Himmelsacrament," schrie zugleich eine rauhe, zürnende Stimme, und ein Mann sprang von der nächsten Straßenecke gegen das Haus hinzu. „Wer untersteht sich da, an's Kammerfenster zu gehen? Wer ist der Kerl, daß ich ihm das Genick brechen kann?"

Es war die Stimme des Holzgrafen. Wie er die

Umzäunung und das Haus erreichte, traf er Niemand mehr; der Bursche hatte sich leicht und schnell über die Planke eines benachbarten Gartens geschwungen, und das Fenster schaute so trübselig herunter, als ob es sich nie zu so zärtlichem Geplauder geöffnet hätte.

Der Holzgraf stürmte die Stiege hinan; im nächsten Augenblicke wurde die Thüre der Oberstube aufgestoßen und schlug schmetternd an die Wand, daß die Bäuerin erschreckt und schreiend aus dem Schlummer auffuhr. „Heilige Mutter von Ettal!“ rief sie bebend, „Was ist denn passirt . . .?“ Sie hatte sich aufgerafft und blickte mit geisterhaft aufgerissenen Augen in das zornglühende Angesicht des Bauers. Du bist's, Korby?“ stammelte sie dann, „Du kommst noch bei sinkender Nacht?“

Der Bauer erwiderte nicht sogleich; er ließ die rollenden Augen auf der Mutter und auf der Tochter hin und her gleiten, welche weiß wie ein Tuch, aber aufrecht ihm gegenüber stand und ihm fest in die Augen sah. „Ja, ich bin's!“ schrie er dann. „Habt mich nit mehr erwartet heut? Bin ich Euch über den Hals gekommen, wie der Spitzwürfel dem armen Sünder? Ich muß wohl bei sinkender Nacht kommen, damit ich die saubere Aufführung erfahre, die man hier vollbringt.“

Die Bäuerin griff sich wie fragend an die schmerzende Stirn, schüttelte den Kopf und sagte: „Ich versteh' Dich nit, Korby . . . was hast Du denn?"

„Wenn Du's nit weißt," polterte der Mann, „dann schau die an, die vor Dir da steht wie das böse Gewissen selbst! Ich bin von der Stadt hereingekommen und hab' gleich wieder eingespannt, wie mir Deine Post ist ausgericht' worden, und ich bin gerad' recht gekommen. Ich hab' die Gäul' nur schnell beim Wirth drüben eingestellt, und bin herüber zu Dir — wie ich an's Haus herkomm', hab' ich gemeint, der Blitz müßt' mich in den Erdboden hineinschlagen . . ."

Die Kranke hatte nicht mehr vermocht, sich aufrecht zu halten, und war wieder auf das Lager am Ofen zurückgesunken. Auch sie starrte jetzt fest und angstvoll auf das noch immer unbeweglich dastehende Mädchen. „Was war's denn?" flüsterte sie kaum hörbar.

„Was es war?" rief der Bauer und seine Stimme milderte sich unwillkührlich . . . „O Vefi, Vefi — daß Du mir das anthun kannst . . . daß ich so was an Dir erleben muß? An der Einzigen, die meine Freud' gewesen ist und meine Hoffnung. Am Fenster

Umzäunung und das Haus erreichte, traf er Niemand mehr; der Bursche hatte sich leicht und schnell über die Planke eines benachbarten Gartens geschwungen, und das Fenster schaute so trübselig herunter, als ob es sich nie zu so zärtlichem Geplauder geöffnet hätte.

Der Holzgraf stürmte die Stiege hinan; im nächsten Augenblicke wurde die Thüre der Oberstube aufgestoßen und schlug schmetternd an die Wand, daß die Bäuerin erschreckt und schreiend aus dem Schlummer auffuhr. „Heilige Mutter von Ettal!“ rief sie bebend, „Was ist denn passirt . . .?“ Sie hatte sich aufgerafft und blickte mit geisterhaft aufgerissenen Augen in das zornglühende Angesicht des Bauers. Du bist's, Korby?“ stammelte sie dann, „Du kommst noch bei sinkender Nacht?“

Der Bauer erwiderte nicht sogleich; er ließ die rollenden Augen auf der Mutter und auf der Tochter hin und her gleiten, welche weiß wie ein Tuch, aber aufrecht ihm gegenüber stand und ihm fest in die Augen sah. „Ja, ich bin's!“ schrie er dann. „Habt mich nit mehr erwartet heut? Bin ich Euch über den Hals gekommen, wie der Spitzwürfel dem armen Sünder? Ich muß wohl bei sinkender Nacht kommen, damit ich die saubere Aufführung erfahre, die man hier vollbringt.“

Die Bäuerin griff sich wie fragend an die schmerzende Stirn, schüttelte den Kopf und sagte: „Ich versteh' Dich nit, Korby . . . was hast Du denn?"

„Wenn Du's nit weißt," polterte der Mann, „dann schau die an, die vor Dir da steht wie das böse Gewissen selbst! Ich bin von der Stadt hereingekommen und hab' gleich wieder eingespannt, wie mir Deine Post ist ausgericht' worden, und ich bin gerad' recht gekommen. Ich hab' die Gäul' nur schnell beim Wirth drüben eingestellt, und bin herüber zu Dir — wie ich an's Haus herkomm', hab' ich gemeint, der Blitz müßt' mich in den Erdboden hineinschlagen . . ."

Die Kranke hatte nicht mehr vermocht, sich aufrecht zu halten, und war wieder auf das Lager am Ofen zurückgesunken. Auch sie starrte jetzt fest und angstvoll auf das noch immer unbeweglich dastehende Mädchen. „Was war's denn?" flüsterte sie kaum hörbar.

„Was es war?" rief der Bauer und seine Stimme milderte sich unwillkührlich . . . „O Vesi, Vesi — daß Du mir das anthun kannst . . . daß ich so was an Dir erleben muß? An der Einzigen, die meine Freud' gewesen ist und meine Hoffnung. Am Fenster

hab' ich sie angetroffen, Weib, und drunten einen Burschen, mit dem sie schön gethan hat . . ."

Vefi schien jetzt wieder Leben zu bekommen. Sie trat zu der Mutter hin, strich ihr mit der Hand beruhigend über die Stirn und sagte mit zärtlichem Tone: „Mach' Dir keine Sorg' um mich, Mutter — es war nichts Unrechtes — es war nur der Domini — mit dem hab' ich ein paar Wörteln aus dem Fenster geredt . . ."

„So? Das ist nichts Unrechtes?" schrie der Bauer wieder auffahrend. „Und die Mutter findet wohl auch nichts Unrechtes darin, weil sie nichts sagt? Wer ist dann der Domini, mit dem Du so ungenirt bei eitler Nacht zum Fenster hinaus discurirst?"

Vefi ging zu ihrem Vater hin, faßte die Eine Hand, die er ihr nicht lassen wollte, dann aber doch wie widerstrebend ließ: der Blick des Mädchens hatte eine eigene Macht über ihn. „Ich will Dir wohl sagen, Vater," begann sie, „wer der Domini ist. Ich hätt' es Dir morgen gesagt, denn heut haben wir Dich nit mehr erwartet; ich hätt' es Dir schon vor sechs Wochen gesagt, wenn Du zu uns gekommen wärst. Der Domini ist der Bursch, den ich so lieb hab' wie

mein Leben und den ich mir zum Mann ausgesucht hab' . . ."

Der Bauer, dunkelrothen Zorn im Gesicht, hob die Faust über Vefi zum vernichtenden Schlage — dann schlug er sich selbst damit vor die Stirn und brach, sich in einen Stuhl werfend, in wildes erschreckendes Gelächter aus. „So," rief er, „hat sich das Töchterl einen Mann ausgesucht? Und die Mutter hat fein mitgeholfen und gekuppelt? Und der Vater erfährt's, weil man ihm's doch nicht mehr verschweigen kann, und soll fein auch geduldig Ja dazu sagen? Na ja — recht gern! Warum denn nicht? Aber zuerst möcht' ich doch wissen, wer der Schwiegersohn ist, den Ihr mir ausgesucht habt . . ."

„Das versteht sich, Vater," sagte Vefi, so ruhig wie zuvor. „Es ist der bravste Bursch in ganz Oberammergau, der Sohn von dem wackern Mann, der im vorigen Jahr im Hochwasser zu Grund gegangen ist, wie er die zwei Kinder aus der Ammer geholt hat, der Bildschnitzer Domini . . ."

Der Bauer brach wieder in sein wüstes Lachen aus. „Ist das die Möglichkeit?" schrie er. „Der Tagwerkerbub, der Tafelschmierer, der Bettelmann soll mein Schwiegersohn werden? Thät's ihm wohl, sich

in das reiche warme Nest hineinzusetzen, das ich zusammengetragen hab'? Nein, da habt Ihr Euch verrechnet alle Zwei ... die Leut' heißen mich den Holzgrafen und meinen, sie thun mir einen Spott an damit — aber sie haben Recht, ohne daß sie's wissen... ich bin so gut ein Graf wie ein Anderer! Das Geld hab' ich dazu und den Grafen-Sinn dazu hab' ich auch, das sollt Ihr erfahren! In mein Haus kommt kein Anderer, meine Tochter kriegt mit meinem Willen kein Anderer — als den ich ausgesucht hab', und der sich neben den Holzgrafen hinstellen kann an Geld und Sinn — dabei bleibt's, so gewiß als ich Korbinian Loder heiße, und eh' ich davon abgeh' und mich abspenstig machen lass', eher jag' ich Weib und Tochter aus dem Haus' — eher will ich meinen Hof um ein Spottgeld verkaufen und den Ammergauern die Freude machen, daß sie den Holzgrafen in Taglohn arbeiten sehn!"

Vefi war von den strengen Worten des Vaters ergriffen, aber sie zeigte es durch nichts Anderes, als daß sie die Unterlippe zwischen die Zähne klemmte. Die Bäuerin hatte das Angesicht in's Kissen verborgen und schluchzte bitterlich. „O Korby, Korby, versündige Dich nit in Deinem Hochmuth," rief sie, die schwache

Stimme anstrengend. „Wir sind den Leuten ohnehin schon genug verhaßt! Wenn ich's doch vor meinem End' erbitten könnt' von Gott, daß er Dein hartes Herz erweicht, — aber Du hast Dich ganz von ihm abgewend't... Du hast das Beten verlernt, und seit Du den unglücklichen Holzhandel angefangen hast, ist der Hochmuth völlig Herr geworden über Deine arme Seel . . ."

„Sei still davon, Betschwester," schrie sie der Bauer an. „Was hab' ich von der Frömmigkeit, wenn sie die Mutter dazu bringt, daß sie der Tochter bei ihren Liebschaften hilft! Wenn die leichtsinnige Dirn sich dem Bettelbuben an den Hals wirft, glaubst Du, daß ich's wegbeten kann?"

„O Korby, schänd' Dich nit selbst, wenn Du mich und Dein eignes Fleisch und Blut so verleumdest! Ich bin nit entgegen gewesen, weil der Domini wirklich der bravste Bursch ist im ganzen Dorf, weil sie sich alle zwei in Ehren lieb haben von Herzensgrund, und weil ich glaub', daß sie gut auskommen und einmal glücklich sind mit einander. Wie hoch willst mit dem Mädel hinaus? Den Hof kannst ihr doch nit geben, den mußt Du dem Martin aufheben, der ja wohl mit der Gottes Gnad' wieder heim kommen wird aus'm Feld — warum willst der Vefi nit erlauben, daß sie

den Mann bekommt, den sie einmal in's Herz geschlossen hat?"

„Weil ich mich auf solche Schwachheiten nit einlaß und weil ich den Verstand haben muß für alle Drei!" entgegnete der Bauer grob ... „Aber ganz Unrecht hast Du doch nicht. Noch ist ja dem Faß der Boden nicht aus ... ich kann's noch einmal im Guten probiren. Komm her zu mir, Vefi ..."

Das Mädchen trat vor den Stuhl, auf dem er saß. Er sah ihr fest in's Gesicht und sagte um vieles milder: „Thu' mir das nicht an, Vefi. Du weißt es am besten, ich hab' Dich alleweil lieb gehabt, weil Du ein festes entschlossenes Gemüth hast, wie ich selber — wend's nit gegen mich, gegen Dein' Vater! Laß den Burschen laufen: es ist nichts an ihm, glaub' mir's, und wenn's Dich jetzt hart ankommt, thu's mir zu lieb ... Du wirst es bald überbeizt haben ... Ich nehm' Dich mit in die Stadt nach München, Du darfst Dir kaufen, was nur Deinen Augen gefallt — aber nit wahr, Du gibst den Burschen auf? Du willst ihn nit mehr sehn, nit mehr mit ihm reden, willst ihn vergessen — nit wahr, Du versprichst mir das, Vefi?"

Einen Augenblick trat Stille ein; Beider Augen

ruhten in einander; Jedes hielt den gespannten Blick des Andern aus.

„Nein, Vater," sagte Vefi dann halblaut und mit bebender Stimme. „Das mußt Du nit von mir verlangen, das kann ich Dir nit versprechen . . ."

„Vefi . . ." sagte der Bauer, und auch seine Stimme bebte in Zorn und Erregung . . . „Vefi, sag' nicht so, wenn Dein Vater Dich bitt' . . ."

„Ich kann nit," erwiderte sie, indem sie vor dem finster blickenden Manne wie unwillkührlich auf die Kniee sank . . . „Wenn Du mich gern hast, so verlang' Alles von Deiner Vefi, Vater — nur das Einzige nit, daß ich den Domini lassen und vergessen soll! Es wär' eine Lüg', wenn ich's thät, denn ich weiß doch voraus, daß ich's nit halten könnt' — und eine Sünd' wär's auch, denn ich hab' es dem Domini schon zuvor versprochen, daß ich ihn gern haben und keinen Andern nehmen will, als ihn . . ."

„Also Du willst nit?" rief der Bauer, indem er aufzustehn versuchte. Als das Mädchen schwieg und regungslos in der knieenden Stellung blieb, sprang er ungestüm vollends auf und stieß sie mit dem Fuße vor die Brust, daß sie rücklings zu Boden fiel und das gelöste Haar weit auseinander rollte. Sie gab keinen

Laut von sich, auch als der Wüthende über sie herfiel, sie bei den Haaren faßte und in blindem Zorn am Boden hinzuschleppen begann.

Die Mutter schrie laut und kreischend auf, sie wollte hinzu, wollte dem mißhandelten Mädchen zu Hülfe kommen — aber sie vermochte es nicht, die zitternden Kniee versagten ihr den Dienst . . . „Laß sie los, Korby," schrie sie außer sich . . . „Thu' ihr nichts zu Leid . . . es ist mein Kind! . . . Heilige Mutter von Ettal — denk', was Du mir versprochen hast, Korby — denk' an den Andreastag!"

Als ob dies Wort ein Blitz gewesen, der seinen Arm gelähmt hätte, ließ der Bauer das Mädchen los, das sich schweigend vom Boden erhob, schweigend das zerrüttete Haar in Ordnung brachte und sich dann in einen Winkel setzte, die thränenlosen Augen in den aufgelegten Armen verbergend. Auch der Bauer sprach nichts; er ging mit mächtigen Schritten in der Stube auf und ab, und focht mit den Händen vor sich hin. Die Kranke lehnte an ihren Kissen, und ihre eingefallnen Wangen brannten fieberisch roth.

Nach einer Weile blieb der Bauer vor ihr stehn. „Wie ist Dir, Margareth?" fragte er mit erzwungener Gelassenheit.

„Ach, nit gut, Korby,“ antwortete sie, „Du brauchst nimmer lang Geduld zu haben mit mir . . .“

„Davon ist nicht die Red’,“ murrte er. „Bist Du stark genug, daß Du reisen kannst?“

„Wenn’s Dir ein Gefallen ist, will ich mich zusammennehmen, daß ich’s kann . . .“

„So richte Dich zusammen. Sag’ es auch — Deiner Tochter, daß sie sich fertig macht. Nehmt nur das Nöthigste mit, alles Andre kann nachkommen. Wir fahren in einer halben Stunde weg . . .“

„. . . Ohne daß Du mir sagst, wohin?“

„Wohin! Nach Haus! Auf den Durnerhof! Ich will der Hacken einen Stiel machen, und für Dich ist’s in der warmen Jahreszeit auf dem Hof auch gesünder, als in dem kalten Nest . . .“

„Nach Haus also? Gern, Korby — ich hab’ mir’s schon lange gewünscht . . . ich mein’, ich könnt’ viel ruhiger sterben dort . . . aber warum heute Nacht noch? Hat’s nicht bis morgen Zeit?“

„Nein,“ rief der Bauer mit wieder durchblitzender Heftigkeit, „heut Nacht noch muß es sein! Ich will nit, daß es bis morgen im ganzen Dorf herum ist, und daß wir hinausfahren, als wenn wir Spießruthen liefen . . .“

„Dann soll es sein, wie Du's haben willst, Korby."

— Nach einer Stunde rollte das Fuhrwerk des Holzgrafen wieder in der Nacht durch die Ammergauer Dorfgasse dahin. Vefi kauerte auf einem eigens bereiteten Sitz neben der in Tücher und Betten eingehüllten Mutter, der Vater saß auf dem Vordersitz und kutschirte.

Niemand begegnete ihnen, bis sie um die Ecke bogen, wo ihnen die hellbeleuchteten Erkerfenster des Sternwirthshauses entgegen schimmerten. Auf der Straße standen Leute, dicht gedrängt; eine wichtige Nachricht hatte sie noch so spät aus Häusern und Betten gerufen. Der Holzgraf war wider Willen genöthigt, langsamer zu fahren, und konnte sich dem Gespräche der Umstehenden nicht verschließen.

„Also ist es wirklich wahr, Nachbar Zwink?" fragte ein neu Herzueilender. „Sie sind da und haben gute Nachrichten?"

„Ja," rief der Angeredete, „es ist Alles wahr! Sie sind da, Sie haben mit dem König selber geredet — er hat's erlaubt, der Passion darf gespielt werden! Hört Ihr? Da droben sind sie alle beisammen — da kann man nicht mehr zweifeln . . ."

Aus den Fenstern des Sternwirthshauses erscholl

jetzt Gläsergeklirr, und ein dreimaliges Hoch für Maximilian Joseph, den König „mit dem besten Herzen!"

Mit einem halblauten Fluche hieb der Holzgraf auf seine Pferde ein und sauste davon.

2.

Wenige Wochen später lag ein heller, warmer Vormittag auf dem engen und in seinem Wiesenreichthum höchst anmuthig grünen Graswanger-Thal. Der Himmel ruhte über den waldigen und felskahlen Bergrücken wie ein blaues Glasgewölbe und schloß mit denselben das Thal zu einer Insel auf festem Lande ab, als wenn darin das Glück so recht daheim sein und nirgends einen Weg finden sollte zu entfliehn. Wer damals auf dem schmalen Sträßchen an den Berghängen hinwanderte und den stattlichen Bauernhof von der Anhöhe herunter winken sah, der hätte sich gewiß ein solches Besitzthum gewünscht und hätte gemeint, es könne nicht fehlen, da droben müßten frohe und zufriedene Menschen hausen!

Der Durnerhof lag auch so wunderschön und freundlich, daß man glauben konnte, bei der Erbauung müsse

nicht sowohl ein Bauer den Grundriß gemacht haben, sondern ein Landschaftsmaler oder sonst Einer, der den Naturschönheiten nachkriecht oder nachsteigt in den Bergen. Das ansehnliche Gebäude mit weißgetünchtem gemauerten Erdgeschoß, mit dem wetterbraunen Holzgebälke der obern Räume und dem breiten steinbeschwerten Dache lag an sanft ansteigender Anhöhe auf einer kleinen grasigen Hochebene, nach Morgen und Mittag der Sonne geöffnet, gegen den rauhen Norden und den kalten Westen aber durch einen hohen waldigen Berg gedeckt, der das liebliche Asyl in seinen Schutz genommen zu haben schien, wie ein Vater das zu ihm geflüchtete Kind auf seinem Schooß und zwischen seinen Knieen verbirgt. Der grüne, mit Bäumen bewachsene Abhang senkte sich nach drei Seiten allmählich und angenehm gegen den Thalgrund herab, an der vierten, der Straße zugewendeten Seite stürzte er plötzlich in eine senkrechte thurmhohe Felswand ab, an deren Fuß Gebüsch und Trümmer erkennen ließen, daß hier einmal ein Steinbruch betrieben worden war. Dadurch ward der Anblick des Hofes noch eigenthümlicher; was aber den angenehmen Eindruck desselben vollendete, war ein mächtiger alter Thurm, mit einer Mauerkrone auf seiner Rundung, der über der Fels-

wand und so unter Bäumen verdeckt stand, daß er zum Gehöfte selbst zu gehören schien. Dadurch gewann dasselbe das Ansehn einer Burg, wie denn auch Mancher wissen wollte, daß da einmal ein Ritterschloß gestanden und der Durnerhof dann in die Trümmer hineingebaut worden sei. Wieder Andre meinten aber, der runde Thurm mit seinen ungeheuren Quadern müsse noch viel älter sein und aus der Zeit herstammen, in welcher die Römer überall in deutschen Landen ihre Wartburgen und Castelle hingebaut hatten.

Auch beim nähern Hinzutreten erfüllte der Durnerhof, was sein Anblick von der Ferne versprochen hatte, denn überall waren die Spuren jener Ordnung und reichen Bequemlichkeit sichtbar, welche die Folge und Begleitung der Wohlhabenheit sind. Alle Bäume waren an schöne Pfähle zierlich aufgebunden, alle Wege zum Gehöfte und um dasselbe herum waren sauber und reinlich, nirgends wurde Unrath oder am ungehörigen Orte ein Stück Werkzeug sichtbar. Das Haus selbst stimmte damit vollkommen überein; Alles darin spiegelte und glänzte, und die von den bäuerlichen Gewohnheiten der Umgebung äußerlich in nichts abweichende Einrichtung unterschied sich doch dadurch, daß Alles aus feinern Holzarten gefertigt und mit bessern Stoffen be-

kleidet war. Der meiste und überraschendste Aufwand hatte stattgefunden, um den alten Thurm wieder herzustellen und ein paar Gelasse desselben wohnlich zu machen. Die Gemächer darin waren natürlich nur eng, aber sie boten in ihrer ungesuchten und darum mit dem alterthümlichen Wesen des Gebäudes übereinstimmenden Einrichtung und Ausschmückung einen Aufenthalt, wie ihn die Einbildungskraft eines Künstlers oder Dichters nur ersinnen konnte, als stillen Zufluchtsort für die stillen Stunden ihrer Schöpferzeit. Es sprach aus Allem ein entschiedener Sinn, ein bestimmter Wille des Ungewöhnlichen und Bessern, nicht ohne unverkennbare Zeichen des Bestrebens, mit Beidem zu prunken. Der letztere Umstand und die ungewöhnliche Stille und Einsamkeit des Ganzen mochte Ursache sein, daß sich bei längerem Verweilen zuletzt das Gefühl eines erkünstelten Zustandes und damit das Unbehagen einstellt, welches unvermeidlich ist, wo eine wenn auch an sich tüchtige Kraft bestrebt ist, über das hinauszugehn, was sie sein soll und sein kann. Ueber aller Fülle des Besitzes und allem Schmuck lagerte daher etwas, was die wahre innere Freudigkeit nicht aufkommen ließ: man konnte die Bewohner beneiden, aber man fühlte zugleich, daß in dem steten hastigen Schaffen

und Bessern das Pflänzchen nicht zu wurzeln vermocht hatte, das vor Allem eine stille, möglichst unveränderte Scholle bedarf — die Zufriedenheit.

Wer daran noch gezweifelt hätte, mußte sich überzeugen, wenn er an diesem Morgen in die große Wohnstube des Erdgeschosses getreten wäre und die abgehärmte Miene beobachtet hätte, mit welcher die Bäuerin an dem glänzend gescheuerten großen Ecktisch saß. Der Aufenthalt in der frischen, würzigen Gebirgsluft hatte ihr unverkennbar gut gethan, aber dennoch zeigte ihr Aussehn, daß es den Keim des Uebels in ihr nicht zu entfernen, sondern höchstens seine zerstörende Entwicklung um einige Pulsschläge aufzuhalten vermocht hatte. Ihr Gesicht und die magern Hände waren mit jener leuchtenden Blässe bedeckt, womit die Auszehrung ihr Opfer zu schmücken pflegt. Das Lämpchen brannte noch, selbst heller als zuvor, aber es zehrte an den letzten Tropfen der Lebenskraft, und ein rascher Luftzug schien genügend, es plötzlich zu erlöschen.

Die Bäuerin war vollständig in tiefes Schwarz gekleidet; sie hätte nur die Augen zu schließen gebraucht, um für eine Todte zu gelten. Vor ihr lag ein großes Buch, — es mochte wohl Pater Kochem's

goldner Himmelsschlüssel sein; die Frau sah vor sich hin, und es war zweifelhaft, ob sie las oder den Worten des neben ihr sitzenden Mannes zuhörte.

Es war dies eine große Gestalt, deren Haltung mit dem mächtigen, wohlgepflegten Schnurr- und Knebelbart den alten Soldaten verrieth, auch wenn das rothe Band im Knopfloch ihn nicht als solchen bezeichnet hätte.

Der Mann erhob sich jetzt. „Und so müßt Ihr Euch in Gottes Namen mit dem Gedanken trösten, Frau Loderin," sagte er, „daß Euer Martin dem Rufe unseres Königs getreu auf dem Felde der Ehre gefallen ist als ein braver Soldat und tüchtiger Chevauxleger. Ich hab' gewußt, daß Ihr nicht hinunter könnt in die Kirche, wo heute die Seelenmessen für ihn gelesen werden, und da hab' ich's für meine Schuldigkeit gehalten, zu Euch herauf zu gehen und Euch ein tröstliches Wort zu sagen als sein alter Wachtmeister und Kriegscamerad . . ."

„Das ist ein trauriger Trost für ein Mutterherz," erwiderte die Frau tief aufseufzend.

„Ich kann mir das wohl vorstellen," sagte der Wachtmeister, „und doch ist's ein Trost, Frau Loderin, wenn man Eins von den Seinigen hat verlieren

müssen und ihm nachsagen kann, daß es brav gewesen ist bis an sein Ende. Und brav ist der Martin gewesen, das muß ihm sein Feind nachsagen — ich hab' ihn wohl gesehen, wie wir Anno Fünfe im Mährischen bei Iglau unter Wrede gegen die österreichischen Batterien ansprengten und das Kartätschenfeuer gar manchen Sattel fegte, als wenn nie ein Reiter darauf gesessen wäre . . . da ist der Martin nicht gewichen und gewankt von meiner Seite und hätte das rothe Bändl, das ich dafür bekommen habe von Napoleon, so gut verdient wie ich! Ich habe mir dort den Rest geholt und muß nun als Invalid abwarten, bis zum letzten Abmarsch geblasen wird — der Martin hat noch mitgemacht, bis ihn Anno Neune eine Tyrolerkugel getroffen hat, bei Schwaz! Man hat's nicht sicher gewußt seither, was mit ihm geschehen ist — er war eben verschwunden, und es hat nicht an bösen Zungen gefehlt, die gesagt haben, er habe die Verwirrung benützt und sei desertirt. . . . Ich aber hab' ihn bei der Attaque von Iglau gesehen und hab' es immer gesagt: das kann nicht sein, und ich hab' Recht behalten! Jetzt nach zwei Jahren ist's heraus, das ihn die Tyroler verschleppt und vergraben hatten, und darum ist's doch ein Trost, Loderin, daß er nicht schimpflich

vor dem Feind desertirt, sondern als ein ehrlicher Soldat geblieben ist . . ."

Ueber die hohlen Wangen der Bäuerin kugelten ein paar große Thränen. „Ja, das hab' ich auch gewußt," sagte sie, „daß mein Martin brav bleiben wird sein Lebtag — aber um so härter ist's, daß ich ihn verloren hab', und es hätte nicht sein müssen! Er hätt' nit hinaus gemußt in den leidigen Krieg — aber der Unfrieden im Haus hat auch ihn hinaus getrieben! Er ist das erste Opfer gewesen, und so wird's fortgehen, bis wir Alle zu Grunde gegangen sind!"

Der Wachtmeister sah die Bäuerin mit bedenklichen Blicken an. „Weil Ihr es selber sagt, Durnerbäuerin," bemerkte er, „muß es wohl so sein! Es ist also wirklich wahr, was man erzählt, daß Vater und Sohn sich nicht haben vertragen können und daß der Sohn die Hand aufgehoben hat gegen den Vater . . ."

Die Bäuerin machte eine rasche abwehrende Bewegung.

„Gut, gut, ich verstehe," rief der Wachtmeister, „es läßt sich denken, daß man von so etwas nicht gerne spricht. Ich wollt' Euch wünschen, daß Ihr es zu Stande brächtet, den Stolz und Uebermuth Eures Mannes zu brechen . . . es kann kein gutes Ende

nehmen, wenn es so fort geht! Wißt Ihr denn gar nicht, was ihn so verstockt und so bitterbös gemacht hat? . . . die Leut' sagen, er soll einmal ganz anders gewesen sein in seiner Jugend."

Die Bäuerin antwortete mit sichtbarem Widerstreben. „Ich weiß es nur allzugut — aber ich hab' es meinem Mann versprechen müssen, daß es niemals über meine Lippen kommen soll! . . . Es ist ja doch möglich, daß er sich ändert, . . . er ist ja doch heute nach Ammergau hinein zu dem Seelgottesdienst von unserm Martin!"

„Hoffen wir also!" sagte der Wachtmeister. „Solltet Ihr aber einmal auf einen Freund anstehen, so vergeßt den Chevauxlegers-Wachtmeister Georg Luipold nicht! Und damit Gott befohlen, und noch einmal — tröstet Euch! Wer weiß, ob Euch nicht noch Schlimmeres bevorgestanden, wenn der Martin länger gelebt hätte. Es kommt mir vor, als hätte der Frieden schon wieder die längste Zeit gedauert und als würde das Jahr 1812 in gar manches Haus viel größeres Leidweisen bringen, als Ihr erlebt habt! Ich habe jetzt freie Zeit genug, um zu sinniren und zu beobachten und die Grabschrift auszustudiren, die man mir einmal auf meinen Leichenstein setzen soll . . .

Da kommt es mir in meinen Betrachtungen oft vor, als sollt' es von der Franzosenherrschaft auch bald heißen, daß der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht, und als wäre die Zeit nicht mehr fern, wo die Deutschen, statt auf einander loszuschlagen, miteinander auf die Franzosen losdreschen . . . aber das wird Blut kosten, viel Blut, und da werden noch viele tausend Mütter zu weinen bekommen, wie Ihr weint!"

Das Geräusch eines heranrollenden Wagens unterbrach den Redefluß des warm gewordenen Veteranen. Durch die Fenster sah man den Durnerbauer ankommen, in städtischer Chaise, von einem Knechte im Sonntagsstaate kutschirt, und Besi neben ihm auf dem weich gepolsterten Rücksitz, ebenfalls in tiefe Trauer gekleidet. Sie sah in dem dunkeln Anzug und mit der leidenden Blässe des Gesichts ungemein lieblich aus, denn es war dadurch etwas Weicheres in ihre sonst ein wenig strenger gewordenen Züge gekommen. Auf dem Antlitz des Holzgrafen dagegen lagerte es desto finsterer.

Während Beide in den Hausgang traten, machte sich der Knecht daran die Pferde auszuschirren. Er streichelte die schönen Thiere, indem er ihnen behutsam die Stränge über'm Rücken zusammenknüpfte, und

brummte dazu unwillig vor sich hin. Eine Dirne, die unter die Thür des Kuhstalls getreten war, um das stattliche Gespann und Vesi's reichen Anzug zu bewundern, rief ihm zu. „Was hast denn, Matthies?“ sagte sie, „Du thust ja mit Deine Gäul', als wenn Du sie das letzte Mal ausschirren thätst!“

„Es wird auch bald das letzte Mal sein,“ erwiderte der Knecht. „Zu Michaeli sag' ich dem Bauern auf, ich mag nit mehr bleiben in dem unchristlichen Haus!“

„Wie Du so reden magst,“ rief die Magd, „und kommst justament aus der Kirchen zurück!“

„Ja, ich komm' schön aus der Kirchen,“ war die Antwort. „Wir sind hingefahren bis an die Gottesackerthür, und die Vesi ist hinein in die Kirchen; der Bauer aber ist sitzen geblieben, und wie drin die Orgel angegangen ist, sind wir wieder weiter gefahren, als wenn der böse Feind hinter uns wär' . . .“

„Aber das ist doch merkwürdig — und wohin denn?“

„Es ist zum Lachen! Nach Unterammergau hinüber. „Ich hab' ein wichtiges Geschäft dort beim Hunterwirth, das kein' Aufschub hat,“ hat er gesagt... und was war das wichtige Geschäft? Er hat sich

eine Flasche Wein geben lassen, und ist dahinter gesessen und hat kein Wort geredt, sondern immer vor sich hingeschaut auf Einen Fleck . . . und zuletzt hat er den Wirth gefragt, er möcht' ein neues schönes Pferdegeschirr haben, ob er ihm keins verrathen könnt... Da hab' ich mir's vorgenommen, so gern ich die Prachtgäul' hab' — ich bleibe nit länger mehr in dem Haus, als ich bleiben muß . . ." Damit verschwand er sammt den Pferden in der Stallthüre.

Der Bauer war indeß mit Vefi in die Stube getreten, von dem Wachtmeister und der Bäuerin begrüßt, welche ihm den Grund mittheilte, weshalb dieser auf dem Durnerhofe eingesprochen hatte. Er erwiderte nur kurz, und die Bäuerin, welche ihn zu gut kannte, um nicht zu sehn, daß ihm etwas Unangenehmes begegnet sein mußte, hielt es für das Gerathenste, wenn er Anlaß bekäme, sich auszusprechen. Sie fragte nach der Ursache seines Unmuths.

„Ach was!" rief er, „es ist nicht der Mühe werth, aber ich habe mich doch geärgert über den miserablen Kerl, den Friedl von Eschenlohe. Kommt auf mich zu mit dem Weinglas und will mit mir anstoßen und lobt meinen schönen Hof, und wenn er mir feil wär', wollt' er mir gleich dreißigtausend Gulden

dafür auf den Tisch hinlegen! Himmelsacrament — Ein solches Schandgebot für einen schuldenfreien Hof, wie der meinige, der unter Brüdern seine fünfzig werth ist . . ."

„Du mußt Dich darüber nit ärgern," begütigte die Bäuerin, „der Mann muß nit nüchtern gewesen sein . . . aber wie bist Du denn mit ihm beim Wein zusammengekommen? Bist Du denn nicht in der Kirche gewesen, im Seelengottesdienst?"

„Ich hab' ein dringendes Geschäft gehabt, drüben in Unterammergau," war die Antwort, „und wie ich zurückgekommen bin, war's schon zu spät . . ." Dabei hatte er sich mit dem Gesichte gegen die Wand gewendet und nahm den dort hängenden Doppelstutzen mit Jagdranzen herab.

Die Bäuerin sah ihm entsetzt, der Wachtmeister befremdet zu. „Also Du bist nit in der Kirche gewesen!" jammerte sie. „Und was hast jetzt mit dem Gewehr im Sinn? Wirst doch nit auf die Jagd gehn wollen an dem Tag, wo sie Dein' einzigen Sohn in's Grab gesegnet haben? Aber freilich, warum soll'st Du nicht! Hast nit einmal Zeit gefunden zu ein' armseligen Vaterunser für Dein eignes Kind!"

„Mach' mir den Kopf nit warm," entgegnete der

Bauer, das Gewehrschloß putzend und prüfend. „Ich muß mir's aus dem Sinn schlagen, und wenn wir uns alle Zwei hinter den Tisch hinsetzen und flennen, machen wir den Buben doch nimmer lebendig.“

„Wenn Ihr mir's nicht übel nehmen wollt, daß ich ein Wort darein rede,“ begann der Wachtmeister, „so möcht' ich wohl rathen, das Jagdgehen heute bleiben zu lassen. Es ist der Leute wegen, und ein vernünftiger Mann wie Ihr, Durnerbauer, giebt den müßigen Zungen nicht gern etwas zu thun.“

Der Bauer hatte die Ladung der beiden Läufe untersucht; jetzt stieß er den Ladestock darauf und ließ ihn sich in die Hände springen. „Na, weil der Herr Wachtmeister so meint,“ sagte er dann mit einem spöttischen Seitenblick auf denselben, „und weil er doch ein so guter Freund von uns ist, will ich thun, was er haben will, und will daheim bleiben. Dann will ich aber auch gleich Ordnung machen in meinem Haus, und da ist es mir gerade recht, daß ein Zeug' und Beiständer dabei ist, wie der Herr Wachtmeister!“

Das Gewehr in den Händen behaltend, trat er an die Thüre und rief laut nach Vefi. Nach einigen Sekunden kam sie; sie war unmittelbar nach der Ankunft in ihre Kammer gegangen, hatte den Trauerstaat

abgelegt und erschien nun wieder in der gewöhnlichen Kleidung, wie man sie Tags über und zur Arbeit trägt.

„Seit Ihr wieder daheim seid, Du und die Mutter," begann der Bauer, „geht Ihr alle Beide herum, als wie verlassen und verloren; das vertrag' ich nit, das muß anders werden . . ."

„Du wirst nit klagen können, Vater," sagte Vefi, „daß etwas im Haus und im Feld nit richtig geschieht. Ich thu' meine Schuldigkeit . . ."

„Schuldigkeit?" höhnte der Bauer. „Die thut mir jede Dienstmagd für Kost und Lohn — dazu brauch' ich keine Tochter . . . aber die schiefen, verdrossenen Gesichter sind mir zuwider, und ich will ein End' machen, soll's biegen oder brechen! . . . Ich hab' nichts mehr zu Dir gesagt, Vefi, wegen Deiner dummen Bekanntschaft; ich hab' gemeint, Du sollst selber zur Einsicht kommen — jetzt ist die Sach' anders 'worden, jetzt hab' ich kein' Sohn mehr, dem ich den Hof geben könnt' — jetzt muß es mit Dir anders werden! Kurz und gut also — ich hab' das Bauernleben satt, ich zieh' nach München in die Stadt und will nur noch meinen Holzhandel treiben; drum will

ich Dir den Durnerhof übergeben, Vefi, und hab' Dir einen prächtigen Hochzeiter ausgesucht. . . ."

Vefi sah schweigend vor sich hin. „Nun," schrie er, „hast Du gar keine Antwort für mich?"

„Was soll ich sagen?" erwiderte das Mädchen. „Meine Antwort kennst Du lang'! — Du kannst und sollst nit sagen, daß ich ungehorsam bin . . . ich hab' Dir den Willen gethan und hab' seit dem letzten Abend in Ammergau mit dem Domini kein Wort mehr ge-red't — ich hab' ihn mit keinem Aug' mehr gesehn, als wenn ich's nit hab' vermeiden können, daß er mir in den Weg 'kommen ist . . . So will ich's auch für die Zukunft machen, ich will nicht verlangen, daß Du mir den Domini geben sollst — aber das muß Dir auch genug sein, Vater, und Du mußt nit von mir verlangen, daß ich ihn vergessen und mein Wort brechen sollt' . . ."

„So?" sagte der Bauer vor innerer Erregung bebend. „Du willst also den Durnerhof gar nicht? Und was soll ich denn damit anfangen, meinst?"

„Ich mein', Du sollst ihn behalten, Vater, und sollst wirthschaften wie bis jetzt, und sollst lieber den leidigen Holzhandel aufgeben! — Wenn Du aber bardu (partout) in die Stadt willst, so wirst Du wohl

einen ordentlichen Käufer finden — ich mein', es ist doch kein rechter Segen mehr auf dem Durnerhof!"

„Wo soll der Segen herkommen, wenn man mit solchen Kindern geschlagen ist!"

„O Vater, Du solltest das nit sagen — von mir ist eh' nit die Red' — aber Du solltest es um den Martin nit sagen, der noch kaum eingesegnet ist in seinem Grab . . . Was willst denn noch, Vater? Du hast den Martin verstoßen wie den verlornen Sohn . . . Du hast mir die Herzblätter aus'brochen aus mein' jungen Leben, daß die Freud' und die Lust dahin ist für alle Zeit — Vater, was willst denn noch?"

Der Bauer stand unbeweglich, er war todtenbleich bis in die Lippen hinein. „Ich — ich hab' den Burschen verstoßen?" würgte er heraus. „Hat er nit die Hand aufgehoben gegen seinen Vater?"

„Vater," entgegnete Vefi, indem sie ihn fest anblickte, „ich bin damals noch ein halbgewachsenes Mädel gewesen, aber ich weiß noch Alles, als wenn's heut gewesen wäre! Du hast ihn einen Dieb geheißen, Vater, weil er dem abgebrannten Niedergütler einen Schäffel Korn gegeben hat ohne Dein Wissen . . . da — es ist wahr — da hat er gethan,

als wenn er die Hand aufheben wollt' gegen Dich; aber er hat's nit vollführt — er hat die Hand wieder sinken lassen im Augenblick und ist fort . . . und ist seit der Stund mit keinem Fuß mehr in sein Elternhaus gekommen!"

„O Korby, Korby," jammerte die Bäuerin, „gibt's denn gar kein Mittel, Dein hartes Herz weich zu machen? . . ."

„Nein, Mutter, nein," rief Vefi, „ich hab's heut gesehn, wie der Vater nit einmal heut hinein ist in die Kirch' — wer sein Herz nit einmal vor unserm lieben Herrgott demüthigen will, der kann auch mit keinem Menschen Erbarmniß haben!"

Der Bauer bebte vor Wuth. „So was unterstehst Du Dich Deinem Vater zu sagen?" keuchte er mühsam.

„Ja, Vater," erwiderte Vefi, indem sie ruhig aufstand und sich fortzugehen anschickte. „Ich will geh'n, denn auf die Weis' kommen wir nit in's Reine, aber ich untersteh' mich doch, Dir das zu sagen — von Deinem Kind, das Dich gern hat, wenn Du's auch nicht glaubst, kann's Dich am wenigsten kränken . . . Ich sag's noch einmal, ich bitt' Dich, Vater — bet'! Zwing Dich, daß Du beten kannst, und wenn's nur

ein einzig Vaterunser ist . . . dann wollen wir weiter reden!"

„Beten soll ich?" brüllte der Bauer losbrechend. „Bet' Du selber Dein Stoßgebet, Rabenkind von einer Tochter . . . das ist Dein Letztes!"

Außer sich vor Zorn fuhr er mit dem Gewehre empor und spannte den Hahn. Der Wachtmeister, welcher ruhig seitwärts gestanden und längst einen solchen Ausbruch befürchtet hatte, fiel ihm in den Arm. Von der andern Seite hängte sich die Bäuerin an ihn, welche schon mehr einer Todten als einer Lebenden glich.

„Um Gotteswillen, Korbh, was willst Du thun?" kreischte sie voll Entsetzen. „Willst zum Mörder werden an Deinem eigenen Kind?"

Der Bauer war anzusehen wie ein gefangenes Raubthier, das sich wuthschnaubend seiner Feinde zu entledigen sucht; der Schaum trat ihm vor den Mund. Vefi allein erwartete ruhig und festen Blicks, was kommen werde.

„Denk' an den Andreastag!" rief die Bäuerin wieder und ängstlicher als zuvor.

„Soll ich mich mein' Lebtag von Euch meistern lassen, wie ein Schulbub?" tobte der Bauer. In der

nächsten Secunde hatte er mit einem riesenkräftigen Ruck das Weib von sich geschleudert, den Wachtmeister von sich gedrängt . . . und der Schuß dröhnte durch das stille Haus. — —

Ein Schrei folgte; dann war tiefes Schweigen.

Vefi stand aufrecht und unverletzt; im entscheidenden Momente hatte der Wachtmeister den Gewehrlauf in die Höhe geschlagen, daß der Schuß in die Decke fuhr.

Die Bäuerin lag am Boden hingestreckt, einige Blutstropfen auf den bläulichen Lippen — die ungeheure Aufregung hatte das zerstörte schwache Leben mit einem Ruck entwurzelt. Sie war todt.

Vefi sah es zuerst; mit einem wilden Schrei stürzte sie neben der Leiche auf die Kniee, warf sich mit Küssen und zärtlichen Worten darüber hin, und die Thränen, die ihr schon so lange in den heißen, trockenen Augen gebrannt hatten, strömten unaufhaltsam hervor.

Der Wachtmeister trat hinzu und befühlte Hände und Brust der Frau. „Da ist nicht mehr zu retten und zu helfen,“ sagte er, „die arme Frau hat's überstanden . . . aber kommt, Vefi, Euch kann noch geholfen werden! — Macht's mit Euch selber aus, Durnerbauer, was Ihr gethan habt,“ fuhr er, zu diesem gewendet fort, „vor der weltlichen Obrigkeit

werdet Ihr es nicht zu verantworten haben, denn Eure Tochter wird Euch nicht anklagen, und ich will schweigen, ihretwegen und wegen Eures braven Martin, der mein Kriegscamerad gewesen ist!" —

Damit trat er zu Vefi, suchte sie emporzuziehen und sagte: „Kommt, Vefi, Ihr seid in dem Hause nicht mehr sicher; folgt mir, ich will Euch an einen Ort bringen, wo Ihr gut aufgehoben sein sollt."

Vefi verharrte in ihrer Stellung und schüttelte mit dem Kopf. „Ich dank' schön, Herr Wachtmeister," rief sie unter Thränen, — „aber ich geh' nit fort. In das Haus gehör' ich, und da muß ich aushalten... Die Mutter ist todt, der Vater wär' jetzt ganz allein... Geht nur in Gott's Namen, Herr Wachtmeister . . . wenn ihn auch der Zorn übergangen hat . . . es hat keine Gefahr für mich bei meinem Vater!"

„Hört Ihr das?" sagte der Wachtmeister zu dem Bauer, der mit dem Fallen des Schusses todtenblaß, aber unbeweglich dagestanden war und die Büchse fest in den Händen hielt. „Könnt Ihr das hören, und es rührt Euch nicht?"

In das Angesicht des Bauers kehrte Leben und Röthe zurück, mit ihnen aber auch der Hohn und die alte Wildheit.

„Oho," lachte er grimmig, „mich macht man so leicht nicht kleinmüthig! Sie meint wohl, sie zwingt mich zuletzt doch noch mit ihrem Gewinsel . . . Hat sie mich denn schon gefragt, ob ich sie behalte, wenn sie bleiben will? Wenn sich Eins von uns demüthigen und zum Kreuz kriechen muß, ist sie's! — In meinem Haus ist kein Platz für Leut', die nit thun was ich will, und hab' ich heut meinen Sohn verloren und mein Weib dazu, was frag' ich darnach, wenn ich auch noch die Tochter verlier'! . . ."

Vesi wendete sich auf den Knieen und blickte nach dem Vater hin, die Thränen stockten in ihren starr aufgerissenen Augen.

„Rede," schrie er sie mit steigender Bewegung an, „gib mir eine klare Antwort. Entweder Du bleibst bei mir und thust, was ich von Dir verlang', oder Du bist mein Kind nit mehr und marschirst mir aus dem Haus noch in der Viertelstund' . . . Red', sag' ich — ich hab' noch eine zweite Kugel im Lauf. . ."

„Fort, Vesi," rief der Wachtmeister dazwischen springend, als er wirklich wieder eine Bewegung mit dem Stutzen machte. „Kommt mit mir — Ihr seht, daß er von Sinnen ist!"

. . . „So will ich wenigstens noch Abschied neh-

men — von meiner todten Mutter," erwiderte Besi und drückte noch einen langen, innigen Kuß auf die fühllosen erstarrenden Lippen der Leiche. Dann blickte sie ihr noch einen Augenblick mit verschwimmenden Augen in das entseelte Gesicht, auf welchem jetzt ein Friede lag, der ihm seit langer Zeit fremd gewesen im Leben. Rasch sich erhebend schritt sie dann der Thüre zu.

An dieser brach die gewaltsam angespannte Kraft, sie schwankte und wäre zusammengesunken, wenn nicht der Wachtmeister sie unterstützt hätte. An seinem Arme wankte sie über die Schwelle des väterlichen Hauses auf den zierlichen Wegen die Anhöhe hinab.

Als sie einige Schritte gegangen war, flog ihr aus der Thüre ein Bündel nach. Der Bauer hatte, als er sie gehen sah, den Kasten aufgerissen und, was ihm von ihren Kleidern zuerst in die Hände kam, in einen Pack zusammengebunden und schleuderte ihn der Scheidenden nach.

Schweigend hob sie ihn auf und schritt weiter, während die Thüre des Hauses schwer zufiel und der von innen vorgestoßene Riegel rasselte. — —

— — — Einige Zeit später fand für dieses Jahr die letzte Aufführung der Passionsvorstellung statt.

Dieselbe wurde damals nicht so oft wiederholt, als es seither üblich geworden; auch war der Besuch von Zuschauern um Vieles geringer, so daß häufig die Mühe der wackern Ammergauer unvergolten blieb und der Gemeindesedkel statt des jetzt sich ergebenden ansehnlichen Gewinns nicht selten ein beträchtliches Sümmchen auf die Kosten zu zahlen bekam. Diesmal aber war der Zudrang ungewöhnlich, denn das Spiel war lange verboten gewesen und jetzt in noch ungesehener Pracht und Schönheit der Anzüge wie der ganzen Ausstellung wieder hergestellt worden.

Die letzten Töne des Schluß-Hallelujah der Schutzgeister waren verklungen, und erschüttert drängte das Volk nach allen Seiten durch die vielen Ausgänge in's Freie. Während die Einen zur langentbehrten leiblichen Erholung den verschiedenen Wirthshäusern zueilten, sammelten sich rings die Gruppen der Wallfahrer, welche aus Tyrol und Schwaben herbeigekommen und sich betend zur Rückwanderung anschickten. Bald rasselten Fuhrwerke aller Art zu den beiden Enden des Dorfes hinaus, und durch den anmuthigen Ammergrund hin schlängelten sich die nicht abbrechenden Züge der Fußwanderer.

Unweit des Schauplatzes hielt eine glänzende Equi-

page, mit vier prachtvollen Rappen bespannt und von reich galonnirter Dienerschaft umgeben. Dahin begleiteten einige Männer ehrfurchtsvoll einen etwas beleibten stattlichen alten Herrn mit einem mächtigen Ordensstern auf dem Oberrock. Es war der damals allmächtige Minister Montgelas, der eigens von München gekommen war, die Bauernkomödie zu sehen, welche er als der Aufklärung der Zeit widersprechend verboten, und die der leutselige Max Joseph gegen seinen Willen gestattet hatte. Er war von der Aufführung sehr befriedigt und nickte noch aus dem Wagen gnädig auf den Pfarrer Albinus Schweiger, Pater Ottmar Weiß und Lehrer Dedler heraus, welche mit entblößten Häuptern denselben umstanden. „Leben Sie recht wohl, meine Herren," sagte er, „danken Sie allen Ammergauern von mir für den seltenen Genuß, den sie mir bereitet haben, und sagen Sie ihnen, ich werde es Seiner Majestät dem König genau erzählen und dafür sorgen, daß es ihnen nie mehr verwehrt werden soll, die Passion zu spielen!" Damit rollte der Wagen hinweg, und die Männer eilten der Bühne zu, den Mitwirkenden diesen neuen und gewichtigen Beweis zu bringen, wie gut sie ihre Sache gemacht hätten.

In den innern Räumen der Bühne herrschte ein buntes unübersehbares Gewirr von Farben, Trachten und Gestalten. Dort legten die Schutzgeister die schönen bunten Mäntel und die glänzenden Diademe wieder ab; hier schlüpfte eine zahlreiche Schaar aus den Sandalen und Kitteln, in welchen sie das empörte Judenvolk dargestellt hatten. Auf der einen Seite machte das Kriegsheer Pharao's, das soeben vom Rothen Meer verschlungen worden, sich von Helm und Panzer frei, während gegenüber Jonas der Prophet in der Nähe des ungeheuerlichen Haifisches stand und sich das Gewand losgürtete. In stiller Sammlung schritt der Bilderschnitzer Jakob Zwink die Stufen hinab, noch ganz erfüllt von dem Gewichte der ihm gewordenen Aufgabe, der Darsteller des Erlösers zu sein.

In einer einsamen Ecke, an einem Fenster, das die Aussicht über die Wiesen gegen die Berge hin bot, lehnte ein junger Mann im langen faltigen Apostelgewande, den hohen Wanderstab in der Hand, und sah in den beginnenden Abend hinaus, als habe er völlig vergessen, daß es Zeit sei, in die Wirklichkeit zurückzukehren.

Es war Domini, der junge Bildschnitzer, noch um Vieles bleicher, als er an jenem Abend der Be-

gegnung mit dem Holzgrafen gewesen. Er beachtete es gar nicht, daß ein Mädchen in reicher orientalischer Königstracht an ihm vorüberschritt, ihn mit eigenthümlichen Blick betrachtete und dann Miene machte, ruhig ihrer Wege zu gehen. Es war Vefi, die in den lebenden Zwischenbildern des Passionsspiels die Königin Vasthi dargestellt hatte. Schon nach einigen Schritten aber besann sie sich anders, kehrte zu dem Sinnenden zurück und legte ihm leicht die Hand auf die Schulter.

„Will der Apostel Jakobus noch heut auf die Wanderung gehen, weil er noch aufgeschürzt ist und den Pilgerstab in der Hand hat?“

Dem Angeredeten schoß das Blut in's Gesicht. „Vefi!“ stammelte er, „ . . . Du bist es?“

„Nicht Vefi,“ erwiderte sie . . . „Vasthi, die Verstoßene — ich habe sie nit blos gespielt, ich bin's wirklich . . .“

„Ich hab' davon gehört . . . auch ich bin wirklich Jakobus der Wanderer — denn ich gehe noch heute fort, um nicht wiederzukommen.“

„Und wohin gehst Du?“

„Nach Rußland. Du weißt, daß es von den Ammergauern heißt wie von den Nürnbergern . . . Ammergauer Witz und Hand geht durch jedes Land!

Ueberall trifft man unsre Landsleute — in Petersburg ist Andreas Steinbacher, ein weitschichtiger Vetter von mir — er ist ein reicher Kaufmann geworden! Auf den hab' ich mich besonnen, zu dem will ich hin . . ."

„Und warum willst Du fort, Domini?"

„Wie kannst fragen? Du weißt, daß ich meiner Lebtag nichts sehnlicher gewünscht hab', als ein Bildhauer zu werden — der Vetter in Petersburg wird mir wohl dazu verhelfen, daß ich das erreich' und einen richtigen Meister finde . . ."

Vefi sah ihn durchdringend und vorwurfsvoll an. „Hab' ich das um Dich verdient, Domini," sagte sie, „daß Du mir nit die Wahrheit sagst? Ist das der wahrhaftige Grund, der Dich forttreibt — und ist es nit meinetwegen, daß Du gehst?"

„Und wenn es so wär'?" fragte der Bursche stockend.

„Dann thu's nit und bleib' da. Ich bin die Zeit her, seit ich fortgemußt hab' vom Durnerhof, bei der Base im Dorf gewesen, es ist meiner seligen Mutter Schwester! ich hab' mir derweilen um einen Platz für mich umgeschaut. Jetzt hab' ich einen solchen gefunden — also kannst Du bleiben und warten, bis Dir Pater Ottmar den versprochenen Meister verschafft.

Ich mein' alleweil, bei den Russen in Petersburg wird's nit weit her sein damit . . ."

„Nein, Vefi," entgegnete der Bursch eifrig, „laß mich gehn: Du sollst um meinethalben nit fort aus der Heimath und aus Deinem väterlichen Haus! Ich weiß, warum Du fort bist, weil Du hast Dein Wort halten wollen, das Du mir gegeben hast — aber ich hätt' keine ruhige Stund', wenn ich an Deinem Unglück und Deinem häuslichen Unfrieden Schuld sein sollt' . . . Vergiß mich, Vefi — söhn' Dich mit Deinem Vater aus, ich geb' Dir Dein Wort zurück!"

Vefi sah ihm warm und herzlich in die gutmüthigen, thränenschimmernden Augen. „Du bist brav in allen Stücken," sagte sie, „aber ich nehm's nit an! Ich hab' Dich gern, Domini — Dich allein, und es wär' eine Sünd', wenn ich mit einem Andern zum Altar gehn wollt — und ohne das ist kein Frieden zu machen mit dem Vater . . ."

„Ist es wahr, Vefi? Wirklich wahr?" rief Domini entzückt. „Du bleibst mein? Du willst aushalten bei mir und warten, was mir der liebe Gott bestimmt?"

„Gewiß," entgegnete Vefi, ihm die Hand hinreichend, in die er kräftig einschlug.

„So gehn wir Beide in Gottes Namen, bis etwa unser Weg wieder zusammen führt! — Und wenn es nicht ist?“ begann er wieder. „Wenn ich zu Grund gehn muß und mein Wort nit halten kann?“

„Dann wollen wir uns damit trösten, daß wir eine Lieb' im Herzen getragen haben — so treu und engelrein wie die unsrige — und daß es eine andre Welt gibt, in der sie nicht verboten ist, und in der alles Herzweh, das wir jetzt ertragen müssen, nur eine Perl' mehr ist in unserer Seligkeit!“

Ein tiefer Blick in die verschwimmenden Augen — eine innige Umarmung — ein rascher glühender Kuß — dann schritt zur einen Seite Apostel Jakobus, zur andern Königin Basthi, die Verstoßene, in die Welt hinaus.

3.

Die Vorgänge auf dem Durnerhofe hatten trotz aller Vorsicht und Zurückhaltung Besi's und des Wachtmeisters dennoch den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden und machten nun mit den abenteuerlichsten Zuthaten und Ausschmückungen die Runde in den Kunkel-

stuben und an den Wirthstischen des Dorfes. Dazu kamen noch allerlei sonderbare Nachrichten über das Leben und Treiben, das der Holzgraf nach der Vereinsamung seines Hauses begonnen hatte. Dem anfänglichen Gerede, daß er das Bauernleben ganz aufgeben, sich auf den Holzhandel verlegen und nach München ziehen wolle, um in der Residenz seinen Reichthum glänzen zu lassen, war bald eine andere Mittheilung gefolgt. Vefi hatte in der Stadt einen Platz gefunden, das war Grund genug für den Holzgrafen, mindestens den ersten Theil dieses Planes aufzugeben und ein, wenn auch nur zufälliges Zusammentreffen mit seiner Tochter zu vermeiden. Desto eifriger ließ er sich die Ausführung des zweiten Theils angelegen sein und suchte jede Gelegenheit auf, seinen Reichthum zu zeigen und das Geld nach Sinn und Ausdrucksweise der Bevölkerung zum Fenster hinaus zu werfen. Nirgends in der ganzen Umgegend wurde eine Kirchweihe begangen, eine Hochzeit gefeiert oder irgend ein Tanz gehalten, ohne daß das Gespann des Holzgrafen erschienen wäre, mit einem prachtvollen Trobdelzeschirre von schwarzem Glanzleder, das er erst um schweres Geld angeschafft hatte und das die Bewunderung aller Kenner und Roßtäuscher war. Aber auch ohne solchen besondern An-

laß fand er sich bald da, bald dort in einem Wirths=hause ein, ließ sieden und braten und Wein und Bier und Kaffee herbeischaffen, und regalirte und tractirte, wer Lust hatte mitzuhaben. Natürlich fehlte es so wenig als anderswo an arbeitsscheuen und genußlustigen Leuten, denen solche Gelegenheiten, wohlfeil etwas mitzumachen, höchst willkommen waren, und so hatte der Holzgraf bald ein wüstes und meist übel berufenes Gefolge um sich, das ihn begleitete oder sich anscheinend zufällig immer da einfand, wo er erwartet werden durfte. Es waren ein paar Bauern, die über'm Handel mit Vieh und Getreide die schlichte landmännische Beschäftigung verlernt und die üblen Gewohnheiten des halb städtischen Treibens noch leichter erlernt hatten; einige ledige Burschen, welche der Arbeit den Müßiggang und der strengen häuslichen Ordnung die lockere Zucht des Wirthshauses vorzogen. Tage lang saßen sie mit dem Holzgrafen um den Bierkrug oder die Weinflasche zusammen, bald zechend und jubilirend, bald mit Karten oder Würfeln oder auf der Kegelbahn bemüht, möglichst viele von den Kronthalern an sich zu bringen, welche dem verschwenderischen Holzgrafen buchstäblich aus der Tasche fielen.

Diesem gefiel die Art und Weise, wie dies Ge=

lichter sich an ihn drängte und sich gegen ihn benahm; es lag darin eine Gattung von Auszeichnung und Ehrerbietung, wornach er immer mehr verlangte, je mehr er, wenn auch unklar und uneingestanden, fühlen mochte, daß er des Einen wie des Andern stündlich unwürdiger wurde. Aus dem gleichen Grunde war es ihm auch am behaglichsten in den Wirthshäusern, denn die Besitzer derselben hatten allen Respect vor einem Gaste, der gerade das, was ihnen das Liebste war, so gering achtete, daß er es ihnen ohne Mühe zukommen ließ — sein Geld.

Der Holzgraf hatte auch nicht Unrecht, wenn er grollend wahrzunehmen glaubte, daß sein Ansehen im Volke nicht im Steigen begriffen war. Das Volk hat eine gewisse heilige Scheu vor dem Reichthume und vor dem, der ihn besitzt, aber diese Scheu ist durch den richtigen Gebrauch desselben bedingt und schlägt, wo dieser fehlt, leicht in's Lächerliche, in Verachtung oder geradezu in offenen Haß um. Die Stimmung gegen den Holzgrafen schwankte zwischen beiden letztern Regungen; war man ihm zuvor seines Hochmuths wegen nicht eben freundlich gesinnt gewesen, so zürnte man ihm jetzt, weil der Hochmuth zur Härte gegen Weib und Tochter geworden war; man zuckte die

Achseln, wenn man seine sinnlose Verschwendung und Schwelgerei sah — und es bedurfte nur noch eines Anstoßes, um den Haß hervorzubringen.

An einem solchen ließ es der übermüthige Bauer auch nicht fehlen. War er schon früher von allen Gottesdiensten und von Allem, was sich auf die Kirche bezog, ferne geblieben, so hatte er sich doch den Schein gegeben, als wolle er sein Thun durch irgend einen Vorwand bemänteln, als scheue er sich, die frömmere Anschauung der Bevölkerung zu verletzen. Jetzt that er gerade das Gegentheil und fuhr dem gläubigen Landvolk offenbar und mit herausfordernder Absichtlichkeit durch den Sinn. Er ließ keine Gelegenheit unbenützt, seine Geringschätzung gegen Alles, was Kirche, Gebet und Glauben betraf, an den Tag zu legen, und wenn ein betender Zug von Wallfahrern durch ein rücksichtslos daher tobendes Gespann auseinander gesprengt wurde, oder wenn irgendwo das Wort des Predigers für die Andächtigen vor Rädergerassel und Peitschenknallen kaum mehr verständlich war, wußte man ohne Frage, daß der wilde Holzgraf seinen Unfug getrieben habe.

Es war daran, daß die Behörden nicht mehr umhin konnten, einem so seltsamen als störenden Be-

tragen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, und in gleichem Maße, als dies geschah, zog sich die Bevölkerung, wo er mit ihr in Berührung kam, von ihm zurück. Namentlich war dies der Fall bei den Bewohnern und Bürgern von Ammergau; allein je unlieber sie es zu bemerken schienen, wenn der Holzgraf sich in das Herrenstübchen drängte, wo sie sich zum Abendtrunk zusammenfanden, je mehr schien er es darauf anzulegen, sich zu ihnen zu drängen.

So waren mehr als ein halbes Jahr verübergegangen; der strenge Winter war zu Ende und der lustige Auswärts begann. Er war aber diesmal nicht so lustig wie sonst, wo er den fröhlichen Vorläufer des Frühlings machte. Diesmal kamen mit den Schwalben und Staaren allerlei andere trübselige Vorboten und zeigten, daß die Besorgnisse des invaliden Wachtmeisters nicht ungegründet gewesen waren. Man erzählte sich offen und heimlich, Kaiser Napoleon habe es auf Rußland abgesehen und wolle mit einer Armee, wie die Welt noch keine gesehen, in dasselbe eindringen. Daß etwas Wahres an der Sache sein müsse, bewiesen die Rüstungen in Baiern, das, damals noch an den Zwingherrn gebunden, Tausende und Tausende seiner kräftigsten Söhne zu dessen Heer stellen mußte. Auch

aus Oberammergau hatte eine beträchtliche Schaar junger Burschen fortgemußt, und in manchem Hause waren darüber die Gesichter von Kummer bleich und die Augen roth geworden vom Weinen.

Eines Abends saßen die angesehenern Bürger des Dorfs in der obern Stube des Sternwirths beisammen, wo der Erker vorspringt und die Aussicht nach drei Seiten frei gibt. Es ging ein Frühlingsregen nieder; die Tropfen schlugen an die Scheiben, manchmal rüttelte ein Windstoß an den Fenstern und ließ den blechernen Stern knarren, der draußen von einem Kranze umgeben hin und wieder schaukelte. Desto heimlicher saß es sich in der wohlverwahrten Stube und desto traulicher ließ es sich plaudern, wie der furchtbare Komet, welcher in dem vorigen heißen Sommer so unheimlich niedergeleuchtet habe, doch nicht so ohne Bedeutung gewesen sei und wohl den neuen Krieg verkündigt haben könne, der furchtbarer zu werden drohte, als alle vorher.

Im Gespräche war eine kleine Unterbrechung eingetreten, denn das abendliche Gebetläuten scholl von der Kirche durch Sturm und Dunkel herüber, und die ganze Versammlung saß schweigend, mit entblößten Häuptern und gefalteten Händen leise das Ave spre-

chend. Nur an einem Seitentische, etwas abgesondert von den Uebrigen, saß der Holzgraf, den Hut auf dem Kopfe und mit absichtlicher Theilnahmlosigkeit vor sich hinstarrend.

Das „Gelobt sei Jesus Christus“ des Wirths mit dem üblichen „Guten Abend, meine Herren“ unterbrach die feierliche Pause und das Gespräch nahm wieder seinen vorigen traulichen Gang. Von dem abweichenden Benehmen Korby's nahm Niemand Notiz, obwohl hie und da Einer dem Andern bezeichnend zunickte oder mit den Augen winkte.

„Ja, das muß wahr sein,“ sagte der Förster, ein rothes Gesicht mit ein Paar falkenschnellen Augen, indem er mit dem Halbeglas an jenem des Wachtmeisters anstieß, „die Reime versteh'n Sie zu drechseln, trotz Pater Ottmar in der Passion! Die Grabschrift auf den alten Ettaler Klosterrichter ist ein wahres Meisterstück, und wenn ich vor Ihnen abfahre, werd' ich mir die Grabschrift auch bei Ihnen bestellen. Sollte mich wundern, wenn Sie nicht für sich selbst auch schon eine ausstudirt hätten.“

„Das hab' ich gerade nicht,“ erwiderte der Wachtmeister, „wenn mir auch hie und da schon der Gedanke gekommen ist. Was braucht's auch bei einem

invaliden Soldaten viel Ausstudiren? Für mich kann man die Grabschrift aus dem Stegreif fertig machen!"

„Ah, darauf wären wir doch neugierig!" rief der Förster mit mehrern Andern. „Wie hieße dann die Grabschrift?"

„Sie heißt:

Der Mann, den hier die Erde deckt,
Ward oft zum Kampf und Streit der Waffen
Von Kriegstrompeten aufgeweckt;
Jetzt läßt der Tod ihn ruhig schlafen,
Bis zum Appell aus dieser Gruft
Ihn wieder die Posaune ruft —
O himmlischer Feldherr, reihe dann
Ihn Deinem rechten Flügel an!" —

Alle Anwesenden brachen in Ausrufungen der Verwunderung und des Beifalls aus, nur der Holzgraf stieß das Glas, aus dem er eben getrunken, stark auf den Tisch und lachte höhnisch.

Augenblicklich war es still im Zimmer; Alles blickte betreten nach dem Eindringling, und der Wachtmeister, dem das Blut zu Kopfe stieg, sah scharf nach ihm hin. „Habt Ihr etwas einzuwenden gegen die Grabschrift?" rief er ihm zu.

„Gar nichts für mein' Theil," erwiderte der Bauer, „ich muß nur lachen, daß man sich um so 'was auch

kümmern kann! Was liegt d'ran, was sie mir oben auf die Tafel schreiben, wenn ich d'runter doch verfaulen muß!"

„Das ist, wie man's nimmt," war die Antwort, „die eigentliche Grabschrift macht sich freilich ein Jedes selbst . . . und für alle Fälle möchte ich die Eurige nicht zu machen haben . . ."

„Und warum etwan?" fragte der Bauer lauernd und tückisch, offenbar begierig, ein Häkchen zu finden, um einen Wortwechsel daran zu hängen und seinem Grolle Luft zu machen. Beides wäre auch sicher nicht ausgeblieben, denn der Invalide hatte bereits eine bittere Antwort auf der Zunge. Seit dem Vorgange, dessen Zeuge er gewesen, hatte er gegen den wilden und ungefügen Menschen eine unüberwindliche Abneigung gefaßt.

Gerade im rechten Augenblick unterbrach Pochen an der Thüre die unangenehme Spannung, und ein Mann in tyrolischer Kleidung trat ein, die hochbeladene Kraxe auf dem Rücken, und bot in etwas fremd klingender Mundart seine Waare zum Kaufe an. Das Unwetter hatte ihn früh zur Herberge getrieben; nun litt es ihn nicht, so müßig zu liegen, und so kam er aus der untern Zechstube herauf, bei den Herren sein

Glück zu versuchen. Die Waare bestand in einer Menge zierlich geschnitzter Spielsachen, krauswolliger Pudel und Lämmer, schlanker, rothwangiger Puppen und Hanswurste mit curiosen Bärten und scheckigem Gewand; auch an Gemsjägern und Sennerinnen, an Engeln und Heiligen war kein Mangel, sämmtlich sehr fein gearbeitet und meist doppelt sauber anzusehen durch die angenehme weißgelbliche Farbe des geschmeidigen Holzes der Zirbelkiefer, aus dem sie geschnitzt waren.

Der Händler stellte seine Kostbarkeiten auf einem der Tische zur Schau, und die Anwesenden drängten sich hinzu und lobten die feine Arbeit und die Zierlichkeit der Zeichnung. „Aber, guter Freund,“ sagte der Eine derselben, selbst ein wackerer Bildschnitzer, „das heißt doch Wasser in den Fluß tragen, daß Du mit Deinen Schnitzereien nach Ammergau kommst, wo wir selber so viel von solchen Dingen zusammenschnitzeln, daß wir die halbe Welt versorgen könnten damit! Nach Deiner Sprache scheinst Du ein Grödner zu sein?“

„Ja,“ erwiderte der Tyroler mit starker welscher Betonung, „ich bin aus Urteschei im Val Gherdeina.“

„Nun ja,“ sagte der Andere, „das heißt in gutem Deutsch: Sanct Ulrich im Grödnerthal. Es heißt, daß Ihr vor hundert Jahren die Schnitzerei von uns

gelernt habt — Du willst uns wohl zeigen, daß uns die Schüler keine Unehre machen . . .?"

Der Grödner konnte nicht antworten, denn er mußte Mehrern Bescheid geben, welche nach dem Preise des einen oder andern Stückes fragten; die laute Stimme des Holzgrafen übertönte das Gespräch. „Was kostet Dein ganzer Kram, Tyroler?" fragte er rasch. Verwundert sah ihn dieser an und als er in der Miene des Fragenden die Bestätigung seiner Rede las, nannte er eine nicht unbedeutende Summe.

Korby griff in die Tasche und warf klirrend eine Hand voll Thaler auf den Tisch.

„Mein ist der Bettel," rief er lachend, während der Verkäufer, seelenvergnügt über das unvermuthet rasche und günstige Geschäft, sich daran machte, das Geld zu zählen und einzustreichen. „Aber," fragte er mit einem Male innehaltend, „was willst Du mit all' den feinen Sachen anfangen? Du siehst mir nit aus, als wenn Du auch ein Schnitzer oder ein Händler wärst."

„Was ich damit anfangen will?" entgegnete der Holzgraf wild. „Das geht Dich nichts an, Tyroler! Ich zahle Dir den ganzen Kram, und wenn ich auch nichts weiter wollte, als meinen Zorn darüber aus=

lassen, daß es Leut' gibt, die nichts Besseres wissen, als ihre Zeit mit solchen Spielereien zu verderben!"

Damit ergriff er einige der Figürchen und drückte sie in seiner plumpen Hand, daß sie in Stücke brachen.

Ein lautes Murren des Unwillens flog durch die Versammlung; der Grödner aber hatte im Augenblick Alle weggedrängt und stand abwehrend und schützend zwischen seinen Schnitzereien und dem sie bedrohenden Bauer. „Ho," rief er zornig, „so ist es nit gemeint, übermüthiger Bauer, daß ich Dir meine lieben Figuren verkaufen soll, daß Du sie zerbrichst! Ich hab' sie geschnitzt, daß ein gutes Gemüth sich daran ergötzen und erbauen soll, und nicht zum Spott für Dich! Da hast Du Dein Geld wieder — um solchen Preis sind mir meine Figuren nicht feil!"

Hingeschleudert rollten die Thaler über den Tisch; der Holzgraf wollte über die Schnitzereien hin und behauptete, sie seien sein und Niemand habe ihm vorzuschreiben, was er damit thun dürfe.

Abwehrend stellte sich jetzt der Wachtmeister neben den Grödner. „Haltet Ruh', Durnerbauer," sagte er finster zu dem Lärmenden. „Nehmt Euer Geld, und der Händler nimmt seine Schnitzereien wieder — merkt es Euch einmal, daß es gar Manches auf der Welt gibt,

was man um Geld nicht haben kann! Was haben Euch die schönen unschuldigen Schnitzereien gethan? — Der Gröbner da ist nicht der Schnitzer Domini, auf den Ihr's doch abgesehen habt, — und wenn er's wäre und Ihr all' diese Sachen zerbrecht, könnt Ihr's doch nicht ändern, daß er Euer Schwiegersohn ist!"

„Der Teufel ist mein Schwiegersohn!" rief der Bauer wüthend. „Ja, wenn's auf's Wollen ankäme — aber da haben andere Leute auch ein Wörtl darein zu reden . . ."

„Wie? So wüßtet Ihr nicht . . .?"

„Was?" fragte Korby, dessen Augen sich im Zorn verdunkelten. „Was weiß ich nicht?"

„Was sonst, als daß der Domini nach Petersburg gegangen ist? Daß ihn sein Vetter dort mit offenen Armen aufgenommen und ihm eine prächtige Stellung gegeben hat? Daß er in München war und die Vefi abgeholt und mit sich genommen hat als seine Frau?"

„. . . Und . . . das wär' wahr?" stammelte der Bauer.

„Wahr," entgegnete der Wachtmeister, „ich weiß es vom alten Zehentbauer, der in München war und

selber gesehen hat, wie sie getraut worden sind am Antonius-Altar in Sankt Peter."

Der Holzgraf wurde wechselnd roth und blaß; er vermochte einige Secunden lang nicht zu sprechen. „Friedl," rief er dann einen seitwärts sitzenden Bauer an, der etwas stark getrunken zu haben schien und mit gläsernen Augen vor sich hinstarrte. „Du hast den Durnerhof kaufen wollen? Was willst Du geben dafür?"

„Ich steh' mein Wort nicht um," lallte der Angeredete, „die Dreißigtausend, wenn Du willst . . ."

„Eingeschlagen! In acht Tagen zahlst Du mir das Geld auf den Tisch und kannst aufzieh'n!"

„Morgen, wenn Du willst!"

„Aber den alten Thurm nehm' ich aus und den Steinbruch dazu! Ich zieh' in die Stadt — aber ich will meine Sommerwohnung auf dem Land haben, wie die anderen Herren aus der Stadt . . ."

„Auf die Baracke und den Steinhaufen soll's mir nit ankommen!"

Beide gaben sich den Handschlag. Der Holzgraf stülpte den Hut auf den Kopf und stürmte aus der Stube.

— — — Jahre gingen vorüber: der Holzgraf war wirklich in die Hauptstadt übergesiedelt und kam nicht

wieder. So war es nicht zu verwundern, wenn er vergessen wurde und zuletzt in der Erinnerung des Volks fast vollständig verlosch. Gab es doch genug der Dinge, welche Kopf und Herz in Anspruch nahmen und vollauf beschäftigten. Die Ereignisse gingen ihren gewaltigsten Gang: vom Einmarsch in Rußland bis zum Rückzug aus dem brennenden Moskau und über die eisige Beresina, von der Erhebung Deutschlands bis zur Leipziger Schlacht, zum Eindringen der Alliirten in Paris und zum endlichen Sturze der Fremdenherrschaft. Auch Ammergau hatte sein reichliches Contingent zu den russischen Opfern gestellt, und als die Volksbewaffnung begann, stand Alles in Waffen, in die Nationalgarden- und Gebirgsschützen-Compagnieen eingetheilt, welche mit dem Wachtmeister Luipold ein paar andere Veteranen aus dem Preußenkriege bildeten und commandirten, der riesige Florlmartl als Hauptmann und als sein Oberlieutenant der gewandte Franzist.

Auch von Vefi hatte nichts mehr verlautet; von Domini war nicht einmal an seine nächsten Befreundeten eine Nachricht gekommen.

So war es Friede geworden in der Welt, und allerorten tauchten mit seinen Segnungen auch die

Freuden und Beschäftigungen des Friedens wieder empor. Darum dachten auch die Oberammergauer wieder daran, ihr Passionsspiel aufzuführen, als ein Friedensfest, wenn auch die Zeit, in welcher sonst die Wiederholung zu erfolgen pflegte, noch lange nicht vorüber war.

Wie vier Jahre vorher geschehen war, ging es auch in den Pfingstwochen von 1815 gar lebhaft und geräuschvoll zu neben der Kirche von Oberammergau, denn auf dem Gottesacker wurde wieder die Bühne zur Passion gezimmert, gemalt und aufgeschlagen. Die Arbeiter waren wieder lustig und guter Dinge und sangen wie damals.

Niemand beachtete einen großen Mann in halb städtischer Kleidung, der an dem Bau und an den Werkleuten vorüberschritt, und ebenfalls nicht zu bemerken schien, was vorging. Er kam die Dorfgasse herauf und nahm die Richtung nach den letzten Häusern hin, von welchen die Landstraße nach Ettal führt und dann unterwegs sich abzweigt in's Graswanger-Thal.

Es war Korby, der Holzgraf.

Er ging rüstig und hochaufgerichtet daher, wie sonst; aber das Haar war dünn und silberweiß ge-

worden, und die Augen, die sonst so herausfordernd um sich geblickt hatten, hingen starr und finster an der Erde. Wenn er sie zeitweise erhob, um nach einem Fenster zu sehen, hinter welchem ein bekanntes Gesicht hervorsah, blitzte in denselben noch der alte ungebeugte Trotz; um den Mund lag der Hohn sogar in weit stärkern Linien eingegraben — aber in den schlaff gewordenen Zügen des Gesichts war doch nicht zu verkennen, daß die Kraft des Körpers dem wilden Gemüthe den Dienst zu versagen begann.

So verändert sein Aussehn war, hatte es doch nicht an Augen gefehlt, die ihn erkannten, und bald ging es wie ein Lauffeuer durch das Dorf, der Holzgraf sei wieder da. Man fragte, erkundigte sich, erzählte und bald wußte Jedermann, daß es mit seinem Reichthume zu Ende war. Er hatte in der Stadt sein verschwenderisches Treiben noch kostspieliger fortgesetzt, zuletzt aber sich in Lieferungsgeschäfte eingelassen, die mit großen Verlusten für ihn endigten. So hatte er einen letzten unansehnlichen Rest zusammengerafft und war zu nicht geringer Verwunderung des neuen Besitzers auf dem Durnerhofe plötzlich erschienen, um den Thurm zu beziehen, den er sich vorbehalten hatte bei dem Verkaufe.

Bald ließ sich auch seine Anwesenheit in den Wirthshäusern spüren, in denen er früher sein Wesen getrieben hatte und nun wieder begann, als ob gar keine Zeit dazwischen gelegen wäre. Das Geld strömte nur so und lockte bald die alte Schmarotzergesellschaft wieder um ihn zusammen. Wer ihn beobachtete, konnte nicht glauben, daß es mit seinem Reichthume zu Ende sei; man mußte eher vermuthen, er habe einen Schatz gefunden und denselben verdoppelt. Niemand ließ es sich in den Sinn kommen, daß er nichts mehr besaß, als einen Sack voll Thaler, in welchen er jeden Morgen mächtig hineingriff, obwohl er schon die Tage zählen konnte, innerhalb deren sein Inhalt verschwunden sein würde.

Das Eine, was er unterließ, war, mit eigenem Gespann zu fahren; er nahm dafür häufig Lohnfuhrwerk und erklärte es damit, daß er in seinem „Geschloß" keinen Raum habe, Pferd und Wagen nach seinem Sinn unterzubringen, ein „Gefrett" aber könne er nicht ausstehn.

Unverändert war er geblieben in seiner Scheu vor Allem, was mit Religion und Kirche zusammenhing, und er ließ keine Gelegenheit unbenützt, seine höhnische Nichtachtung durch Wort und That zu zeigen. Wohl

vermochte er nicht mehr den Ton der Orgel oder die Stimme des Predigers durch Peitschenknall und Räder-gerassel zu übertönen oder zu stören; aber er fehlte nie an der Kirchenthüre oder bei einem Wallfahrts-zuge, um in entgegengesetzter Richtung daran vorüber-zuschreiten und den Hut fester in die Stirne zu ziehen.

An einem schönen Maitage Abends kam Pater Ottmar Weiß, der Exbenedictiner von Ettal, das von dort herführende Sträßchen entlang. Am Tage hatte eine der ersten Passionsvorstellungen stattgefunden, denn Pfingsten war damals ungewöhnlich früh gefallen, und der Pater hatte den Abend benutzt, sich von der Auf-regung und Anstrengung des Tages durch einen Aus-flug in's Freie zu erholen, zugleich dem alten lieben Kloster einen Besuch zu machen, in welchem er so manche schöne und ernste Stunde verlebt hatte und das nun mitten in der großartigen Bergeinsamkeit ver-lassen und trauernd, vergessend und verfallend dalag. Nichts hatte den Schritt des einsamen Besuchers ge-hemmt, als er durch den hallenden Hauptgang über das lückenhafte Pflaster dahinging und in die Zelle trat, welche einst die seinige gewesen war. Sie war leer bis auf einiges alte Ackergeräth, zu dessen Aufbewah-

rung sie nun diente; ein aufgescheuchter Vogel huschte durch das zerbrochene Fenster hinaus, und über der Ecke, in welcher der Arbeitstisch gestanden, hatten Spinnen ihre freien Webstühle reichlich aufgehangen.

Sinnend und erweichten Gemüths stand er davor und trat in dieser Stimmung den Rückweg an. Es war ihm friedlich um das Herz, und diesen Frieden, der strahlend auch außer ihm auf der abendsonnigen Natur lag, gönnte und wünschte er Allem, was ein Menschenherz in der Brust trug. War doch die Zeit nicht arm an neuen Besorgnissen, denn die Flucht Napoleon's von Elba hatte die Welt aus dem kurzen Traume der Ruhe emporgeschreckt, und mit Bangen sah man der Entscheidung des neuen Kampfes entgegen. In solchen Gedanken und Empfindungen war der Vater an die Wendung der Straße gekommen, wo hart an derselben rechts eine ungeheuere schroffe Felswand emporstarrt, während gegenüber, beinahe nur durch das kleine Flußgebiet der Ammer getrennt, die Kofelspitze in die Höhe ragt, und gegen die Mitte zu der Kirchthurm von Oberammergau zuerst über die Anhöhe herübersieht. In der Felswand befindet sich der Eingang einer mächtigen, tief eindringenden Höhle, jetzt mit einem hochragenden Kreuze geschmückt, damals

höchstens als Zuflucht von einem Jäger benützt, dem Unwetter oder anfallender Nebel die Gemsjagd verleidet haben mochte.

Mit stillem Wohlgefallen ruhte das Auge des Paters auf den Felshöhen, die im Widerschein des Abendroths leuchteten; dann glitt es abwärts zu den Baumniederungen und den Felstrümmern, welche vor Jahrhunderten herabgerollt waren und nun unter moosiger Decke auszuruhen schienen von dem riesigen Sturz.

Mit einem Male stand der Wanderer stille, denn es hatte sich etwas zwischen den Büschen und Trümmern geregt, und als er schärfer hinblickte, erkannte er die Gestalt eines am Boden hingekauerten Mannes. Er rief ihm zu, herauszukommen, denn der Abend sei da und er könne Schaden nehmen in der Kühle und in der Dämmerung; als keine Antwort erfolgte, stieg er selbst den Abhang hinan, um sich zu überzeugen, wer es sei und ob etwa Hülfe Noth thue.

Nach einigen Schritten wollte er wieder zurück, denn er hatte den Liegenden erkannt und besorgte, seine Theilnahme nicht nur zurückgewiesen, sondern auch verhöhnt zu sehen, schon um des Kleides wegen, das er trug. Augenblicklich jedoch besann er sich eines An=

dern, denn er hatte ja noch eine Secunde vorher jedem Herzen den Frieden gewünscht und gegönnt, und daß hier der Friede fehlte, hätte auch ein geringerer Menschenkenner durchschaut, als der Pater es war.

Zwischen den Felstrümmern auf dem Moosgrunde saß oder lehnte der Holzgraf.

Seine Kleider trugen ungeachtet des Festtages die Spuren der Abnutzung an sich; die Weste war aufgeknöpft, das Halstuch hing halbgelöst um den magern, sehnigen Hals, und die langen Strähne des völlig gebleichten Haares umgaben unordentlich Stirne und Wangen. Er hatte, unbekümmert um das Passionsspiel und demselben zum Trotz, mit seinen Cameraden um so wilder geschwelgt, als er den Tag, an welchem ihm die Mittel dazu fehlen würden, bereits in nächster Nähe vor sich sah. In wüster, an völlige Trunkenheit grenzender Stimmung war er Abends nach Hause gewankt, nachdem die Straßen von der Völkerwanderung der Passionsbesucher leer geworden bis auf einige Nachzügler. Unterwegs hatte ihn die Macht der genossenen Getränke gezwungen, sich seitab von der Straße auszuruhen; er war in wüsten Schlaf gefallen, aus dem er sich eben noch halbtaumlig aufrichten wollte, als der Pater vorüberging.

„Das ist kein Platz zum Ausruhen,“ redete dieser ihn an. „Steht auf, Durnerbauer, und geht nach Hause — bei dieser Jahreszeit könntet Ihr Euch leicht den Tod oder eine Krankheit holen, so unter freiem Himmel zu liegen!“

Der Holzgraf sah ihn mit durchdringendem Blick an, wendete sich dann ab und sagte finster: „Es wär' Alles Eins, wenn's geschähe — es wird sich Niemand darum kümmern, wenn ich im Straßengraben zu Grund' geh', und Sie, Hochwürden, haben auch keinen Dank davon, wenn Sie's thun!“

„Ich thu's auch nicht des Dankes wegen,“ entgegnete der Pater, „ich thu's, weil ich es für meine Schuldigkeit halte und für meine Christenpflicht . . . Ich denke, meine Theilnahme müßte bei einem Manne zweifach angenehm sein, der so allein ist, wie Ihr . . .“

„Ja,“ sagte Korby dumpf vor sich hin, „ich bin allein!“

„Aber warum seid Ihr's?“ fragte Pater Ottmar entgegen, indem er sich wie zufällig auf ein gegenüber liegendes Felsstück niederließ. „Wer die Menschen von sich stößt und nichts von ihnen wissen will, der muß sich's gefallen lassen, wenn sie auch nichts mehr wissen wollen von ihm . . .“

„Ich laß' mir's auch gefallen," sagte der Bauer, wie zuvor.

„— Und hat es Euch nie leid gethan, daß es so ist? Habt Ihr es noch nie bereut, daß Ihr es bis dahin habt kommen lassen? . . ."

Der Bauer schüttelte höhnisch lachend den Kopf und schwieg.

„Ich glaub' es Euch nicht!" fuhr der Pater fort. „Ihr solltet nie gedacht haben, wie anders es mit Euch sein könnte? Wie so ganz anders Ihr dastehen könntet? — Ihr habt Eure brave Tochter aus Starrsinn in die weite Welt gejagt; habt einen braven Burschen, aus dem vielleicht 'was Tüchtiges geworden wäre, vertrieben und alle Beide unglücklich gemacht — und es sollte Euch nie einfallen, wie es sein könnte, wenn sie nun bei Euch wären und Ihr säßet mitten unter ihnen und ihren Kindern? Das sollte Euch nie einfallen, und die Leute wollen doch wissen, Ihr hättet die Vefi so lieb gehabt . . ."

Der Bauer hatte die Hände vor's Gesicht geschlagen und kämpfte sichtbar eine wild aufsteigende Bewegung nieder. „Ich hab' meine rechte Hand auch lieb," stieß er dann hervor, „aber wenn sie brandig wird, hack' ich sie mir selber vom Leib . . ."

„Und wie soll es mit Euch selber werden? Denkt Ihr, zu welchem Ende es mit Euch kommen muß?... Ihr habt Euer ganzes Vermögen verloren und verschleudert. Ihr habt nichts mehr als den Steinbruch und den alten Thurm, und wenn es wahr ist, was die Leute sagen, hat Euch der Eigenthümer des Durnerhofs schon so viel darauf geliehen, daß von Beiden kein Stein mehr Euer ist . . ."

„Das ist Alles wahr," murrte Korby und versuchte zu lachen, aber der Ton erstarb ihm in der Kehle.

„Und was soll nun aus Euch werden?"

„Nicht mehr und nicht weniger, als aus jedem Andern wird — Würmerfraß! Der Weg dazu ist überall leicht zu finden!" Eine Handbewegung gegen die vorbeirauschende Ammer hin erklärte vollends den Sinn dieser Rede.

„Unglücklicher," rief der Pater entsetzt, „so weit könntet Ihr Euch vergessen? Ihr könntet es wagen, in dem Gemüthszustande, in dem Ihr Euch befindet, vor dem schrecklichen ewigen Richter — vor Gott zu erscheinen, eh' er Euch gerufen hat?"

Der Bauer ließ wieder das unheimliche Lachen hören, wie zuvor. „Ja, ja," rief er aus. „Sie sind

ein geistlicher Herr! Sie müssen so reden! Aber ich weiß das besser, wie's mit dem ewigen Richter ist! Wenn's wirklich einen solchen giebt . . . um unser Eins kümmert er sich nit . . ."

„Gottloser, Ihr zweifelt an Gottes Dasein und Weltregierung? Ihr seid wie Einer, der eigensinnig die Augen zudrückt und sagt: es giebt keine Sonne, denn ich sehe sie nicht!"

„Nein, nein, Hochwürden: ich hab' die Augen nit zugedrückt, sondern aufgerissen — serrangelweit aufgerissen in Verzweiflung und Noth . . . aber ich hab' die Sonn' nit gesehen . . ."

Er hielt einen Augenblick inne, dann richtete er sich halb empor und fuhr fort: „Es ist schon fast dunkel — aber weil Sie sich doch nach mir umgesehen haben in meiner Verlassenheit, will ich es Ihnen erzählen . . . ich werd' Sie nit gar zu lang' aufhalten mit der Geschicht' . . ."

Der Pater erklärte sich bereit, und Korby begann:

„Ich bin nit alleweil so verstockt gewesen und so versteint, wie jetzt — Wie ich ein junger Bursch gewesen bin, hab' ich auch ein lustiges, lebfrisches Gemüth gehabt wie ein anderer: mein Herz ist weich gewesen wie Wachs, und ich hätt' keinem Menschen eine

Bitt' abschlagen können oder was Leid's anthun . . . nur der jache Zorn, die fliegende Hitz . . . die ist mein Fehler gewesen! Die hab' ich nit unterdrücken können, wenn's mich auch hintennach gereut hat, so bitterlich als Einen nur etwas reuen kann! . . . Ich bin auch fromm gewesen dazumal, so recht inwendig fromm, und hab' gern gebet't und hab' mich oft auslachen lassen von den andern Burschen, wenn ich kein Engelamt versäumt hab' oder keine Vesper und kein' Rosenkranz! — Daran war aber meine Ahn'l schuld, ein altes halbblindes Tagwerkerweib, die mich aufgezogen hat, denn meine Eltern hab' ich nie gekennt . . . die sind gestorben, wie ich noch ganz klein war, alle zwei an einem Tag', wie selbigesmal die hitzige Sucht grassirt hat in der ganzen Gegend. Die Ahn'l ist den ganzen Tag im Winkel hinter'm Ofen g'sessen und hat g'sponnen, denn eine andere Arbeit hat sie nimmer thun können . . . den ganzen Tag haben die Händ' nicht geruht, wie knochendürr sie auch gewesen sind und wie sie auch gezittert haben vor Schwäche und Alter — dazu hat sie gebet't in einem fort und der zahnlose Mund ist auch kein' Augenblick still gestanden — so wenig wie die Händ', die den Faden gezogen haben, und der Fuß, der das Rädel gedreht hat. Alle Mor-

gens, wenn ich fort bin zur Arbeit, hat sie mir's wieder gesagt und nachgerufen, wenn ich schon in der Thür' war: „Was der heutige Tag auch bringt . . . bet', Korby, bet' . . . das Beten hilft!" — Es ist auch ihr letztes Wort gewesen, wie sie einmal Ruh' gekriegt hat und das Spinnrädel mit ihr . . . Ich bin drauf fort und hab' mich verdungen als Knecht, weit fort bis in's Unterland, in die große Ebene um Straubing herum, ich hab' eben auch gemeint, daß ich was seh'n müßt' von der Welt . . ."

Der Erzählende hielt einen Augenblick inne, als ob er sich auf etwas Vergessenes besinnen wollte: dann mit der Hand über die Stirne wischend, fuhr er fort.

„Dort herum ist das Land ganz anders als bei uns — dort ist Alles eben, und man kann halbe Tage lang zwischen den Kornfeldern hingehen, die mannshoch über einem zusammenschlagen . . . man sieht oft stundenweit keinen Baum, und nur ganz in der Fern' schauen die Berg' vom bairischen Wald über die Donau herüber — Wer in den Bergen daheim und aufgewachsen ist, der kann hart eingewöhnen in der Ebne't, und mir ist's auch so 'gangen und ich hab' in der ersten Zeit g'meint, ich halt's keine Stund' mehr aus und müßt' mein Bündel nehmen und wieder heimlaufen

in die Berg' herein. . . . Ist aber bald und geschwind ganz anders 'worden — der Bauer, bei dem ich 'dient hab', ist kinderlos gewesen und hat ein armes, weitschichtiges Basl in's Haus genommen — und — seit die Meigl (Margareth) im Haus war, hab' ich nimmer an die Berg' und nimmer an's Fortgehn gedenkt — es wär' aber doch wohl g'scheidter gewesen, ich hätt's gethan.

„Sie müssen mich nit auslachen, Hochwürden," unterbrach er sich selbst, „daß ich Ihnen so was erzähl' — aber es gehört zu meiner Geschicht', und ich hab's ja schon gesagt, daß ich nit alleweil so verstockt gewesen bin, als wie jetzt . . ."

„Es fällt mir nicht ein, zu lachen," erwiderte der Pater, „ich wollte lieber, Ihr hättet den einzigen warmen und lebendigen Fleck an Eurem Herzen vor dem Versteinern erhalten . . ."

„Er hat mir wenig geholfen, der warme lebendige Fleck," fuhr Korby fort, „ich hab' die Margareth gern gesehn und es ist mir bald so vorkommen, als wenn sie mir auch nit feind wär' . . . sie ist nie aus'blieben, wenn ich am Feierabend mich unter die Hausthür' gesetzt und Cither gespielt hab', wie's Brauch ist bei uns daheim — sie hat mich freundlicher gegrüßt als die

Andern, und wie's zum Kornschneiden ging, hat sie's immer zu machen gewußt, daß ich der Nächste bei ihr war. „Es arbeit't mir keiner so flink in die Hand, wie der Korby," hat sie einmal g'sagt und hat ein paar blaue Kornblumen, die da gestanden sind mitten unter den Aechern (Aehren), abgerissen und mir hingehalten . . . Aber was hätt's werden sollen bei All' dem! Ich war blutarm, und sie hat den Prachthof von ihrem Vetter so gut wie im Sack g'habt, und der hätt' seinen Nachfolger niemals anders geschätzt, als nach den Kronenthalern. Und dann war ich nit der Einzige, dem die Meigl in die Augen gestochen hat und der schöne Hof dazu. Da war gar Mancher, der am Sonntag nur ihretwegen an der Freithofthür' g'standen ist, um sie vorbeigehn zu sehn, und wenn sie wo auf den Tanzboden kommen ist, haben sich die Bursche gerauft, einen Ring mit ihr herum zu machen. Da war besonders der Alburger Galli, der einzige Sohn von einem der reichsten Bauern in der ganzen Gegend, von denen ihrer Vier einen Tisch brauchen, wenn sie in's Wirthshaus kommen — ein saubrer, ordentlicher und quanter Bursch — der ist ihr auf Schritt und Tritt nachgegangen und hat gemeint, er will's zwingen, daß er die Meigl davon reißt! Einmal — es war im

Auswärts, Sankt Andreas-Tag . . . und hat gerad' angefangen, aber (schneefrei) zu werden auf den Feldern, da ist eine Hochzeit gewesen in der Nachbarschaft; die Meigl war mit unter den Kranzeljungfern, und ich war auch hin'gangen auf den Nachmittag. Der Alburger Galli war mit dem Bräutigam gefreund't und hat auch nit gefehlt. Er ist immerfort herum gewesen um die Meigl, und hat mit ihr getanzt und wollt's nit leiden, daß ihr ein Andrer in die Nähe kommen sollt'. Er mag's wohl gemerkt haben, wie viel's geschlagen hat mit mir, und wie er einmal wieder vorbei ist an mir, hat er mir wie unversehens einen Stoß versetzt, daß ich fast über und über gefallen bin, und haben die Burschen alle zu lachen angefangen, in der ganzen Runden herum. Da ist es mir völlig schwarz worden vor den Augen und in Einer Wuth bin ich auf den Galli hin und hab' ihn beim Hals gepackt und an die Wand gedrückt, daß er sich nit mehr rühren und schier nimmer hat schnaufen können. Die Leut' sind hinzug'sprungen und haben uns auseinander reißen wollen, aber ich war zu stark und zu zornig und ich hätt' ihn erwürgt, denn er ist schon blau geworden im Gesicht . . . auf einmal — so drängt sich die Meigl zu uns hin, faßt mich am Arm und sagt: „Laß

los, Korbh . . . mir zu Lieb' laß los . . ." Da ist's gewesen, als wenn meine Finger auf einmal alle Kraft verloren hätten — ich hab' den Kerl losgelassen, und wie er weggetorkelt ist von mir, hab' ich ihm nach-g'rufen . . . „Geh nur — wir treffen doch schon noch zusammen, daß Du an mich denkst!" Ich hab' selbst nit recht gewußt, was ich sag' — aber das Blut ist mir so siedig heiß in den Kopf gestiegen, daß ich hinaus bin in's Freie und hab' frische Luft schöpfen und mich abkühlen wollen unter den Lindenbäumen im Wirthsgarten, an denen just die ersten Blätteln auf'brochen sind . . . Und es ist nit lang ang'standen, so kommt die Meigl mit ein paar Cameradinnen auch herunter, als wie zufällig . . . stellt sich zu mir hin . . . gibt mir die Hand . . . und dankt mir, daß ich ihr gefolgt und auf ihr Abbieten so viel 'geben hab' . . . und — und . . . Aber was soll ich Ihnen all das dumme Zeug erzählen, das Einem in dem Alter im Herz' und im Kopf umgeht und das man so wenig sollt' aufkommen lassen, wie das Unkraut im Korn . . . Es ist eben zum Reden 'kommen unter uns, die Meigl hat mir g'standen, daß sie mich lieber hat als alle Andern, und wenn's mir auch so wär' — wollt' sie mit dem Vetter reden, daß er ein Paar aus uns machen und uns den Hof übergeben sollt' . . ."

Der Erzählende hielt inne; wider Willen schien er einen Augenblick vor dem Jugendbilde zu hangen, das die Erinnerung vor ihm aufrollte. Dann schüttelte er heftig mit dem Kopfe, als wenn er sich von einem lästigen Einflusse befreien wollte, und fuhr fort:

„Es war eine kurze Freud' dazumal — aber mir ist's doch gewesen, als wenn der ganze Himmel offen wär' über mir. Ich bin in lauterer Glückseligkeit gar nit mehr zurück auf den Tanzboden, sondern bin heim und hab' die einsamsten Weg' gemacht, nur daß ich recht allein hab' sein können mit meinen Gedanken. Die Leut', die mir begegnet sind, die sind mir ordentlich zuwider gewesen — und ich bin ihnen ausgewichen, und wie ich einmal eine ganze Schaar bei einander gesehen hab', die mir zug'rufen hat und zugewinkt, da bin ich davon gelaufen, in den nahen Wald hinein. Da ist mir dann leichter 'worden um's Herz, und an einem alten Bildstöckl am Weg hab' ich mich hingekniet und hab' zu beten ang'fangen... die alte Ahn'l ist mir eingefallen mit ihrem „Bet', Korby, bet" — und so hab' ich dem Herrgott gedankt, daß er's so gut vorhat mit mir . . . Auf einmal springen von allen Seiten Burschen und Männer heraus aus dem Gebüsch und auf mich zu und schrieen: „Da ist er!

Wir haben ihn! Der hat's gethan!" Eh' ich mich nur besinnen und fragen kann, bin ich auf den Boden gerissen worden und wie ein wildes Thier dagelegen mit gebundenen Händen und Füßen . . . der Alburger Galli ist erstochen gefunden worden hinter'm Wirthshaus . . . und ich sollt's gethan haben . . ."

So viele Mühe sich der Redende gab, seine Bewegung zu verbergen, gelang es ihm doch nur unvollkommen. Der Pater erwiderte nichts; er wollte die Vorgänge in Korby's Gemüth durch keine Bemerkung stören, die vielleicht abkühlend gewirkt hätte — aber sein Auge ruhte mit steigender Theilnahme auf dem Gesichte des Holzgrafen. Der Abend und die Dämmerung war eingebrochen, aber Beide beachteten es nicht.

„Am Anfang," begann Korby nach kurzem Schweigen wieder, „war ich wild wie ein scheugewordener Stier — dann aber, wie's mir so recht eingefallen ist, daß ich ja so unschuldig war wie ein neugeboren's Kind, da hab' ich mich getröst' und hab' angefangen zu lachen. Es ist mich freilich hart an'kommen, wie sie mich in Ketten wie den ärgsten Verbrecher hineing'schleppt haben auf's Landgericht; im Grund aber bin ich doch froh gewesen, denn wenn ich dem Assessor

Alles sagen werd', wie die Sach' steht, da hab' ich gemeint, es kann nit fehlen, daß er mir mehr glaubt, als die wüthigen Bauern, und mich wieder losläßt augenblicklich ... 's ist aber ganz anders 'kommen; der Assessor hat mir's haarklein vorgerechnet, daß kein anderer Mensch den Galli erstochen haben könnt' als wie ich, und daß ich ein erzverstockter Böswicht bin, weil ich's nicht eingestehen wollt. „Alle Leut' wissen," hat er mir gesagt, „was Du für ein unbändiger Mensch bist in Deinem Zorn. Du hast den Galli schon am Nachmittag bei einem Haar erwürgt und hast ihm gedroht, daß Du mit ihm zusammenkommen willst, daß er an Dich denken soll! Gleich darauf bist Du fort aus dem Wirthshaus, und hinter demselben wird der Galli im Verscheiden gefunden . . . Du bist auf einmal ohne alle Ursache fort, bist auf einem ganz andern und abgelegenen Weg heimgegangen. Wie Dich die Leute angerufen haben, bist Du davon gelaufen und zuletzt hat Dich das Gewissen geschlagen und Du hast in Deiner Angst zu beten angefangen an dem alten Bildstock im Wald . . . was kannst Du gegen das Alles sagen? Trifft nicht Alles so klar zusammen, daß man so grundschlecht sein muß, wie Du, um es zu leugnen?" — Es ist wahr gewesen — ich hab' nit

viel sagen können dagegen, und der Assessor hat sein Handwerk gar gut verstanden und hat mich herumgehetzt mit lauter Fragen und Fragen, daß es mir völlig schwindlig geworden ist im Kopfe und daß ich oft gar nit mehr gewußt hab', was er mich fragt und was ich antwort'. . . . Bei all' dem aber bin ich doch im Ganzen immer wieder ruhig gewesen — denn ich hab' auf unsern Herrgott vertraut . . . und manchen Tag und manche Stund' in der Nacht bin ich in meiner Keuchen auf den Knie'n gelegen und hab' geweint und gebet't, daß meine Unschuld an den Tag kommen sollt'... es hätt' sich ein Stein darüber erbarmt . . . und wenn die Angst über mich hat kommen wollen und die Verzweiflung, da ist's mir immer gewesen, als wenn die alte blinde Ahn'l vor mir stünd und das Spinnrad schnurrt, und die Alte wispert: „Bet', Korby, bet', — das Beten hilft!" — Aber es ist ein Monat um's andere vergangen und ich hab' die Hülf' nit herunter beten können vom Himmel, und einmal haben sie mich verführen lassen in's Verhörzimmer und haben mir das Urtel vorgelesen. Ich sei nit überwiesen, hat's gelaut't, aber im höchsten Grad verdächtig — deswegen und weil ich ein höchst gefährlicher Mensch sei, sollt'

ich aufgehoben werden . . . auf drei Jahr . . . im Arbeitshaus . . ."

Der Bauer schwieg vor Erschöpfung; der Pater vermochte einen Seufzer des Mitgefühls nicht zu unterdrücken.

„Mir ist gewesen — wie einem, der träumt und der nicht recht zu sich selbst kommen kann vom Schlaf, oder der einen Schlag vor's Hirn gekriegt hat — dann hab' ich gebrüllt und getobt wie ein Unsinniger und hab' mit den Händen an der Mauer in meinem Gefängniß gekratzt und bin mit dem Schädel dawider gerennt . . . dann hab' ich mich wieder auf das Ziegelpflaster hingeworfen und hab' gebet't . . . so lang die Welt steht, hat noch kein Mensch so inbrünstig gebet't wie ich. . . . Es war doch Alles umsonst . . . einmal sind die Schergen gekommen und haben mich auf einen Wagen gesetzt und hingefahren vor die Zuchthausthür. . . . Ich hab' mich gesperrt und an den Wagen angespreizt und hab' Himmel und Erde angerufen um Hülf' . . . es hat nichts genützt — sie haben mich zu Boden geworfen, haben mir die Haar' abgescheert und das Züchtlingsg'wand angezogen . . ."

Schluchzen unterbrach den Redenden; er brauchte eine Weile, um sich zu sammeln und fortzufahren.

„Ich bin drüben in eine hitzige Krankheit verfallen und weiß nit, wie lang ich so dagelegen bin zwischen Leben und Sterben . . . wie ich aber wieder zu mir selber 'kommen, da bin ich ein ganz anderer Mensch gewesen . . . Alles in mir ist kalt gewesen und ausgebrennt und ist nichts übrig g'blieben, als die harte steinerne Schlacken wie von den Kohlen im Schmiedfeuer. Ich hab' nimmer gewüth', aber mit dem Beten ist's auch vorbei gewesen, und ich hab' Woll' kardätscht und gesponnen, als wenn's so sein müßte — bis die drei Jahr' herumgewesen sind. Da haben sie mich laufen lassen, und ich hab' mir gedacht, ich wollt' nun geh'n, wo die Welt am weitesten ist — aber ich bin nit weit gekommen, denn vor'm Zuchthaus ist — die Meigl g'standen; die hat's erfragt gehabt, daß meine Strafzeit aus ist, und hat auf mich gewart' und hat mir gesagt, sie hat's immer geglaubt, daß ich unschuldig sei, und sie wollt' mir's beweisen und nit von mir lassen — der Vetter sei todt, der Hof gehöre ihr . . . und ich sollt' mit ihr geh'n und ihr Mann werden . . .“

„Braves Mädel,“ sagte der Pater, „und hat Euch so viel Liebe nicht gerührt? Habt Ihr nicht den Finger der Vorsehung darin erkannt, die Euch Trost und Ersatz schickte für die unschuldig ausgestandenen Leiden?“

Korby schüttelte den Kopf. „Ich hab's nit mehr gekonnt," sagte er, „es hat sich nichts mehr gerührt in mir — ich hab' keinen andern Gedanken mehr gehabt, als daß meine alte Ahn'l nicht Recht gehabt hat mit ihrem „Bet, Korby, bet' — das Beten hilft" — daß für uns keine Hand herunter greift vom Himmel . . . der Mensch, der's zu was bringen will, muß sich auf Niemand verlassen, als auf sich selbst, und sich um Niemand kümmern, als um sich selbst! — So hab' ich's gemacht und gehalten seitdem . . . ich hab' die Meigl geheirath', aber den Hof haben wir zuvor verkauft und haben uns da herinn' in meiner Heimath angesiedelt, wo kein Mensch was gewußt hat von meiner Schand' . . ."

„Und ist Eure Unschuld später nicht an den Tag gekommen?"

„Was hat's genutzt? — So ein zwölf Jahr' darnach ist der Bursch', der den Galli erstochen hat, zum Sterben 'kommen und hat's einbestanden vor seinem End'. . . . Dadurch ist's nicht ungescheh'n gemacht worden, was ich ausgestanden hab' . . . und daß es so hat geh'n können, das hat mir's gezeigt, daß der ewige Richter, von dem Sie reden, Hochwürden, sich um das nit kümmert, was auf der Welt ge-

schieht — und daß er Recht und Unrecht geschehen läßt, wie's Tag und Nacht wird und wie in dem einen Jahrgang die Frucht gerath' und in einem andern der Hagel Alles hinein schlägt in Grund und Boden. — Das ist so versteint und verbeint in mir, wie die Felswand da über uns.... Ein einziges Mal — ja, da ist mir gewesen, als wenn's noch einmal warm werden wollt' in meinem Herzen.... Das war, wie meine Toch... wie die Vefi auf die Welt kommen ist — aber es war gleich wieder vorbei, und — sie hat's auch bewiesen, daß es doch umsonst gewesen wär'. — Jetzt wissen Sie, Hochwürden, warum ich so bin, wie ich bin — und wenn sie mich einmal aus der Ammer herauszieh'n und mich einscharren in dem Eck' an der Kirchhofmauer — dann erzählen Sie's den Leuten, damit sie wissen, wie der Holzgraf dahin gefahren ist. . . ."

Bei den letzten Worten war Korby aufgesprungen, stand mit einem Satze auf der Straße und eilte durch die Dunkelheit dahin. Vergebens rief der Pater ihm nach und schritt dann, als sein Ruf unbeachtet an dem Felsen verhallte, dem Dorfe zu, in frommer Sammlung des Unglücklichen im Gebete gedenkend.

Dieser hatte bald sein ehemaliges Besitzthum, den

Durnerhof, erreicht und wollte unbemerkt von dem neuen Eigenthümer seine Thurmwohnung erreichen. Das laute Anschlagen des Hofhundes aber verrieth den Ankömmling, und der Bauer, der ihn erwartet haben mochte, trat ihm unter den finsteren Bäumen des Hausgartens entgegen. „Nun," rief er ihm zu, „wie ist's, Holzgraf? Kommst wieder heim bei eitler Nacht? Hast Dir's wohl überlegt, was ich Dir gesagt hab' heut früh, und bringst das Geld mit?"

„Geld?" lachte Korby höhnisch entgegen. „Geld werd' ich nimmer viel brauchen!"

„Aber ich desto mehr," war die Antwort, „und kurz und gut, ich hab' Dir's schon heut Morgens gesagt... ich hab' Dir schon mehr geliehen auf den Thurm und den Steinbruch, als der Bettel zwei Mal werth ist! Wenn Du das Geld nit zahlst, kannst Du heut' noch zum letzten Mal da schlafen — aber morgen ist Alles mein, und Du kannst Dir um ein anderes Quartier umschau'n . . .

„Ich will zum letzten Mal da schlafen," brachte Korby mit hörbarer Anstrengung hervor und wollte fort.

„Oder — ich will Dir einen andern Vorschlag machen," begann der Andere wieder, „damit Du siehst, daß ich's gut mit Dir mein' und einen alten Speci

wie Dich nit drücken will . . . Du bist noch ganz rüstig und kräftig, ich könnt' einen tüchtigen Arbeiter brauchen — wie wär's, wenn Du als Knecht eintreten wolltest bei mir?"

„Hund von einem Kerl," schrie Korby aufflammend, indem er auf den Bauer mit geballter Faust lossprang. „Zu Deinem Knecht willst Du mich machen?"

„So geh' zum Teufel, wenn Du willst," rief der Bauer, welcher sich schnell in die Thüre geflüchtet hatte und diese zuschlug, „aber morgen kannst Du marschiren!"

Wenige Secunden später war Korby in dem Thurmgemach allein und zündete ein Restchen Kerze an, das letzte, das er besaß, und das nur noch ein kurzes Stündchen zu dauern verhieß. Bei dem unsichern, schwachen Schein sah das Gemach noch unheimlicher und unwirthlicher aus, als bei Tage. Die einstige Pracht und Zierlichkeit war der Abnutzung und dem Verfall gewichen und bildete in ihren Ueberresten einen wirksamen Gegensatz zu den Spuren armseliger Verkommenheit, die darin hauste. Der Eingetretene schien das auch zu fühlen; indem er den Kerzenstumpf auf das zerbrochene Ofensims stellte, warf er einen flüchtigen Blick um sich und sagte halblaut: „Es ist die

höchste Zeit, wie mir scheint — wir geh'n zu Ende — alle zwei!"

Ermüdet warf er sich dann auf das dürftige Lager hin und versuchte zu schlafen — aber er vermochte es nicht. Heißer und immer heißer drängte ihm das Blut nach Stirn und Augen — rascher und immer rascher zogen Gestalten und Bilder vor seinem Geiste vorüber; er hatte die lange zurückgedrängten und vergessenen durch seine Erzählung auch für sich heraufbeschworen, und einmal befreit, wollten die Geister nicht so schnell wieder zurückkehren in ihre Gräber. In steigender Unruhe wälzte er sich auf dem Lager hin und her, eine verwirrende Angst überkam seine Sinne, er wußte zuletzt selbst nicht mehr, ob ihn wache Träume umgaben oder fieberhafte Phantasieen. Bald war er im Unterlande, bei der Hochzeit am St. Andreastage, im Handgemeng mit dem Alburger Galli, aber dieser hatte die Oberhand über ihn und würgte ihn tödtlich an der Wand — dann sah er sich wieder verzweifelnd im Gefängnisse oder hinter dem Wollrade im Zuchthause; bald befand er sich mitten unter den Cameraden seiner Schwelgereien und wollte sich durch Trinken und Lärmen übertäuben, aber es ging nicht, denn durch Alles hindurch schnurrte ihm das Spinnrad und das Ge-

murmel der alten Ahn'l in die Ohren — dann tauchten wieder drei starre todtenblasse Gesichter an seinem Lager auf und drängten sich näher und beugten sich über ihn, daß er ihre kalte Berührung zu spüren glaubte; es waren Margareth, seine Tochter Vefi und Domini, der Bildschnitzer, die sich zu freuen schienen, daß er so verlassen war, und ihm die eiskalten Hände auf das Herz legten, um zu prüfen, ob es noch schlage . . ."

Es litt ihn nicht länger — aufschreiend und mit einer Gebehrde, als wollte er die Phantome von sich abwehren, sprang er auf, aber er machte dadurch das Uebel nur ärger. Die Kerze war herunter gebrannt, und der qualmende Docht verbreitete nur noch in der nächsten Nähe des Ofens seinen röthlichen Schein — um so unheimlicher starrte die Finsterniß des ganzen Gemachs in die weit aufgerissenen Augen des Entsetzten. Das Dunkel begann sich zu bewegen und gespensterhaft durcheinander zu wogen und zu flimmern, daß er wieder die Augen schloß und die Hände fest vor's Gesicht schlug. . . . „Wenn ich nur nit so allein wär' . . ." murmelte er, „. . . so ganz allein . . . es ist schrecklich, wenn man so mutterseelenallein sein muß . . ." Er brach ab, denn im Augenblick stand es vor ihm,

wie es so ganz anders sein könnte — er sah sich von seinen Angehörigen umgeben und liebend und sorgend umringt, und etwas wie Reue wollte ihn anwandeln, etwas wie ein Gewissensvorwurf, als sei es seine Schuld, daß es so gekommen, aber er sträubte und stemmte sich dagegen mit dem ganzen Trotz seines Gemüthes. „Ich bin nit schuld daran,“ sagte er halblaut vor sich hin, „. . . sie hätten auch nachgeben können.... Warum soll's gerade ich sein, der überall Andern den Willen thut? . . . Ich bin nit schuld, daß das Herz in mir so kalt 'worden ist . . . und so steinhart. . . .“

Er ballte und preßte die Hände an der Brust zusammen, denn es schraubte ihn inwendig schmerzlich und krampfhaft, als wenn etwas, das lange gefangen oder begraben gewesen wäre, auf einmal lebendig würde oder seine Kette zerbrechen wollte. Es war vollständig finster im Gemach — nur die Nachthelle ließ das grauliche Fenster erkennen, dessen Schein allerlei befremdliche unsichere Gestalten auf den Boden warf. Plötzlich kam es dem Einsamen vor, als wenn in der Ecke daneben eine dunkle Gestalt säße und dann auf ihn heran käme . . . er täuschte sich nicht, sie saß wirklich da, die alte Ahn'l mit dem nicht ruhenden zahnlosen

Munde und den knochendürren Händen! Diese hatte sie starr gegen ihn ausgespreizt und sah ihn mit den weit offenen blinden Augen unbeweglich an und murmelte: „Bet, Korby, bet' — das Beten hilft" — Immer näher kam das Gespenst gegen ihn heran . . . wild schlug er sich vor die Brust und fuhr sich schreckensvoll in das weiße Haar. . . . „Bleib' mir vom Leibe," rief er außer sich... „es ist nit wahr... erlogen ist's, daß das Beten hilft . . . ich kann nit beten . . . ich hab' die Kraft nit mehr dazu im Gemüth, und die Wort' wollen nit mehr heraus auf die Zung' . . . und ich will auch nit beten . . . will nit schwachherzig werden zu guter Letzt . . ."

Mit diesen Worten, immer lauter schreiend, schleppte er sich vom Lager weg gegen die Mitte der Stube zu . . . er flüchtete vor der Gestalt der alten Ahn'l, die ihn mit den ausgespreizten Fingern und den starren, lichtlosen Augen fortwährend murmelnd verfolgte und immer näher kam. Jetzt war sie hart an ihm, jetzt berührten ihn die gespenstischen Finger . . . da stürzte er mit einem lauten Aufschrei des Entsetzens bewußtlos zusammen.

Wiederholtes, erst leises, dann stärker werdendes Pochen an der Thüre rief ihn nach einiger Zeit aus

der Betäubung zurück — allein eh' er etwas zu erwidern oder sich vollständig aufzurichten vermochte, ging die Thüre auf, und voller klarer Lichtschimmer fiel herein. Korby wußte nicht recht, ob er vollkommen wachend und bei sich war, oder ob die Bilder und Gesichter seiner Einsamkeit noch fortdauerten — denn in der erhellten Thüre, lebendig, schön und jugendfrisch, fast wie sie von ihm gegangen, die gefalteten Hände wie bittend weit gegen ihn vorgestreckt, stand — Vesi.

Einen Augenblick starrte er die Erscheinung zweifelnd und unentschieden an; im nächsten lag ihm die Tochter zu Füßen und umklammerte sie, indem sie vor Schluchzen und Weinen kaum die Worte hervorzustoßen vermochte: „Verzeihung, Vater... Verzeihung...!"

Dem Manne stieg es wie siedend und wallend nach Herz und Kopf; er bebte und zuckte am ganzen Körper und rief abgebrochen und stammelnd: „Laß meine Füß' los — was willst Du von mir? Ich hab' nichts zu verschenken und zu geben . . .!"

„O Vater," rief Vesi wieder, „ich will ja nichts von Dir! Ich will nichts, als daß Du mich lieb haben und wieder bei Dir aufnehmen sollst und daß ich bei Dir bleiben darf all' meiner Lebtag . . ."

„So?" entgegnete er hart, aber durch die Härte

des Tones zitterte eine innere Erweichung, wie der Schnee mürbe wird, noch eh' der Thauwind wirklich weht, der ihn schmelzen soll. „Ist es um die Zeit? Ist es Dir gegangen, wie ich's voraus gewußt hab' und gesagt? Ist Noth und Elend über Dich 'kommen, mit Deinem Burschen, um den Du Deinen Vater auf'geben hast und Deine Heimath? Kommst zurück in Noth und Schand' und meinst, Dein Vater wär' noch der reiche Holzgraf, wie dazumal? Hast Dich verrechnet, Schatz — geh' nur wieder fort und geh' betteln in der weiten Welt — ich bin auch ein Bettler wie Du!"

„Vater, sei nit so hart mit mir! Es ist ja nit die Noth und das Elend, was mich zu Dir treibt! Ich bin glücklich mit meinem Mann, so glücklich, wie ich mir's gar nie hab' hoffen können! Der Vetter Steinbacher in St. Petersburg hat den Domini aufgenommen, wie er den eignen Sohn nit besser hätt' aufnehmen können — wir haben Arbeit gehabt und Verdienst und Freude vollauf . . ."

„Und warum bist Du dann doch fort von ihm und hast den weiten Weg gemacht bis aus Rußland heraus?"

„Es hat mir keine Ruh' mehr gelassen — Vater,

um Deinetwegen! Der Gedanken, daß ich Dich so verlassen hab', daß Du vielleicht krank sein könnt'st und Niemand hast, der Dich wart' und pflegt, hat mir alle Freud' verdorben! Dein Willen, Vater, Dein Segen hat mir dabei gefehlt . . . d'rum hab' ich nit geruht, bis wir unsere Sachen zusammenpackt haben und sind heraus zu Dir . . ."

„Vefi," rief der Holzgraf, der seine Bewegung immer vergeblicher zu bemeistern strebte, „Vefi — sag' mir die Wahrheit. . . . Das hättet Ihr . . . das hätt'st Du gethan? Aber warum denn? — Hilf mir d'rauf, damit ich's begreif' . . . warum solltest Du das Alles gethan haben?"

„O Vater," schluchzte Vefi, „wie kannst Du so fragen? — Warum sonst, als weil ich Deine Tochter sein und bleiben will — weil ich Dich gern hab' von Herzensgrund und so wenig von Dir lassen kann, als von mein' guten Domini. . . ."

Der Holzgraf richtete sich hoch auf und hob die Arme zum Himmel — „Sie hat mich gern!" rief er erschüttert. „Es gibt noch Jemand auf der Welt, der mich gern hat . . ." Damit brach ihm die Stimme und unter stürzenden Thränen hob er Vefi empor,

drückte sie an die Brust und verbarg das Gesicht an ihrer Schulter.

Während der Umarmung trat Domini hinzu, der inzwischen, des Ausgangs gewärtig, vor der Thüre gestanden hatte. Er trug einen schlafenden, etwa vierjährigen Knaben auf dem Arm. „Grüß Gott, Schwiegervater," sagte er, indem er dem erstaunt empor Blickenden die Hand hinstreckte, „der kleine Korby da auf meinem Arm, Euer Enkel, kann Euch jetzt nicht Grüßgott sagen, er ist eingeschlafen vor Müdigkeit!"

„Wie ist mir denn?" rief Korby. „Es ist mir ja auf einmal ganz leicht und warm um's Herz! Ich glaube gar, ich hab' das Weinen wieder gelernt . . ."

Er fuhr sich mit beiden Händen an die strömenden Augen.

„Ja," rief er, indem er aus Vefi's Umarmung in die Kniee zusammensank . . . „ja — ich hab' das Weinen wieder gelernt . . . . und das Beten auch . . . o Du gnädiger Herrgott im Himmel droben . . . ich dank' Dir!"

— — — Am andern Tage verließ die wiedervereinigte Familie das Thurmgemach und den Durnerhof. In Oberammergau wurde eine kleine hübsche Wohnung gemiethet, denn Domini hatte ein schönes Stück Geld

verdient und konnte sich bequem und behaglich einrichten, um als Bildschnitzer wieder fortzuarbeiten, wie vorher. Mit neuer Rührigkeit ging er daran, Vefi begann als Hausfrau zu schalten und zu walten im Hause und so konnte es nicht fehlen, daß in dem kleinen Hause mit den neuen Bewohnern auch die Freude einzog und die Zufriedenheit.

Der alte Holzgraf lebte neu auf in dem sichtbaren Glück seiner Angehörigen, in dem ruhigen Frieden ihres Heimwesens, in der sorgsamen Liebe, mit der sie ihn pflegten und behandelten.

Dennoch schien die Veränderung bei ihm nicht von Dauer sein zu wollen.

Nur wenige Tage waren vergangen und darüber von den neuen Verhältnissen der erste Reiz abgestreift, als die Stirn des Holzgrafen sich wieder zu verfinstern begann und mit angstklopfendem Herzen bemerkte Vefi, daß er immer öfter und immer länger vom Hause abwesend war. Kam er dann zurück, so saß er in einem Winkel der ihm eingeräumten Stube und brütete unheimlich vor sich hin — selbst die Liebkosungen des kleinen Enkels, der sein ganzes Herz gewonnen zu haben schien, vermochten nicht, ihn daraus zu befreien.

Eben war es wieder Abend geworden, das Abendessen stand auf dem Tische, und Vefi flüsterte ihrem Manne betrübt die Mittheilung zu, daß der Vater den ganzen Tag nicht nach Hause gekommen sei und sich Gott weiß wo herumgetrieben haben müsse.

Domini's Erwiderung wurde durch das Oeffnen der Stubenthüre abgeschnitten: auf der Schwelle stand der Holzgraf mit vergnügt lächelndem Angesicht, um Brust und Leib eine blaue Arbeitsschürze gebunden, das Beil auf der Schulter, Säge und allerlei Werkzeug in der andern Hand.

„Vater," rief Vefi ihm entgegeneilend, „wie kannst uns das anthun und so lang' wegbleiben? Sag' nur, wo Du gewesen bist!"

„Siehst mir das nit an?" fragte er lachend. „Ich hab' das rechte Kraut gefunden, das mich kurirt — das Arbeiten — ich hab' mich als Tagwerker verdungen drüben beim Nachbar Zimmermeister!"

„Aber Vater," rief Vefi tadelnd und doch überglücklich. „Es gäb' doch Arbeit genug im Haus ... warum verdingst Du Dich zu fremden Leuten!"

„Weil ich meinen eigenen Kopf hab', den Du mir lassen mußt," sagte er. „Hab' ich in allem Andern Wort gehalten, hab' Dich, Du gutes Leut, davonge-

jagt und den Durnerhof um ein Spottgeld verkauft, so will ich auch das Letzte halten und mach' den Ammergauern die Freud', daß sie den Holzgrafen im Taglohn arbeiten sehn!"

„Recht so," rief der inzwischen eingetretene Pater Ottmar, der gern Abends ins Haus kam, sowohl wegen seines Zöglings, als wegen des Holzgrafen, der ihm durch das bewiesene Vertrauen und die eingetretene Sinnesänderung werth geworden war. Seelenvergnügt schlug Korby in die Hand des Paters ein, als dieser sie ihm zum Gruße entgegen streckte und rief: „So ist's recht, Korby, jetzt seid Ihr auf dem rechten Wege! Arbeit ist das einzige Mittel, welches das Gleichgewicht herstellt zwischen Leib und Seele, und mit dem Gebet der einzige Balsam, der sie kräftig und geschmeidig erhält alle Beide!" — Dann wandte er sich auch an Domini und wollte wissen, ob auch er seine frühern Träume, als Bildhauer Ehre und Ruhm erwerben zu wollen, wirklich so ganz aufgegeben habe. „Ich habe sie aufgegeben," sagte dieser lachend, „und bin froh, daß es so gekommen ist — den beschränkten, aber glücklichen Kreis, der mich jetzt umgiebt, vermag ich vollständig auszufüllen — in dem größern des Künstlers wäre ich wohl ein unglücklicher Stümper

geblieben . . . denn ich glaube, Sie haben damals doch Recht gehabt mit dem Haifisch!“

Im Dorfe war natürlich das Aufsehen über die neuen Ereignisse groß und andauernd, aber größer noch war die Freude, als man die günstige Wendung sah. Alles gönnte Besi und ihrem Manne das verdiente stille Glück, und wer früher, wenn der Holzgraf durch die Straßen ging, ihm bedenklich nachgesehen und die Achseln gezuckt hatte, der sah ihn jetzt mit einer Art von Respect an, wenn er rüstig an der Arbeit stand oder mit den Werkzeugen über die Schulter Feierabends zu seinen Kindern nach Hause eilte.

— An einem schönen Sonntagsmorgen im Juni zog die Ammergauer Dorfmusik in frühester Stunde durch die Straßen, denn es sollte wieder „der Passion“ gespielt und die Bewohner und die Gäste lustig gemahnt werden, sich bald aus den Federn zu machen, damit sie noch dem Hochamte beiwohnen könnten, das wegen des Beginns des Schauspiels zu ungewöhnlich früher Stunde begann. Die auf dem Kirchhofe und an den Straßen Stehenden bemerkten unter den Kirchgehern auch den Holzgrafen, der zwischen Besi und Domini, den Enkel an der Hand, der Kirchthüre zuschritt. An der Thüre traf er mit andern Männern zusam-

men, darunter Luipold, der invalide Wachtmeister, welcher den Andern eifrig erzählte und ihm mit freudestrahlendem Gesichte zurief: „Freut Euch auch mit, Holzgraf! Heute Nacht ist die Nachricht gekommen — die Alliirten haben vor drei Tagen in einer ungeheuren Schlacht . . . bei Waterloo, glaub' ich, war es . . . den Kaiser Napoleon vollständig geschlagen und vernichtet! Jetzt endlich ist es Friede und wird Friede bleiben — jetzt kann ein ehrlicher Deutscher den Kopf hinlegen und in Ruhe dahin fahren!"

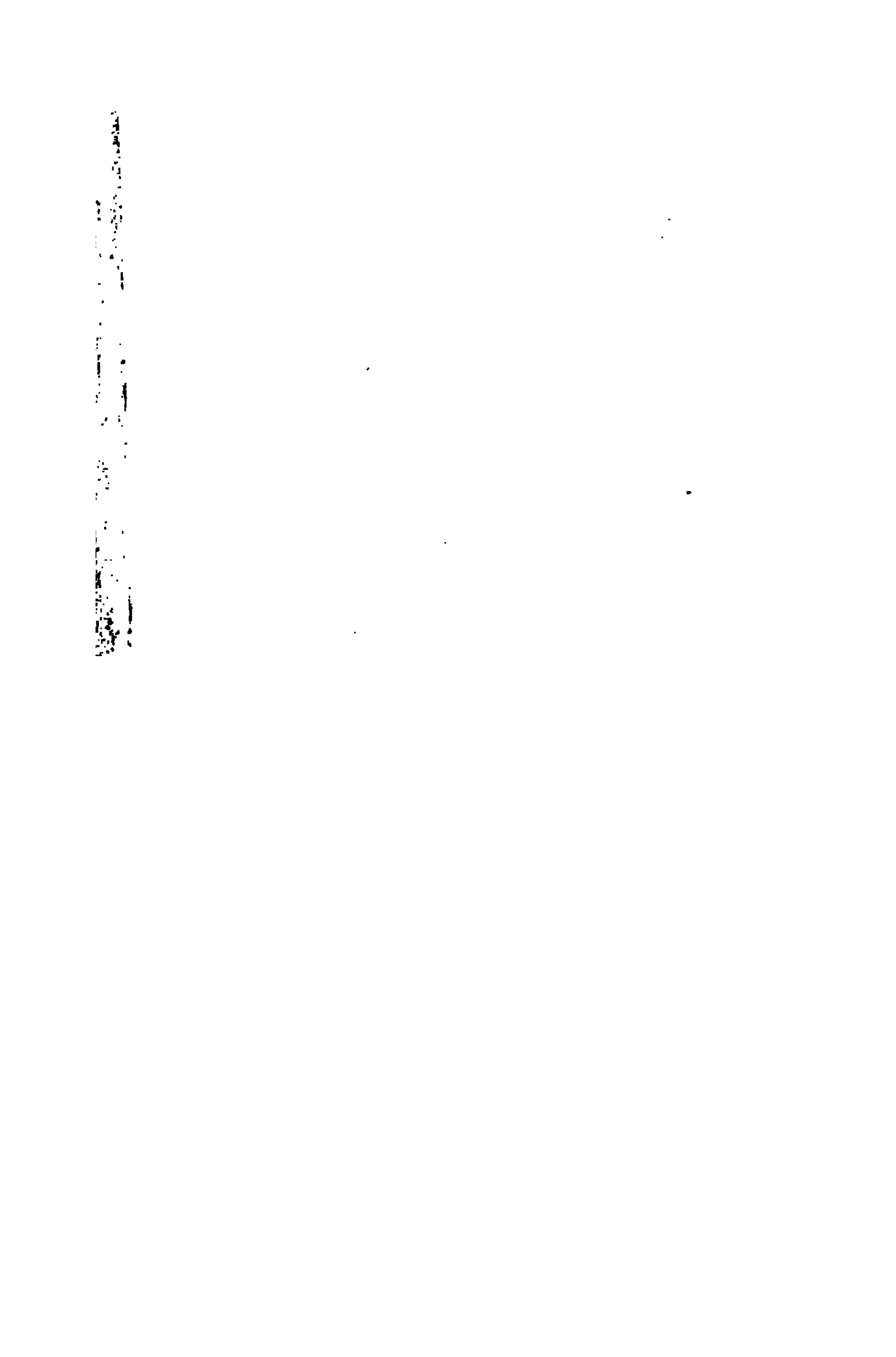
Das wiedergekehrte Glück im Hause des Holzgrafen hatte Bestand — bis an jene Grenze, an welcher der Bestand alles Irdischen endet.

Sollte aber vielleicht ein Leser, der Ammergau gesehen, sich nach Haus, Namen und Ort genauer erkundigen wollen, so lasse er die unnütze Mühe. Namen und Orte sind verändert und verschoben, um sie unkenntlich zu machen. Zwar ist Pater Ottmar schon längst zur Ewigkeit heimgegangen; der Wachtmeister liegt schon lange unter der selbst gedichteten Grabschrift; Vefi und Domini, wie der Holzgraf selbst, haben ihre Gruben auf dem Friedhofe gefüllt — aber ihre Enkel leben noch, ein tüchtiges, rüstiges, wackeres Geschlecht, dem aber die eignen Erinnerungen fast verloren gin-

gen. Nur hie und da denkt noch ein älterer Mann der damaligen Ereignisse und berichtet in vertraulicher Stunde, wie es dem Erzähler von seinem gastlichen Wirthe begegnete, von den sonderbaren Erlebnissen des — Holzgrafen.

V.

Die Venediger.



1.

Unter den Gauen des herrlichen deutschen Landes ist wohl keiner, der so sehr von landschaftlichen Schönheiten überströmt, als der oberbayerische. Kaum irgendwo ist die Abwechslung von fruchtreichen Ebenen und mächtigen prachtvollen Wäldern, von schön umuferten Flüssen und herrlichen Seen reicher; selten rücken die gewaltigen Fels- und Waldkolosse der Gebirge zu so lieblicher und traulicher Thalbildung aneinander, und wohl nirgends ist das Angenehme so mit dem Nützlichen verbunden, denn der Segen des Landes geht mit der Schönheit Hand in Hand. Dabei ist nicht bloß an jene Gegenden Oberbayerns gedacht, welche wie sein Hochland, eine mit der Schweiz und Tyrol wetteifernde Berühmtheit und Besuchtheit erlangten, oder an jene, welche der große Verkehr in die Fäden seines

Eisennetzes gezogen hat — es gibt glücklicher Weise noch eine zahllose Menge erhebender oder anmuthiger Plätze, welche den einsamen Naturfreund, den Verehrer beschaulicher Ruhe, die Anhänger eng vertrauter Geselligkeit verheißend und worthaltend zu sich laden. Noch winkt manches heimische Dörfchen in waldumschlossener Thalflur, an welchem der Strom der reisenden Touristen sich unbekümmert vorüberwälzt — noch lockt mancher Berg, manches schimmernde Seegelände, in welchem noch kein schreibender Tourist die Schönheiten aller Art, Geschichten und Sagen abgepflückt hat, um sie vertrocknet in den Blättern seines Herbariums zu sammeln.

In eine solche minder bekannte, aber von reicher Schönheit übergossene Gegend führt diese Erzählung. Ein breiter Hügelabhang senkt sich in schön geschwungenen Wellenlinien zu einer anmuthigen kleinen Ebene hinunter, links und rechts von Waldsäumen begrenzt, welche ihre Ausläufer und Spitzen in buschigen Streifen vorstrecken. In der Ebene aus den Wipfeln eines Gartenwaldes von Fruchtbäumen ragen die dunklen Dächer, sehen die weißen Wände, und schimmern die blanken Fenster eines Dörfchens hervor; der weiße Thurm eines Kirchleins strebt hoch darüber hinaus,

und lugt wie ein wohlbestallter Wächter um sich. Hinter dem Dorfe und seinen Bäumen streckt sich die klare, blaulich schimmernde Wasserfläche eines mächtigen See's dahin, jenseits in duftiger Ferne von einem grünen ragenden Landstrich eingefaßt, über dessen Fluren, Schlösser und Thürme die Salzburger Alpen in vertraulicher Nähe majestätisch emporsteigen.

Der dunkle langgestreckte Bergrücken mit den roth scheinenden Marmorwänden ist der Untersberg; das Dörfchen am Ufer heißt Tettenhausen, und das langgedehnte blauglänzende Wasserbecken ist der Waginger- oder Tachen-See.

Vor etwa vierzig Jahren, zur Zeit, als diese Geschichte sich begab, lagen Dorfhäuser und Kirche noch nicht so weißglänzend da; die Gebäude und Scheunen, welche seither aus dem Schutt mehrerer Brände wieder emporstiegen, sahen damals viel einfacher, ländlicher und holzreicher aus als jetzt, wo das städtische Herrenhaus seine Abbilder auf's platte Land abzuspiegeln begonnen hat. Unter den damaligen Häusern fiel jedem Vorübergehenden ein kleines Haus durch seine besondere Zierlichkeit und durch die Sauberkeit der ganzen Umgebung auf. Zwar war nur das Erdgeschoß von Steinen gebaut, und das in den Dachgiebel auslaufende

obere Stockwerk nur von Holzwerk zusammengefügt, aber die Mauer war blank wie ein geschältes Ei, und die Balken und Bretter trugen ein so kräftiges, von Zeit und Wetter aufgetragenes Braun, daß das Ganze ungemein lieblich aus den grünen Kronen der Zwetschgen- und Apfelbäume hervorsah. Der Platz rund um das Häuschen her war so rein wie ein weiß gescheuerter Stubenboden, und mit dem feinen Ufersand des Sees bestreut, zu welchem wenige Schritte von der Hausthüre weg ein breiter lichter Kiesweg hinunterführte. Die Fenster des Hauses schimmerten klar, als ob sie erst den Tag vorher die Werkstätten des Glasers verlassen hätten; die Gräb — der ziegelgepflasterte schmale erhobene Fußweg vor dem Hause — brannte in freundlichstem Roth, und die offene Hausthüre ließ erkennen, daß Fletz und Stuben der schmucken Außenseite vollkommen entsprachen. Auf der Gräb stand eine aus rauhen Birkenzweigen kunstreich zusammengefügte Bank, von welcher sich ein gar anmuthiger Ueberblick auf den See, auf das jenseitige Gestade und sein Gebirge aufthat. Zu beiden Seiten des Wegs waren weite weiße Fischernetze mit den braunen Korken an Stangen aufgehängt, und verriethen Stand und Beschäftigung des Bewohners, auch wenn es die über der Hausthüre an

Haken angebrachten und aufgehangenen Angelgerten, Ruder und Stangen nicht gethan hätten. Der Bewohner stand eben am Ufer des See's, der, von einem angenehmen Lüftchen bewegt, seine Wellen leicht verloren an den Sand schlug, und einen grün und weiß angestrichenen Nachen schaukelte. Er zog eben die Kette fest, welche das Fahrzeug am Strande hielt, und schien das zierliche Schiffchen wie eine eben erst vollendete und gelungene Arbeit mit vergnügtem Ausdruck zu betrachten. Es war ein hübscher Bursche von einigen zwanzig Jahren, mit frisch geröthetem Angesicht, um welches das lichtbraune Haar sich in kurzen natürlichen Locken krauste; die lebhaft blauen Augen gaben ihm einen gutmüthigen, fast tiefsinnigen Ausdruck, der mit dem schlanken und kräftigen Körperbau etwas in Widerspruch stand. Allgemach schien er mit der prüfenden Besichtigung des neuen Kahns zu Ende zu sein, denn er wandte sich um, schritt aber nicht dem Hause zu, sondern blickte und horchte aufmerksam um sich herum. Kein Laut war zu vernehmen, nirgends eine lebende Seele zu erblicken. „Sie wird wohl in die Vesper gegangen sein," sagte er halblaut vor sich hin, als er nichts zu entdecken vermocht hatte, und ging langsam dem Hause zu. „Die wird wohl bald aus sein — ich

will seh'n, ob ich mir das lange Passen vertreiben kann..."

Am Hause angelangt, setzte er sich auf die Bank von Birkenstangen und langte von dem Simse des darüber befindlichen geöffneten Fensters ein großes Buch in gelblichem Ledereinband heraus. Er legte es auf die Kniee, öffnete die Messingklammern, die es zusammenhielten — warf noch einen forschenden und ungläubigen Blick in der Runde herum, und begann dann mit einer Art betrübter Ergebung zu lesen. Es war ringsum so stille, daß man den Schlag des eigenen Herzens hätte hören können; nur manchmal, wenn der Seewind sich etwas rascher aufmachte, rauschte es in den Bäumen oder die Wellen schlugen wie schwätzend an den Kahn. Das kleine Fischerhaus in seiner Zierlichkeit, in seiner traulichen Begränzung und dem Frieden seiner ganzen Umgebung bot ein ungemein liebliches Bild, und schien so recht zum Bleiben einzuladen. Es war, als ob der durchziehende Wind und die anschlagende Welle davon erzählen wollten: „hier ist gut sein."

Einen ähnlichen Eindruck schien das Haus auch auf einen großen starken Mann zu machen, welcher von seitwärts über den Wiesenpfad hergekommen war

und nun, mit beiden Armen auf den Zaun gestützt, in das kleine Gehöft hinein sah. Er hatte eine mächtige Kraxe auf dem Rücken, deren oberer Theil über den Kopf hervorragte. Ueber derselben lag ein grüner Spitzhut und eine braune Loden-Joppe ohne Kragen, die den Tyroler nicht verkennen ließen. „Grüß' Dich Gott, Fischer!" rief er nach einer Weile, als er sah, daß der Lesende, ganz in sein Buch vertieft, ihn nicht bemerkte. „Selbiges muß wahr sein — Dein Häusel sieht aus wie eine Kapellen! Da steh' ich schon eine ganze Weil', und reiß' das Maul auf vor Verwunderung! Und Du sitzest auch da, wie der Einsiedel vor der Klausen, mit dem Buch in der Hand — geht Dir nichts mehr ab, als die Kutten und der Bart!"

„Mach's nit gar so kräftig, Lemoni-Sepp," erwiderte der Fischer lachend, indem er aufstand und dem Tyroler über die Umzäunung die Hand bot: „Ich kann's halt net leiden, wenn die Sach' so verlumpt ausschaut und so unordentlich — es geht in Einer Arbeit hin, wenn man's gleich recht und sauber macht. Ich bin ein gelernter Zimmermann und kann Alles selber basseln und Zeit hab' ich auch genug, beim schlechten Wetter, wenn's doch nichts ist mit dem Fischen und mit dem Ueberfahren. Es ist also kein

Wunder, wann's bei mir sauberer ausschaut als anderswo ... Aber komm' nur herein, wenn Du Zeit hast. Oder willst etwa gar überfahren? Daraus wird nichts, ich kann jetzt nicht fort, und wenn Du mir Deine ganze Kraxen schenken thätst — ich muß auf einen Besuch warten ..."

„So, so," sagte der Tyroler schlau, „hab' ich mir's doch gleich gedacht, es müßt' was Besondres unterwegs sein! Und jetzt seh' ich erst, daß Du selber auf'putzt bist, wie ein Hochzeiter. Sacra! Das blaue Leibel mit den Silberzwanz'gern und die Pfoad (Hemd) mit denen feinen Falbeln, und der Buschen auf dem Hut — das hat was zu bedeuten ..."

„Du könntest es schier errathen haben," schmunzelte der Fischer.

„Etwan nit?" rief der Tyroler, „Sel' seh' ich Dir am Gesicht an, daß es nichts ist mit der Kutten und mit dem Bart!" Damit schlug er klatschend in die Hände und sang im munteren Tone:

„Der Einsiedel am See
„Ist allein nimmer gern
„Und er möcht für sein' Leb'n halt
„Ein Zweisiedel wer'n!"

Der Tyroler machte dazu eine tanzartige Wendung und stampfte mit den Füßen, daß es dem Fischer auch in die Beine kam und er von seiner Lustigkeit angesteckt, singend und tanzend entgegnete:

„Und das Zweisiedel-Werden,
„Und das wär' mir schon recht
„Und wenn nur das Madel
„Den Einsiedel möcht!"

Die Reihe war wieder an dem Tyroler, der auch ohne sich zu besinnen fortfuhr und sang:

„Was sollt' sie nit mögen?
„Was sollt' sie sich g'stell'n?
„Kriegt ein' prächtigen Klausner
„Und a schöne Kapell'n!"

Der Fischer brach in lautes Lachen aus. „Du bist und bleibst halt ein närrischer Kerl, Lemonisepp," rief er, „und machst andere Leute auch noch zum Narren! Haben wir uns nit angesungen, als wenn's zum Trutz wär oder als wenn's zum Fensterl'n ging'! Aber was willst denn eigentlich? Warum bist zu mir kommen?"

„Ueberfahrn will ich," entgegnete der Tyroler, „aber nit gleich. Will erst noch zum Vicari hinüber, ob mir die Köchin nit die paar Limoni abkauft, die ich

noch in der Kraxen hab'. S'ist nimmer woltern viel — ich hab' ein' guten Handel gehabt und geh' schon wieder heim, um eine frische Ladung. Soll Dir auch was ausrichten von der Frau Gerichtshalterin droben in Tengling; die hat mich fast ausgekauft und hat mir angeschafft, weil doch mein Weg über Tettenhausen und zu der Ueberfuhr geht, ich soll Dir sagen, daß sie bis morgen ein vier oder fünf schöne Forellen braucht. Morgen kommt die Herrschaft, da gibt's eine Gasterei — d'rum sollst die Fisch' heut noch hinauf bringen, wann's sein kann . . ."

„Ja wohl," erwiderte der Fischer achselzuckend, „die gestreng' Frau kann leicht anschaffen! Als wenn ich die Forellen so am Schnürl hätt' — der Himmel ist einmal zu hell, bei dem Wetter beißt keine an . . ."

„Vom Hochwürden Vicari weg," unterbrach ihn der Tyroler, „will ich noch anfragen, wie's beim Wirth ausschaut und ob er etwan eine Bestellung macht . . . in einer Stund' ungefähr komm' ich wieder: derweil wirst wohl fertig sein mit Deiner Zwiesprach und wirst mich überfahren . . . Also b'hüt' Gott, Fischer! Ich mein' alleweil, es kommt dort was Weißes, wie ein Schurz, durch das Gebüsch daher — das wird wohl die Kutten von demselbigen Zweisiedel

sein . . . da will ich machen, daß ich aus der Bahn komm!"

Lachend und mit rüstigen Schritten eilte der Mann den engen, theilweise von Gebüschen eingefaßten Gangsteig dahin, welcher etwas oberhalb in die Dorfgasse einmündete. Ein hübsches Mädchen in Bauerntracht kam ihm in einiger Entfernung entgegen: bei ihrem Anblick stieß der Tyroler einen lauten langgezogenen Juhschrei aus, daß es weithin schallte, dann fing er wie zuvor, zu singen an.

Während des Singens schritt er an dem Mädchen vorbei, dem er, ohne sich zu unterbrechen, lachend und vertraulich zunickte, daß sie ihn befremdet und fast unwillig ansah. Es war eine feine Gestalt, welcher das gestickte Mieder mit den kurzen Aermeln sehr gut ließ, und aus deren wie Milch und Blut gefärbtem Antlitz ein paar rasche braune Augen sehr entschieden hervorsahen. Sie hatte das dunkelbraune Haar in Zöpfen um die Stirn geflochten, und trug den breitrandigen Strohhut in der Hand, daß dessen grünes Band auf die stattliche weiße Schürze niederhing. Sie hatte im Ganzen das Aussehen eines Bauernmädchens und doch war in einer Menge kleiner Einzelheiten das

Bestreben nicht zu verkennen, sich der Tracht der Städterinnen zu nähern.

„Was ist denn das für ein geschupfter Ding?" fragte sie den Fischer, dem es bei ihrem Anblick heiß in's Gesicht stieg, während sie halbumgewendet dem Tyroler nachsah.

„Kennst ihn nit?" antwortete der Fischer. „Es ist der Lemonisepp aus dem Tyrol — ein seelenguter aber närrischer Mensch: er hat mir eine Botschaft gebracht von der gestreng' Frau in Tengling. Aber laß Dir nur zuvor Grüß Gott sagen, Sandel (Susanne)," fuhr er, ihre Hand ergreifend, fort. „Weil Du nur da bist!"

„Grüß Dich Gott, Waldhauser (Balthasar)," erwiderte sie, ohne dem Fischer die Hand zu entziehen, aber auch ohne seinen warmen Händedruck zu erwidern. Er war über ihre Ankunft so erfreut, daß er diese Zurückhaltung gar nicht bemerkte, und auf's Angelegenste bemüht war, sie in sein kleines Gehöft zu führen. „Komm nur herein," sagte er, „wie hab' ich mich darauf gefreut, daß Du einmal zu mir kommst! Wie lang hab' ich heut' schon auf Dich gewart't!"

„Das Warten muß Dir justament nit hart ge-

worden sein," entgegnete sie spitzig, „ich mein', ich hab' ganz lustig singen gehört."

„Das ist der Sepp gewesen, der Spassettelmacher — und warum hätt' ich nit mitsingen sollen? Ist mir doch so froh um's Herz gewesen, weil ich gewußt hab', daß Du schon unterwegs bist zu mir! — Aber ich mein' gar, Du schaust verdrießlich drein? Bist harb, Sandl? Und wo hast denn den Burgstaller gelassen?"

„Der Göth kommt bald nach," sagte das Mädchen, indem sie mit dem Fischer in's Haus trat, „er hat noch ein Geschäft beim Gemeinpfleger zu besorgen!"

„Desto besser!" rief Waldhauser vergnügt. „So können wir desto ungestörter mit einander reden! Ich kann Dir Alles sagen, wie mir's um's Herz ist, und kann Dir das Haus und all' mein bissel Sach ungescheuter zeigen — wenn ein Dritter dabei wär', könnt' ich's eh nit so gut!"

Damit begann der glückliche Fischer das Mädchen im Hause herumzuführen. Jede Stube wurde geöffnet, und ihre schlichte, alte, aber sauber gehaltene Einrichtung vorgezeigt. Besonders im obern Stock in der guten Kammer gab es allerlei zu besehen, von den blanken Zinntellern und den Krügeln mit funkelndem Deckel bis zum buntgemalten Kasten mit seinem roth-

bebänderten Leinwand=Vorrath. Alles war stattlich und reichlich; man sah, daß in dem Hause seit Jahren Fleiß und Sparsamkeit gewohnt, und ihre Schätze aufgespeichert hatten. Waldhauser machte es ein großes Vergnügen, der Geliebten all' seine Reichthümer vorzuzeigen und dabei zu erzählen, wie dieß oder jenes Stück in's Haus gekommen war, und wie manch' freudige und traurige Erinnerung sich an Geschirr und Einrichtung knüpfte. In seiner redseligen Fröhlichkeit bemerkte er lange gar nicht, daß Sandl an all' den Sachen kaum einen geringen Theil seines Vergnügens zu empfinden schien; sie ging kleinlaut und einsilbig neben ihm her, und ihre Gedanken schienen mit ganz andern Dingen beschäftigt zu sein.

Zuletzt konnte ihm Sandls Stimmung natürlich nicht mehr entgehen; er stockte merklich in seinem Redefluß und es war gut, daß der Rundgang durch das Haus nicht eben besonders lange Zeit in Anspruch nahm. Schweigend traten Beide wieder vor die Thüre und nahmen auf der Birkenbank Platz. „Sandl," sagte Waldhauser, „mit Dir ist es nicht, wie es sein soll: ich hab' es schon vorhin gemerkt, wie Du gekommen bist! Wir sind allein. Geh', red', sag's heraus, wenn Du was auf dem Herzen hast!"

Sandl sah einen Augenblick sinnend zu Boden: „Ja,“ sagte sie dann, „es ist wahr, ich hab' was auf dem Herzen — ich hab' deßwegen den Göthen fortgeschickt, damit ich's Dir sagen kann . . .“

„Sandl!“ rief der Bursche, „was wird's sein, daß Du so ernsthaft dreinschau'st? Du machst mir ja völlig Angst! . . . Gefällt's Dir etwa nicht bei mir?“

„Ja, es gefallt mir so weit ganz gut,“ sagte das Mädchen zögernd, „es ist Alles recht nett bei einander . . . recht sauber . . . aber . . .“

„Aber?“ fragte Waldhauser besorgt, da sie innehielt.

„Aber,“ fuhr sie fort, „aber — Du mußt nit harb werden, Waldhauser, ich mein's gewiß gut . . . aber es ist mir doch Alles gar zu klein beieinander. . . .“

Waldhauser sah sie mit großen Augen an: er schien nicht recht zu begreifen, was sie meinte. „Zu klein?“ sagte er.

„Ich kann mir nit denken,“ begann Sandl wieder, anfangs schüchtern, dann immer beherzter, „daß wir als Ehleut' unser Auskommen bei Deiner Fischerei haben. Vom Haus kann man nichts herunterbeißen und das Andre . . .“

„Wenn's weiter nichts ist!“ rief Waldhauser sichtlich erleichtert. „Das ist mein geringster Kummer! Mein Ahnl hat das Haus gebaut und hat sich redlich und gut fortgebracht bei der Fischerei. Mein Vater und meine Mutter sind alt dabei geworden und gesund und vergnügt gewesen — der See ist gar ein großes Feld, das sich sobald nicht ausschöpfen läßt! Er wird mit der Hilf Gottes auch noch für uns ausreichen . . .“

„Ausreichen! Aber wie? Hab' ich ja selbst Deine Mutter noch gekannt und weiß, daß sie ihr Lebenlang nichts als Sorg' und Arbeit gehabt hat und ein altes zusammengearbeitetes Weibel war!“

„Sandl!“ rief Waldhauser; er vermochte vor Staunen und Entrüstung nicht mehr hervorzubringen.

„Hab' ich nit Recht?“ fuhr sie rascher fort. „Das Fischen ist und bleibt ein armseliges Brod und ein gefährliches dazu! Wenn Du einmal nichts fangst; oder wenn den Leuten die Lust zum Fischessen vergeht, von was sollen wir dann leben? Von den Gräten werden wir auch nicht satt!“

„Das ist ein bittres Wort, Sandl,“ sagte Waldhauser gekränkt, ich hätt' mir eher den Tod eingebildet, als daß ich so was von Dir hören müßt'! — Ich

kann zimmern und verdiene mir in der schlechten Zeit und den Winter durch ein schönes Geld auch ohne die Fischerei. Hunger sollst Du bei mir nit leiden, Sandl — eh' wollt' ich arbeiten, daß mir das Blut aus den Nägeln spritzt!"

„Und wenn Du krank wirst?" fragte sie ruhig. „Es bleibt doch eine ewige Fretten, eine immerwährende Plag' und Notherei!"

Dem Fischer traten die Thränen in die Augen. „O Sandl, Sandl," sagte er, „jetzt versteh' ich Dein Reden erst — Du willst Dich losmachen von mir, Du hast mich nimmer lieb!"

„Warum? Ich hab' Dich gern, Waldhauser — Du bist mir lieb und recht, und ich will kein' andern Burschen, als Dich: aber ich möcht' auch versichert sein, daß es uns gut geht mit einander, und daß es Dich und mich nit einmal reuen soll!"

„Hab' keine Sorg'," rief der Fischer herzlich, „mich wird's nie reuen: das weiß ich gewiß! Aber daß Du so reden kannst, das thut mir blutig weh' . . . ich kenn' Dich ja gar nicht mehr . . . der Dienst im Wirthshaus muß Dich so verwandelt haben! Es ist mir gleich nicht recht gewesen, daß Du nicht eine Bauerndirn' geblieben bist!"

„Freilich,“ erwiderte sie, „hab' ich da geseh'n, daß man auch anders leben kann, als daß man sich den ganzen Tag abhetzen und abmüden muß in der Hitz' und in der Kält'! So ein Wirth ist doch was Andres! Der kann ruhig leben und ohne Sorgen und kann in seinem Einspänner herumkarreln im ganzen Land, die Leut' tragen ihm das Geld doch haufenweis in's Haus! — Wär' Dir das nit auch lieber, Waldhauser? Ich wüßt ein Mittel, daß es uns auch so gut gehen könnt'... Der Wirth in der Lebern,“ fuhr sie fort, als Waldhauser sie erwartend ansah, „ist alt und möcht' sich in die Ruh' geben — die Wirthschaft ist eine wahre Goldgrube ... wie wär's, wenn wir sie pachten thäten miteinander?“

Waldhauser wandte sich enttäuscht ab und zuckte die Achseln. „Pachten!“ rief er, „mit was etwan?“

„Mit was? Hab' ich nit ein paarhundert Gulden mit sammt meiner Ersparniß? Der Göth' will auch was für uns thun, und was zum Anfangen noch fehlt, legst Du darauf!“

Waldhauser mußte wider Willen auflachen. „Damit werden wir weit springen!“ rief er. „Ich bin so arm, wie ein Schneck!“

„— So hast Du wenigstens auch ein Haus wie

der Schneck," sagte Sandl leichthin, vermied es aber, den Fischer dabei anzuseh'n: sie ahnte wohl, daß ihre Worte schwer Eingang finden würden.

„Gott sei Dank — ja," erwiderte er, „aber was soll da das Haus helfen?"

„Das wär' doch klar, mein' ich ... Du verkaufst das Haus und mit dem Geld . . ."

Sie konnte nicht aussprechen, denn als ob er auf eine Natter getreten wäre, war Waldhauser von der Bank aufgesprungen. Er war blutroth im Gesicht, und seine sonst freundlichen blauen Augen leuchteten im Feuer des Zorns. „Verkaufen?" rief er. „Das Haus, das mein Großvater gebaut hat? Wo Vater und Mutter gehaust haben... wo sie gestorben sind... Wo ich selber geboren bin? Das Haus soll ich verkaufen, an dem ihr Fleiß und ihr Schweiß und ihr Segen hängt? — In Ewigkeit nicht! Sandl, das thu' ich nicht!"

„Meinetwegen!" rief das Mädchen, ebenfalls unwillig. „Und einen nothigen Fischer nehm' ich nicht!"

Waldhauser schritt aufgeregt auf der Gräd hin und her; er schien sich um das Mädchen nicht weiter zu kümmern, und die Trennung entschieden festhalten zu wollen. Er war entrüstet im tiefsten Grund des

Gemüths, und doch dauerte es nicht sehr lange, so war die erste Hitze verflogen, und er konnte sich nicht enthalten, verstohlene Blicke auf Sandl zu werfen. Diese mochte auch fühlen, etwas zu weit gegangen zu sein; doch war sie weit entfernt, es zu zeigen, und damit sie das besser konnte, nahm sie das große Buch zur Hand, und begann darin zu blättern. Waldhauser mußte nachgeben, das war in ihrem Innern ausgemacht, und wenn ihr auch keiner von seinen verstohlenen Blicken entging, hütete sie sich wohl, es merken zu lassen. Sie blickte wie festgebannt in das Buch, dessen Inhalt sie auch ohnedieß zu fesseln schien.

Nach einer Weile war der Fischer ruhiger geworden; es war ihm leid, daß er so heftig gewesen, er hoffte durch ein gutes Wort Alles wieder ausgleichen zu können. Er setzte sich neben Sandl, bot ihr die Hand, und sagte schmeichelnd: „Sei nicht bös, Sandl, Du kennst mich ja, und weißt, daß ich gleich obenauf bin! Ich hätt's wissen sollen, daß Du nur Spaß gemacht hast . . . Das ist nicht Dein Ernst gewesen — das mit dem Verkaufen? Nicht wahr?"

Das Mädchen that, als gewahre sie die dargebotene Hand gar nicht. „Es ist mein voller Ernst," sagte sie. „Ich will nicht heirathen, daß es mir

hernach schlechter geht, als jetzt: ich will's besser haben . . ."

„Es wird Dir besser geh'n, Sandl," sagte Waldhauser herzlich, „ich will sorgen und arbeiten dafür, was ich kann. Mit Fleiß und Geduld und Lieb wird's gewiß besser geh'n!"

„Fleiß und Geduld! Das weiß ich besser — wo die Armuth einmal daheim ist, da bleibt sie auch, da ist's aus mit dem Glück und mit dem Gutgeh'n. Das sind Einbildungen . . . ich hab' gehört, daß das wohl in den Büchern recht schön geschrieben steht, aber Leben ist etwas Anderes als Lesen. Das machst Du Dir selber weiß, weil Du alleweil in den Büchern steckst! Warum liesest Du denn nichts Gescheidtes heraus aus Deinen Büchern? So etwas, wie hier steht?"

Sie deutete auf das letzte leere Blatt des Buches, auf welchem einige Zeilen mit schwerer bäurischer Hand geschrieben waren. Waldhauser blickte hin: „Das hat mein Ahnl geschrieben," sagte er, „der hat's im Brauch gehabt, Alles in die alte Chronik da einzuschreiben, was ihm merkwürdig vorgekommen ist."

Sandl fuhr mit dem Finger die Zeilen nach und las nicht ohne Mühe: „Als hat mir auch mein Vater erzählt, wie selbiges Mal die Panduren und die Kra-

waten und die Rothmäntel aus dem Bayrischen herüberkommen sind, ist ein großes Gered gewesen, daß sie in der Flucht die Kriegskasse irgendwo um Tettenhausen herum vergraben haben. Ist aber niemalen nichts gefunden worden! — Das wär' was Gescheidtes!" fuhr sie fort. „Wenn Du doch alleweil liesest, so laß es auch was nutz sein: schau', daß Du die vergrabene Kriegskasse findest — dann ist uns allen Beiden geholfen!"

Waldhauser schüttelte den Kopf. „Das sind Fabeln!" sagte er: „Und ich möcht' einen solchen Reichthum gar nicht — es wär' doch kein Segen dabei und was man verdient hat, schmeckt am Besten. Sei nit übermüthig, Sandl — denk', wer das Wenige nit ehrt, ist das Mehrere nit werth — sag, daß Du mich nur hast foppen wollen und nimm mit dem Wenigen vorlieb!"

„Nein, jetzt gerade nicht!" rief sie heftig. „Jetzt hab' ich einmal meinen Kopf aufgesetzt und will doch seh'n, was Dir lieber ist — ich oder die alte Baracken da!"

„Sandl," erwiderte Waldhauser bittend und mit dem auflodernden Unmuth kämpfend, „Sandl' — besinn'

Dich! Das Haus ist ein frommes, ein ehrliches Haus, das Du nit schimpfen sollst!"

Das Mädchen stand auf. „Also willst nit verkaufen?" fragte sie scharf und kurz.

„— Nein!"

„Dann b'hüt' Gott, Waldhauser," rief sie und stieg die Gräd hinab. „Laß Dir die Zeit nit lang werden in Deinem Haus!"

„Sandl!" rief er ihr wie versteinert nach, „Du geh'st wirklich von mir? Du kannst mich wirklich so aufgeben?"

Sie blieb stehen und blickte lachend zurück. „Das sag' ich nit, Waldhauser," rief sie. „Eine Fischerin mag ich nit werden, aber schau', daß Du etwan eine Kiste mit harten Thalern fangst — dann kannst allemal wieder anfragen!"

Sie ging und war rasch aus der Umzäunung des kleinen Gehöftes, Waldhauser wußte nicht, wie ihm geschah; er traute seinen Augen kaum. Einen Augenblick zog es ihn, ihr nachzueilen, sie zurückzuhalten... er hob schon den Fuß, um die Gräd hinabzusteigen... schnell aber besann er sich wieder, und setzte sich betrübt auf die Birkenbank. Aergerlich stieß er das Chronikenbuch bei Seite, und schlug mit einem Seufzer die Hände vor's

Gesicht, um Haus und Hof nicht mehr zu seh'n — war es ihm doch, als wäre ihre eigentlichste Schönheit mit Sandl hinweggegangen.

2.

Vom Kirchthurme her verkündeten die Glocken das Ende der Vesper und weckten Waldhauser aus dem Brüten, in das er versunken war. Er hatte darüber gar nicht bemerkt, daß von Westen schweres Gewölk heraufgezogen war und den glänzenden Himmel verhüllt hatte: es war darum nicht zu verwundern, wenn er auch den Lauf der Zeit nicht beachtete. Mehr als die bedungene Stunde war vorüber, als der Citronenhändler wieder mit lustigen Schritten den Gangsteig herabkam und wieder wie zuvor über den Zaun sah. „Darf man jetzt herein?" rief er lachend und schlug ohne Antwort abzuwarten, in gewohnter Weise in den Gesang über:

„Und der Ensiedl sitzt
„Vor der Thür' wie a Stoa
„Und es wird sich nix fehln:
„Er is wieder alloa!"

Dießmal aber wandelte Waldhauser keine Lust an, singend zu erwiedern. „Bist da?“ sagte er kurz, indem er aufstand und den Kiesweg zum See hinunter ging. „Komm' nur herein — ich mach' derweil' die Zillen los.“ Der Tyroler folgte etwas verwundert, sah schweigend zu, wie der Fischer den Kahn von der Kette löste und in's Wasser schob und nahm dann auf dem Fahrbrett Platz, die leere Kraxe hinter sich in's Schiff stellend. „Fischer,“ sagte er, während dieser vom Ufer abstieß, „Du bist ein Glückskind!“

„Ja, ich spür's!“ erwiederte Waldhauser kurz und ärgerlich.

„Etwan nit?“ rief der Tyroler wieder. „Zuerst haben wir den schönsten Tag, aber kaum daß Du Forellen brauchst, ist schon der ganze Himmel voller Gewölk — jetzt werden die Forellen doch anbeißen? Aber,“ fuhr er langsamer fort, indem er den emsig Rudernden betrachtete, jetzt seh' ich erst, daß bei Dir auch ein Gewölk aufgezogen ist! Sakra — da muß' ein Wetter gegeben haben, Du schau'st ja drein, als wenn's Dir Dein schönstes Land verhagelt hätt'!“

Waldhauser hob mit den beiden Rudern zu einem gleichmäßigen, stärkeren Zuge aus, wie um seinem

Unwillen Luft zu machen. „Es ist merkwürdig, was Du gut rathen kannst!“ sagte er.

Es half nichts, daß er dem redseligen Tyroler nur kurz und widerstrebend antwortete; der Herzlichkeit und Gutmüthigkeit seines Fragens und Drängens war in die Länge nicht zu widerstehn. Auch Waldhausers Gemüth war von dem so unerwartet Erlebten so voll, daß es ihm eine Erleichterung gewährte, sich aussprechen und erzählen zu können. Der Tyroler war ja auch kein Einheimischer, vor dem er sich hätte schämen oder befürchten müssen, sein Schicksal ausgeplaudert zu sehn: ihm wurde leichter um's Herz, und der Händler trug nicht schwerer, wenn er ihm sein Geheimniß mitgab in die Tyroler Berge.

Bald wußte der Limoni-Sepp den ganzen Inhalt des verhängnißvollen Zwiegesprächs zwischen dem Fischer und seiner Braut; er kannte die Verhältnisse Beider, Sandl's Weigerung, in die schmucke Fischerhütte als Hausfrau einzuziehen und den Grund dieser Weigerung. Er schüttelte bedenklich den Kopf, pfiff vor sich hin und begann, wie halblaut vor sich hinzusingen:

„Der Baum hat viel Laub
„Und viel Zellen der Imp (Bienenstock),
„Und Du bist nit der Erst'
„Den ein Madel hat g'stimmt!“

„Ist das Alles, was Du mir zu sagen weißt?“ rief Waldhauser ärgerlich. „Dann hättest schon daheim bleiben können mit Deiner Weisheit — das hätt' mir ein Narr auch gesagt!“

„Sei nur nit gleich so oben auf,“ sagte der Tyroler lachend. „Ich bin nit umsonst aus dem Zillerthal, da ist das Singen daheim und wenn ich was recht Gescheidtes sagen soll, muß es zuvor allemal gesungen sein, das muß erst den Verstand einrichten und einkegeln! In solchen Sachen ist nit gut rathen und Du kannst nur zweierlei thun. Entweder Du schlagst Dir das hoffährtige Madel aus dem Sinn und laß'st sie laufen . . .“

„Das geht nit so geschwind,“ rief der Fischer beklommen, „wenn Du mich auch auslach'st, ich hab' sie viel zu gern dazu!“

„Ich lach' Dich nit aus deßwegen: es ist ein bildsauberes Ding, und ich weiß nit, aber das gefallt mir g'rad an ihr, daß sie so viel schneidig ist — nachher muß't halt schauen, daß Du sie herumbringst; Du mußt ihr schön thun und zureden . . .“

„Das nutzt nichts. Wenn sie einmal sich was in den Kopf gesetzt hat, dann ist das Zureden gerad' so, als wenn ich mit meinen Rudern da in's Wasser

schlag': es lauft doch alleweil dahinter wieder zusammen."

„Dann weiß ich freilich keinen andern Rath," sagte Sepp nach einigem Besinnen, „Du mußt ihr die Ausred' nehmen . . ."

„Die Ausred', daß ich nichts hab', als mein Haus und meine zwei gesunden Arm'?" rief Waldhauser mit bitt'rem Lachen. „Sei halt so gut und sag' mir auch gleich, wie ich's anstellen muß, daß ich über Nacht reich werden kann, oder wo ein Schatz vergraben liegt!"

Der Tyroler sah den Ruderer einen Augenblick, wie prüfend, an; das Gewölk am Himmel hatte sich inzwischen immer tiefer gesenkt, daß es auf der fernen Seefläche wie eine graue Wand aufzustehen schien. „Selbiges könnt ich Dir vielleicht doch sagen," rief er dann, „wenn ich wüßt', daß Du nit einer von denen Ungläubigen wär'st, die meinen, es gibt nichts, als was man mit den Händen greifen kann! — Aber was verschlagt's auch am Ende, wenn ich Dir's sag'? Wenn Du's nit glauben willst, kannst Du's bleiben lassen und wenn Du's glaub'st, kannst Du Dir heraus nehmen, was Dir taugt! Glaube mir, Fischer," fuhr er bedächtig fort, indem er sich umsah, ob auf dem weiten Gewässer Niemand in der Nähe sei, der ihn belau-

schen könnte. „Dir könnte kein Mensch besser helfen, als ein Venediger-Mandl . . .“

Der See begann unruhig zu werden und warf Wellen, welche sich an der Spitze wie das weiße Wollenfließ von Lämmern kräuselten. Der Nachen stieg und sank auf ihnen und ein plötzlicher Windstoß fuhr zwischen dem Erzähler und seinem Fährmann durch und nahm ihm das halbgesprochene Wort vom Munde weg.

„Red' nit von solchen Sachen,“ rief Waldhauser halblaut, „so lang wir auf dem Wasser sind. Ich weiß zwar nicht, was es für ein Bewandtniß hat mit denen Mandeln — aber der See leidet's nit, daß man von so was red't . .“

„Warum etwan?“ entgegnete der Tyroler. „Das ist nichts Unheiliges, denn die Venediger-Mandeln sind gute Geister und christliche dazu: zu allen heiligen Zeiten gehen sie selber in die Kirch' um Mitternacht und halten ihr Hochamt . . .“

„Und wie ist es nachher rechtsinnig mit den Mandeln?“

„Ich will Dir erzählen, was ich davon weiß — eine wahre Geschicht', die bei uns drinnen geschehen ist im Zillerthal, ein jedes Kind kann davon reden. Sel-

ben ist einmal ein alter Mann gewesen, tief drinnen am Finkenberg, der ist so viel reich gewesen, daß er sich verlobt hat, ein kleines Kirchel zu bauen und hat den Platz dazu ausgesteckt und hat angefangen, die Mauern aufzuführen. Da ist auf einmal das Unglück über ihn 'kommen, sein Hof ist abgebrannt, der Schauer hat seine Felder geschlagen und der Sterb' ist unter sein Almvieh 'kommen, daß er schier so arm gewesen ist, wie ein Bettelmann und ist ihm nichts mehr über geblieben, als ein armselig kleines Hüthäusel und etwan ein Strohsack. Der alte Mann aber hat's christlich und geduldig ausgehalten und nur das Einzige hat ihm bitter wehgethan, daß er seine Verlobniß nit hat erfüllen und das Kirchel nit hat ausbauen können. Einmal wie er so in seiner Betrübniß vor seinem Hüthäusel gesessen ist, ist auf einmal ein kleines Mandl wie ein Zwerg vor ihm gestanden, das war ganz schwarz angezogen, und hat ein schwarzes Hütel gehabt und einen schwarzen Mantel und einen schwarzen Sack auf dem Rücken. „Fürcht' Dich nit," hat das Mandel gesagt, „ich thu' Dir nichts, und ich will Dir helfen, wenn Du thust, was ich haben will." Dem alten Mann ist nit wohl gewesen bei der Sach', er hat das Kreuz gemacht über sich und über das Mandel: wie

er aber geseh'n hat, daß sich das nit fürcht' davor, hat er Courage gekriegt und hat gefragt, was er thun soll. Da hat das Mandel gesagt: „Ich bin ein Venediger-Mandel, und komm' alle Jahr zu Dir auf Besuch. Da will ich bei Dir logiren, und Du mußt mir den Sand von dem Bach, der hinter Deiner Hütten aus dem Berg heraus kommt, in meinen Sack einfassen helfen. Dafür darfst Du mich auch einmal in Venedig besuchen, und ich geb' Dir dann so viel, daß Du Dein Kirchel bauen kannst, und es Dir wieder gut geht, so lang Du lebst." Da hat der alte Mann Ja gesagt, und das Mandel ist drei Jahr zu ihm kommen, und er hat ihm geholfen, den Sand vom Bach in den Sack auffassen, und das ist lauter Gold gewesen, und hat's Niemand gewußt in der Gegend, und wenn die Schaf' auf der Weid' aus dem Bach getrunken haben, sind ihnen mit der Zeit die Zähne ganz vergoldet geworden . . ."

Die Wellen gingen höher, aber Waldhauser hörte mit solcher Aufmerksamkeit zu, daß er fast ganz aufs Rudern vergaß, und nur manchmal mit einem kurzen Zug die Richtung des Nachens lenkte, den der Wind geschäftig dem Lande zutrieb.

„Wie die drei Jahr' umgewesen sind," fuhr der

Tiroler fort, „hat das Mandel gesagt: „Jetzt ist meine Zeit um, jetzt komm ich nimmer und wenn Du mit mir gehn willst nach Venedig und willst Dir Deine Belohnung holen, so nimm den Zipfel von meinem Mantel in die Hand und halt ihn fest. Das hat der alte Mann gethan, und auf einmal ist er in einer schönen großmächtigen Stadt gewesen, die mitten im Meer steht und gar keine Straßen hat, sondern lauter Wasser. Vor ihm ist ein wunderschöns Schloß gestanden und neben ihm das Venediger-Mandel: das ist aber kein Zwerg mehr gewesen, sondern ein schöner großer Herr in einem reichen vornehmen Gewand. Der hat den alten Mann in das Schloß hineingeführt und hat ihm alle Zimmer und die Schatzkammer gezeigt, wo die Säcke mit lauterem purem Gold bis an die Decke hinaufgelangt haben. „Da nimm Dir einen solchen Sack," hat der Venediger gesagt, „das ist Deine Belohnung." Darauf haben sie miteinander gegessen und getrunken, bis es Nacht geworden ist. Da hat der Venediger den Alten noch auf eine hohe Saulen hinaufgeführt und hat gesagt, er sollt' umschauen, und da ist die Saul so hoch gewesen, daß man die ganze Welt hat übersehen können und wo irgendwo ein Gold im Erdboden oder in den Bergen gewesen

ist, da hat man es leuchten und funkeln sehn in der Dunkelheit. Nachher ist der alte Mann ins Bett gegangen, das ist auch von lauter Gold und Sammet und Seide gewesen; der Venediger aber hat ihm die Hand gegeben und hat gesagt: „Behüt' Dich Gott, alter Mann, wann wir uns etwan nimmer sehn sollten, grüß mir das Tyrolerland recht schön und wenn Du einmal in Noth kommst und mich brauchst, darfst nur in den Felsenspalt hinter Deiner Hütte, wo der Bach herauskommt, hineinschreien, dann komm ich zu Dir." Drauf ist der alte Mann vergnügt eingeschlafen und wie er in der Fruh die Augen aufmacht, ist er wieder in seiner Hütten auf dem Strohsack gelegen und hat den Goldsack neben sich gehabt. Drauf ist er aufgestanden und hat das Kirchel fertig gebaut und ist ihm so gut 'gangen, daß er das Mandel nimmer hat rufen mögen. Er ist nachher gottselig gestorben, aber das Kirchel steht noch, und wenn Du hinein kommst auf den Finkenberg, so kannst Du es selber sehn . . ."

Der Nachen landete und fuhr knirschend auf das steinige Gestade. „Da wären wir," schloß der Tyroler, indem er die Kraxe wieder aufnahm, und aus dem Schiffe stieg. „Ueberleg' Dirs, Fischer, was ich Dir

gesagt hab' — und mach', daß, bis ich wieder komm', vor dem saubern Fischerhaus wieder ein vergnügtes Gesicht sitzt oder gar ihrer zwei. Vielleicht kommt ein Venediger=Mandel und hilft Dir . . ."

„Nein, nein," sagte der Waldhauser, indem er zur Rückfahrt abstieß, „das wäre ein Frevel — damit will ich nichts zu thun haben: ich will's lieber doch noch einmal mit dem Zureden probiren . . . Behüt' Dich Gott, Simoni=Sepp, und kehr' bald wieder bei uns ein!"

Der Nachen trieb rasch in den See; der Tyroler blieb noch am Ufer stehn und sah ihm nach. „Brauchst Dich nit so zu eilen," rief er, „das Wetter thut Dir nichts — es zieht Alles in die Berg' hinein." Dann sang er ihm, wie zum Abschied nach:

„Und grüß' mir Dein Haus,
„Und grüß' mir die Sandel,
„Und, wenn Du's halt siehst,
„S'Venediger=Mandel!"

Bald waren Beide in entgegengesetzter Richtung weit auseinander; Waldhauser sah nicht mehr zurück und bemerkte darum nicht, daß der Tyroler auf dem nächsten waldigen Hügel, der ihm die Aussicht auf den See entzog, stehen blieb und ihm noch einmal grüßend den Hut zuschwenkte. Er fuhr in trübseligen Gedan-

ken dahin, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß der Rath des Tyrolers alle Möglichkeiten enthielt, welche ihm Sandels Benehmen gegenüber offen standen. Sie aufzugeben vermochte er nicht, eben so wenig als er sich mit dem Gedanken der Geisterhilfe vertraut machen konnte: es blieb daher nichts übrig, als nochmal mit dem Mädchen zu reden und das sollte noch heute geschehen. Er hatte hohe Zeit, wenn er der Gestrengen in Tengling noch die bestellten Fische liefern sollte, denn die Forellenbäche, in denen er auf einen raschen und ergiebigen Fang rechnen durfte, waren über eine Stunde entfernt. Auf dem Rückwege wollte er Sandel besuchen und sich bemühen, sie andern Sinns zu machen. Dazwischen fehlte es freilich nicht an Gedanken und Plänen, wie er durch irgend ein Ereigniß plötzlich reich werden könnte und wenn auch weder die Angelgerte, noch das Zimmerbeil die Werkzeuge waren, von denen ein solcher Erfolg zu erwarten war, so gewährte es ihm doch ein stilles Vergnügen, diesen Bildern nachzuhangen. Er malte es sich aufs Schönste aus, wie es nun sein würde, wenn er im Reichthum säße bis an den Hals und nicht mehr zu arbeiten brauchte und im Einspänner herumfahren und wie Sandel ihn verschmäht hatte, jetzt an ihr vorüberfahren

und sie eben so hochmüthig verschmähen könnte! Aber nein, das wollte er nicht . . . er wollte sie vielmehr wieder in sein Haus führen und ihr seinen Reichthum zeigen, und sie beschämen, daß der nothige Fischer nun doch ein reicher Mann geworden, bei dem sie weder hungern noch sich zusammenarbeiten müßte. So sehr er aber den Gedanken abwies und sich dagegen wehrte, kam ihm doch immer wieder die Erzählung des Tyrolers in den Sinn, und eh' er sichs versah, stand das Venediger-Mandel vor seiner Seele, und er glaubte manchmal, den Zipfel seines schwarzen Mantels um den Schiffspitz flattern zu sehen oder zu hören, wie es ihm zuflüsterte: Wenn Du thust, was ich verlang, so will ich Dir helfen! Die Täuschung war mitunter so stark, daß er ordentlich erschrak und etwas wie einen Schauder den Rücken hinablaufen fühlte. Fester zog er dann die Ruder an und war bald wieder am andern Ufer und an seinem Hause.

Rasch hatte er den Nachen geborgen und angehängt, Thüren und Fenster nach Möglichkeit verwahrt und schritt mit der Angelgerte auf der Schulter und dem Fischlägel auf dem Rücken durch das Dorf, an dessen Ende er auf einen Wiesensteig einbog. Das Ziel seiner Wanderung war bald erreicht. Aus dem weit-

hin grünenden, mit zahllosen Blumen durchwirkten Wiesengrund stiegen nach links und rechts sanfte Anhöhen empor, auf welchen reifendes Getreide sich in gelblichen Breiten dehnte. Die Hügelsäume waren mit Büschen und einzelnen Bäumen wie mit einem Zaune geziert, der die rauhen Winde davon abhalten sollte. Im Grunde des dadurch gebildeten anmuthigen Thälchens kam ein starker Feldbach daher geschossen, hell und klar, daß man jeden Kiesel im Grunde sah, und so eilig, daß er sich kaum die Zeit nahm, mit den hereinhängenden und nickenden Halmen und Blumenstengeln zu spielen und sie zu schaukeln. Allmälig erweiterte sich der Thalgrund, und der Bach spaltete sich in eine Anzahl einzelner Quellen, die zwischen buschigen Erlenstöcken und unter einem Teppich von Schmalzblümchen und Vergißmeinnicht von den verschiedenen Hügelseiten daher gerauscht kamen. Plötzlich wendete sich der in der halben Anhöhe hinziehende Gangsteig scharf um den Hügel, und mit einem Male war Art und Anblick des Thales völlig verändert. Die Hügel standen enger und steiler bei einander, das Erlengebüsch war dichter und dunkler, und in der Mitte als Abschluß stieg eine steile Felswand empor, von allerlei abenteuerlichen Spalten und Rissen durchzogen, und

nur kümmerlich mit überhängenden Sträuchern oder sich mühsam anklammernden Tannen bewachsen. Aus dem Felsen kam die Hauptquelle hervor, und bildete in den Steinen einige grüne schattige Tümpel, wo, wie der kundige Fischer wohl wußte, die Forellen am liebsten standen.

Das anmuthige Thal mit den Quellen und der abenteuerlichen Felswand heißt im Munde des Volkes „die Biberschwell.“

Waldhausers Hoffnung auf günstigen Fang wurde nicht betrogen; der wolkenbedeckte Himmel täuschte die schmucken gelenkigen Fische, und bald zappelte eine genügende Anzahl ansehnlicher rothgetupfter Forellen in dem mit frischem Quellwasser gefüllten Lägel. Der Fischer hätte sich gleich wieder auf den Rückweg machen können, aber in dem Quellenthale war es so angenehm kühl und dämmrig, daß es ihm behagte, ein wenig auszuruhen, zumal die Luft etwas schwül und von dem abseits gezogenen Gewitter nicht erfrischt war. Auch kam von den ungewohnten Aufregungen, die er erlebt hatte, eine gewisse Müdigkeit über ihn: er setzte sich also, der Felswand gegenüber, auf einen moosigen Block, mit dem Rücken an eine schräg gewachsene Birke, welche sich als bequeme Lehne darbot. Die Gedanken,

die zuvor über der Beschäftigung zurückgetreten waren, kehrten mit verstärkter Kraft zurück, und umgaben ihn, bald mehr, bald minder klar: die Ruhe, die Stille und das Rauschen der Quellen vereinigten sich mit seiner Müdigkeit, ihn einzuschläfern. Die Bilder des Reichthums standen wieder vor ihm; er sah das Venediger-Mandl im schwarzen Gewand, Hut und Mantel, wie es auf Sandl zuging, und ihr eine glänzende Goldmünze an einer Schnur um den Hals hängte: dazwischen dämmerten allerlei Erinnerungen und Gestalten empor, von denen er in seiner Knabenzeit gehört hatte. Unweit der Biberschwell ist die Stelle, auf welcher einst die Burg des edlen und unglücklichen Kaspar Thorringer gestanden hat. Das Volk hat ihn und sein Geschick vergessen, aber eine dunkle Sage lebt noch in ihm von unterirdischen Gängen, welche stundenweit von der zerstörten Burg aus unter der Erde fortgeführt haben sollen, bis an die Alz hinüber nach Stein in das Felsenschloß des wilden Heinz und unter dem Jachensee durch bis Gott weiß wie weit. Vor der Phantasie des Schlafenden schwebte es, als habe er einst gehört, an der Biberschwell, in einem der Risse der Felswand sei einmal die Ausmündung eines solchen unterirdischen Ganges gewesen. Alte Leute hatten

erzählt, daß der Gang fast verschüttet war: wer aber mit einer Stange in den dunklen Raum hinein stieß, habe die eiserne Thüre gespürt und erdröhnen gehört, welche den Gang versperrte.

Während Waldhauser schlief, ward es allmälig immer dunkler und ferne Blitze begannen zu zucken: es war, als ob das Gewitter wiederkehren wolle oder ein anderes sich gebildet habe. Er bemerkte nichts — plötzlich fuhr ein näherer und stärkerer Blitzstrahl herab, begleitet von einem fast gleichzeitigen Donnerschlage, der lange grollend nachhallte. Verwundert und erschreckt fuhr Waldhauser empor; tiefe Finsterniß umgab ihn; er besann sich, wo er sich befand, und wollte rasch forteilen, um wieder hereinzubringen, was er versäumt hatte. Er hatte schon die Angelgerte aufgerafft, und bückte sich eben, das Lägel aus der Quelle heraufzuholen. . . Da wandte er den Blick wie zufällig auf die finster emporsteigende Felswand, und — mit einem leichten Aufschrei ließ er die Gerte wieder zu Boden gleiten, und starrte mit gesträubtem Haar nach der Wand...

Vor derselben, unmittelbar am Eingange eines tiefer eindringenden Spalts stand mit einer Fackel in der Hand ein kleines altes Männchen in ganz schwarzem Gewande, mit schwarzem Hütel und Mantel . . .

Waldhauser begann das Blut zu gerinnen, und kalter Schauer rieselte ihm über den Rücken. . . . Er wußte nicht, ob er wache oder noch fortträume . . . aber da stand das Venediger-Mandl leibhaftig vor ihm, wie der Tyroler es beschrieben hatte. Der Fischer war ein beherzter Bursche, aber der unerwarteten Erscheinung gegenüber stockte ihm das Wort im Munde, als er sie anzurufen versuchte.

Jetzt hob das Männchen die Fackel empor — es war, als ob es auf Waldhauser hinüberleuchten oder ihm winken wollte; es war kein Zweifel mehr, der Venediger stand wirklich da.

Mühsam besann sich der Fischer des Spruchs, den er als Knabe oft als den besten Geistergruß rühmen gehört hatte. „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" rief er. „Was ist Dein Begehr'n?" Aber kaum war das letzte Wort ausgesprochen, da flammte ein blendender Blitz hernieder, ein ungeheurer Donnerschlag hallte an der Felswand zurück; — dann war Alles todtenstill und finster — Fackel und Männchen waren verschwunden.

Dem Fischer sprang eisige Furcht in den Nacken: er wußte kaum, wie er sein Geräthe zusammenraffte, und eilte davon. Aus den schwarzen Erlen

und Bäumen des gespenstischen Thales rauschte ihm der Gewitterwind wie ein rastloser Verfolger nach.

3.

Waldhauser lief, daß das Lägel mit den Fischen auf seinem Rücken hüpfte und erst am Ausgange des Thales hielt er an, wo man das freie Land übersehen konnte und in nicht beträchtlicher Entfernung zerstreute Lichtpunkte die Nähe menschlicher Wohnungen verkündeten. Er athmete tief auf, blickte wie verwundert um sich und sagte: „Bin ich nicht ein rechter Narr, mich so fürchten und so davonzulaufen, ohne daß ich recht weiß wovor? Es ist nur gut, daß mich Niemand gesehen hat . . . aber daran ist Niemand Schuld, als der Simonisepp mit seiner dummen Geschichte!" Beruhigt und gelassener schritt er durch die windrauschende Wolkennacht die Anhöhe hinauf, aber es währte doch eine Weile, bis seine Gefühle und Gedanken wieder gleichmäßiger erbebten und geordneter sich verbanden. Es war klar, daß die räthselhafte Begegnung an der Biberschwell nichts Uebernatürliches an sich haben konnte; es mußte irgend ein Mensch gewesen sein, der

vielleicht den Weg verloren hatte und dem von dem plötzlichen Windstoße die Fackel erloschen war. Aber dachte er dann wieder, sonderbar bleibt das Ding bei alle dem! Es führt ja gar kein Weg über die steile Felswand, und wer sollte zu dieser Zeit an den abgelegenen Ort kommen, wo Niemand etwas zu suchen hatte? Und hatte er nicht das schwarze Männchen so genau geseh'n, als wenn es hart vor ihm gestanden wäre? Hatte es nicht eine ganz absonderliche Tracht, wie sie in der ganzen Gegend Niemand trug und kannte er nicht die ganze Bevölkerung auf viele Stunden zu gut, um nicht zu wissen, daß kein Mensch einen so absonderlichen grauen Bart hatte und so klein gewachsen war, wie man nur von den Zwergen im Untersberg erzählte? Es mußte ein Fremder sein — oder der Tyroler hatte doch Recht, daß es solche Berggeister gab, und daß er vielleicht Einem davon die Macht über sich einräumte, dadurch daß er fortwährend an die Venediger und ihren plötzlichen Reichthum gedacht, und wohl auch uneingestanden und fast unbewußt herbeigewünscht hatte? Daran reihte sich die natürliche Frage, wie es nun wohl gegangen wäre, wenn das Mandl nicht verscheucht worden oder nicht verschwunden wäre? Dann wäre er vielleicht jetzt

schon im Besitz der ersehnten Schätze . . . dann wüßte er jedenfalls jetzt schon gewiß, was er glauben sollte und was nicht — trotz des ersten Schreckens traute er sich doch Muth genug zu, mit dem Geiste zu verhandeln: zwar hatte er kein Kirchlein aus dem gewünschten Gold zu erbauen, aber wozu er es zu verwenden gedachte, war ja auch nichts Unheiliges! Wollte er doch nicht mehr, als einen erklecklichen Sparpfennig für die Noth, um den Eintritt von Sandls ängstlichen Befürchtungen vereiteln zu können . . . .

Unter solchen sich kreuzenden Empfindungen und Vorstellungen hatte er Tengling erreicht, seine Fische zur großen Zufriedenheit der „Gestreng' Frau" im Schlosse abgeliefert und eilte nun dem Wirthshause zu, in welchem Sandl diente und dessen erleuchtete Fenster ihm schon fern die Dorfgasse herauf entgegen blickten. Ueberrascht blieb er nach einigen Schritten steh'n, denn mit den Lichtstrahlen trug ihm die Nacht auch fröhliche hellklingende Töne zu. Er horchte, aber er hatte sich nicht geirrt; im Wirthshause war Musik — zu seiner großen Freude, denn nun hatte er ja einen ganz einfachen und natürlichen Erklärungsgrund für sein spätes Kommen: nun konnte Sandl ihm doch nicht beim ersten Schritt in die Thüre ansehen, daß er ihret-

wegen kam und wie geneigt sein Herz war zum Frieden und zur Versöhnung.

Je näher er kam, je deutlicher ließ sich die Musik vernehmen, aber desto ungewohnter und befremdlicher kam sie ihm vor. Es hörte sich an, als wäre es nur eine einzelne Geige, aber dann klang es wieder so laut und vollstimmig, wie eine ganze Schaar der wunderlichsten Instrumente, welche bald hoch, bald tief durcheinander gellten und dröhnten. Auch die Weise war ganz anders, als die Dreher oder Ländler, welche die Dorfmusikanten auftischten, um bei Hochzeiten oder bei der Kirchweihe zum Tanze einzuladen.

Bald hatte Waldhauser das Wirthshaus erreicht und trat mit dem gewohnten „Gelobt sei Jesus Christus" in die Gaststube. Niemand achtete jedoch auf seinen Gruß, denn alle Anwesenden standen mit dem Rücken gegen die Thüre und sahen dem Tanze zu, der in der Mitte der Stube aufgeführt wurde. Es war auch gut, daß Niemand den Eintritt des Fischers bemerkte, denn die letzte Hälfte des Grußes war ihm im Halse stecken geblieben, und es war ihm einen Augenblick, als müsse er sich an der Wand anhalten, um nicht umzusinken — gerade der Thüre gegenüber, hoch über die Anwesenden emporragend saß oder hockte auf dem

Tische das schwarze graubärtige Männchen von der Biberschwell. Hätte Jemand den Fischer beachtet, so hätte ihm dessen Bestürzung nicht entgehen können; er rieb sich die Augen, ob er nicht träume oder ob er sich nur etwas zu seh'n einbilde — es ward und war nicht anders! Da saß das Venediger-Mandel wirklich, schwarz vom Kopf bis zu den Füßen, ein sonderbares Hütchen auf dem Kopf und eine Geige in den Händen, auf welcher es zum Tanze aufspielte. Auf dem kleinen unförmlichen Körper saß der dicke Kopf mit wilden grauen Haaren und herabhängendem Bart, mit gelbem häßlichem Gesicht und ein paar schwarzen Augen, die wie Irrlichter funkelten. Es war eine lustige, wilde Weise, die der Zwerg spielte, aber er spielte sie mit solchem Feuer und Ausdruck, daß er ganz davon hingerissen schien und mit Kopf, Händen und Füßen dazu nickte, wankte und stampfte.

Ein gleiches Feuer hatte sich der Tanzenden bemächtigt. Es war nur ein einziges Paar, aber sie brauchten den ganzen Raum der großen Zechstube, in welcher die Dorfgäste einen hohlen Ring verwunderter Zuschauer bildeten. Der Tänzer war ein hochaufgeschossener, fast überschlanker Bursche, mit quittengelbem Gesicht, um welches das pechschwarze Haar in langen

glänzenden Strähnen unordentlich niederhing. Wild flog es ihm bei den raschen Wendungen und kühnen Sprüngen des Tanzes um den Kopf und wurde vor völliger Verwirrung nur durch eine niedre flache Mütze zusammengehalten, die ohne Krempe keck auf dem Scheitel saß. Am Leibe trug er ein weites schmutzig-weißes Hemd, und gleiche Beinkleider, welche oberhalb der geschnürten Stiefel bauschig zusammengebunden waren, wie ein schwarzer Gürtel das Hemd um die Mitte in Falten faßte. Der Ausdruck des Gesichts, der flackernden Augen und jeglicher Bewegung war trotzig, ungestüm und kraftbewußt. Desto anmuthiger war die Tänzerin in ihrer ganzen Erscheinung sowohl, als in jedem Schritt und jeder Geberde des Tanzes. Das schön geformte Antlitz trug ebenfalls die dunklere Färbung des Südens, aber das Braun war angenehm und durchsichtig und ließ besonders an den Wangen ein schwaches Roth durchschimmern. Je dunkler aber die Farbe des Gesichts und des in zwei langen Zöpfen herabhängenden Haares war, desto lieblicher hoben sich davon die fein geschnittenen kirschrothen Lippen und die blendend weißen Zähne ab, deren glänzende Reihen ein schwaches, verschämtes Lächeln sichtbar werden ließ. Der verführerisch ge-

winnende Ausdruck wurde noch durch ein buntes, turbanartig um die Stirne geschlungenes Tuch und durch den wunderbaren feuchten Glanz der schwarzen Augen erhöht, in welchem nicht ein wildes Verlangen zu lodern, wohl aber ein stilles verborgenes Sehnen zu glühen schien. Der seltenen Schönheit des Kopfes entsprach das Ebenmaß der feinen Gestalt, welche durch das niedre, eng anliegende dunkle Mieder mit den bis an den Hals reichenden Hemdfalten und durch den kurzen Rock nur noch mehr hervorgehoben wurde. Der Tanz, welcher das Werben eines Burschen um die Gunst des Mädchens darstellte, die sie durch rauhes Drängen und Drohen sich nicht abtrotzen läßt, dem zärtlich, Schmeichelnden und Bittenden aber zuletzt nicht versagt, wurde mit einer Zierlichkeit und Lebendigkeit ausgeführt, welche wohl andere und verwöhntere Zuschauer entzückt haben würde, geschweige denn die Bewohner eines kleinen, stadtentlegenen Dorfes.

Mit offnen Mäulern und offner Verwunderung standen einige Bauern herum, und nahmen diese unerwartete Zugabe zu ihrem sonntäglichen Abendtrunk mit gutmüthig verlegenem Schmunzeln hin. Gegenüber an dem Eingange des braunen Holzverschlages, in welchem die Haupt-, Stamm- und Ehrengäste zu sitzen pflegen,

stand der Förster des Orts mit einem verwitterten Gesicht, in welchem der mächtige, stets gedrehte oder gestrichene Schnurrbart jedenfalls das Bedeutendste war. Ueber ihn sah eine hagere lange Gestalt mit langem bleichem Gesichte und weißer Halsbinde hervor, welche so wie der halbgeistliche Schnitt des Haares den Schulmeister nicht verkennen ließ. Neben ihm stand der Pfarrer und drehte bedächtig die schöne Silberdose zwischen den Fingern, eine würdige Gestalt mit wohlwollender Miene und einem Paar freundlichen Augen voll Menschenliebe. Ein dicker Mann, ganz in blaugraues Tuch gekleidet, war der Müller des Orts und vollendete als Gemeindevorsteher den Kreis der Würdenträger desselben.

Jetzt ging der Tanz zu Ende, der Bursche faßte das Mädchen um die Mitte, und schwang sie wie zum Zeichen seines Sieges hoch empor, eben so schnell aber, um zu zeigen, daß sie trotzdem die Gebieterin des Siegers sei, hatte er sich auf ein Knie niedergelassen, und hielt ihre Hand über sein Haupt, während sie sich anmuthig, mit niedergeschlagenen Augen an ihn anlehnte. Allgemein war der Beifall, welchen das kunstgewandte Paar erntete, bei den Bauern, weil sie in dem Tanz einige Aehnlichkeit mit einem der bei ihnen üblichen

entdeckten, bei den andern aus standesmäßig höherem Kunstverständniß. Besonders war der Förster sehr angeregt; er ließ den Schnurrbart gar nicht zur Ruhe kommen und suchte nach einem Anlaß, sein Wohlgefallen zu zeigen, an welchem aber die schöne Tänzerin weit größern Antheil hatte, als die Eigenthümlichkeit des Tanzes. Endlich war ihm ein glücklicher Gedanke gekommen; er trat zu dem Mädchen, das sich hochaufathmend und tanzglühend verneigte und während er ihr mit der einen Hand eine kleine Silbermünze zustecken wollte, suchte die andere Hand streichelnd an die braunen Wangen der Dirne zu gelangen. „Schön hast Du's gemacht, Du schwarze Hexe," sagte er mit gnädiger Beschützermiene, die aber plötzlich sehr in's Verlegene übersprang, denn das Mädchen wußte mit einer zierlichen Beugung und Verneigung gewandt zu entschlüpfen. „Nix zahlen Pan," sagte sie mit einem Lächeln, welches die vollen blendenden Zahnreihen erblicken ließ und in gebrochenem, fremdartig betonten Deutsch, „Mischka und Hanusch sind froh, wenn is Pan zufrieden." Sie entwand sich ihm so schnell, daß er eine Secunde lang verdutzt und mit noch erhobenen Händen dastand. Dann steckte er die Silbermünze wieder in die Westen-

tasche und kehrte, den Schnurrbart verarbeitend, ärgerlich in den Ehrenverschlag zurück.

Inzwischen war Waldhauser in der Stube vorgegangen und hatte seinen Platz an der Außenwand dieses Verschlages gewählt. Er hatte dazu mehrere Gründe: für's Erste stand nur wenige Schritte gegenüber der Schenkkasten, an welchem Sandl zu sitzen und zu spinnen pflegte, wenn ihr die Bedienung der Gäste einen freien Augenblick ließ — dann war er dort am Nächsten bei dem räthselhaften Alten und seinen Genossen, welche begreiflich seine ganze Aufmerksamkeit gefesselt hielten. Es war dem spähenden Fischer nicht entgangen, daß Sandl, als sie seine Anwesenheit bemerkte, eine unwillkührliche freudige Bewegung nicht unterdrücken konnte; es war, als wenn sie ihm entgegen eilen wollte. Rasch besann sie sich aber und hielt inne und als sie ihm den Krug vorsetzte, hatte sie kein anderes Wort für ihn, als das jedem Gaste gebührende: „Gesegn' es Gott!" Sie vermied, seinem auf sie gerichteten Auge zu begegnen, und als er dieß wahrnahm, war auch er zu stolz und zu erzürnt, um zuerst ein freundliches Wort zu sprechen. Das Verhältniß der Beiden zu einander war noch den Meisten unbekannt; daher fiel es Niemand auf, daß Sandl sich

wieder hinter ihren Rocken am Schenktisch setzte, Waldhauser sich nach der andern Seite abwendete und die Fremden mit dem schwarzen Männchen verstohlen auf's Eifrigste musterte. Er konnte kaum zweifeln, daß er einen wirklichen leibhaften Menschen und keinen Geist vor sich hatte, und doch war etwas Unheimliches in der Erscheinung des Alten. Die Leute waren doch erst Abends im Dorfe angekommen; wie war das Männchen, das doch in der Gegend völlig unbekannt sein mußte, so schnell in die abgelegene Biberschwell gekommen und was mochte ihn dahin geführt haben? Dahinter mußte ein Geheimniß stecken, über das Waldhauser nachgrübelte und sich des Erschreckens nicht erwehren konnte, wenn das Männchen hie und da nach ihm herübersah und ihn anblitzte, als wollte es sagen: „Müh' Dich nur ab, uns herauszubringen — Du bist mir doch gewiß!"

Das Gespräch der Herren im Verschlage nahm dann seine Aufmerksamkeit in Anspruch: behandelte es doch denselben Gegenstand, der ihn so lebhaft beschäftigte. „Was das nur für Landsleute sein mögen?" hörte er den Schullehrer fragen. „Nach der Kleidung und nach der Sprache müssen Sie weit her sein."

„Ich habe ihren Paß gesehen," antwortete die fette

Stimme des Müllers, „darin steht, daß sie aus Ungarn kommen. Als Gemeindevorsteher muß man das wissen!"

„Es sind ohne Zweifel Zigeuner," sagte mit volltönender Stimme der Pfarrer. „Ich erinnere mich, als ich noch in meinem Kloster zu Attl war, daß solche fahrende Leute dahin kamen. Es sind zwar schon ein, zwanzig Jahre seither vergangen, aber die gelben Gesichter und das schwarze Haar und die abenteuerliche Sprache sind mir noch wohl in der Erinnerung geblieben."

„Hochwürden Herr Pfarrer haben ohne Zweifel Recht," sagte der Schullehrer, „ich möchte aber doch den buckligen Alten davon ausnehmen. Der mag wohl auch von einer solchen wilden Nation sein, aber seine Kleidung ist doch ganz anders, er sieht eher wie einer von den Bergknappen aus, die manchmal mit ihrem Schaukasten in's Dorf kommen und den Kindern das Inwendige von einem Bergwerk zeigen!"

„Meinetwegen," sagte der Förster, „aber das muß wahr sein: geigen kann der Kerl, als wenn er den Teufel im Leib hätte; er macht einen Spektakel für Drei!"

„Je nun," erwiderte der Schullehrer gedehnt, „so arg, wie Sie's machen, Herr Förster, ist's lange nicht

mit der Geigerei. Er hat keinen Strich, keine Bogenführung . . . Alles, was er macht, liegt in dem Instrument. Wer weiß, wo er das einmal aufgegabelt hat!“

„Ja, ja,“ entgegnete der Förster, der noch immer ärgerlich war, „damit nehmen es solche Leute nicht genau. Es ist lauter zusammengelaufenes Gesindel, das vom Stehlen und Wildern lebt. Die Obrigkeit sollte ein wachsames Auge darauf haben!“

„Die Leute haben ihren ordentlichen kaiserlichen Paß!“ rief der Müller, der sich dadurch angegriffen fühlte. „Sie haben einen Blahen-Wagen mit einem Paar ungarischer Hetzpferden und haben Reisegeld — die Obrigkeit kann ihnen nichts in Weg legen — als Gemeindevorsteher muß man das wissen!“

Der Förster unterbrach das Gespräch, indem er seinen Stuhl rückte und in die Stube heraustrat. Er warf keinen Blick nach den Fremden hin, und doch geschah es hauptsächlich der braunen Dirne halber, daß er sich neben die spinnende Sandl an den Schenktisch setzte und ihr Schönheiten sagte: er wollte der Fremden zeigen, daß ein Mann, wie er, überall willkommen war und sich mit einer solchen hergelaufenen Person nicht wegzuwerfen brauchte. Zu seiner größten Ueber-

raschung wies ihn aber Sandl, nicht wie sie sonst zu thun pflegte, derb oder schnippisch zurück, sondern hörte seinem Geschwätze ruhig zu, erwiderte ihm ganz freundlich und duldete es sogar, als er einmal einen Versuch machte, ihr den Arm um die Hüften zu legen. Das Mädchen hatte dabei ebenfalls seinen Zweck; sie wollte Waldhauser fühlen lassen, daß es ihr nicht an Bewerbern fehle, und daß es ihr wohl in den Sinn kommen könne, sich über den Verlust eines eigensinnigen Liebhabers zu trösten. Bei Waldhauser erreichte sie diesen Zweck auch vollkommen; er durchschaute die Absicht, aber er gerieth eben dadurch um so mehr in Aerger, weil der Förster, wenn er Ernst machen wollte, trotz seines Alters als Angestellter einem Mädchen eine recht annehmbare Versorgung bieten konnte. Er vermochte seinem Unmuth darüber nicht anders Luft zu machen, als daß er sich den Anschein gab, als bemerke er gar nichts, und daß er Sandl durch diesen Schein von Gleichgiltigkeit hinwieder zu ärgern versuchte. Dabei nöthigte er sich, über Durst zu trinken, nur damit er den Deckel zuklappen und Sandls Unterhaltung dadurch stören konnte, daß sie in den Keller gehen und einschenken mußte.

Der Förster, von Sandls ungewohnter Freundlich-

keit kirre gemacht, stand jetzt auf und trat an den Tisch zu den Fremden, die sich indessen eifrig in ihrer fremden Sprache unterhalten hatten, nicht ohne daß ihre Augen fortwährend die Stube und die ganze Gesellschaft überflogen. Wäre Waldhausers Aufmerksamkeit nicht durch Sandls unverantwortliches Benehmen von ihnen etwas abgelenkt worden, so hätte es ihm nicht entgehen können, daß nicht bloß das schwarze Männchen manchmal nach ihm herüberblinzte, sondern daß auch die Augen der schönen Mischka mit unverkennbarem Wohlgefallen wiederholt zu ihm zurückkehrten.

Der Förster fragte, ob der alte Geiger nicht einen deutschen Tanz, einen Ländler oder Walzer zu spielen wisse, er habe Lust bekommen, auch ein Tänzchen zu machen. Das Mädchen, das allein Deutsch zu verstehen schien, rief dem Alten ein paar Worte zu, worauf dieser mit grinsendem Lachen nach der Geige griff. Der Förster trat zu Sandl und forderte sie zum Tanze auf; sie weigerte sich nicht und bald drehte sich das etwas stark ungleichartige Paar nach der Weise eines munteren, keck gespielten Walzers. Der fremde Bursche war hinausgegangen; die Gäste im Verschlag sahen lachend dem Förster zu, der halt das Jungthum nicht lassen könne: nur Waldhauser vermochte es nicht, hin-

zublicken. Daß Sandl das über's Herz brachte, daß sie ihm das anthun konnte, machte seinen Groll überfließen: er wollte seinen Krug ausstürzen und fortgehn, um nie wieder zu kommen.

Da hörte er auf einmal eine liebliche Stimme neben sich, die ihm halblaut zuflüsterte: „Mischka kann auch so tanzen — willst Du nix tanzen mit Mischka?"

Freudig sprang Waldhauser auf: nun hatte er ja Gelegenheit, vollauf Rache zu nehmen an dem hochmüthigen Herzen, das ihn so bitter gekränkt. „Freilich will ich!" rief er in aufwallender Lustigkeit, zu welcher auch das genossene Getränk nicht wenig beitrug, schleuderte den Hut vom Kopf in die Ecke, faßte die Zigeunerin um die schlanke Hüfte und schwang sich zum Tanz. Das Mädchen tanzte ebenso zierlich als leicht; als ob er eine schöne Waldblume an die Brust gesteckt hätte, so anmuthig lag sie in seinen Armen. Er fühlte warmen Herzschlag, er sah in dunkle sehnsüchtige Augen, und er wußte bald nicht mehr, was mit ihm geschah und was außer und um ihn vorging. Die Tänzerin schien gar nicht zu ermüden, und auch Waldhauser machte dem Rufe alle Ehre, der ihn einen der besten und gewandtesten Tänzer der Gegend nannte.

Es währte lange, bis das mit Behagen sich wie-

gende Paar sich auszuruhen bequemte. Sie kamen an der entgegengesetzten Ecke der Stube auf der Ofenbank zu sitzen, weit genug von allen Anwesenden entfernt, um das unter ihnen beginnende Gespräch ihnen unverständlich zu machen.

„Du tanzen gut und tanzen schön," sagte das Mädchen. „Wer bist schöner Bub? Siehst nix aus wie ein Bauer!"

„Ich bin ein Fischer," antwortete er lustig, „ich hab' ein sauberes Häuserl am See, und den ganzen See hab' ich dazu als Heirathsgut — willst etwan mit Fischen geh'n, mit Deinen Kohlenbrenner-Augen?"

„Mischka kann nix bleiben," sagte sie mit einem Anflug von Trauer, „is zu Haus nirgends, als in Wagen und auf Wanderung . . ."

„Ich weiß wohl . . . ich kenn' Euch besser als Ihr, Alle glaubt! Schau mich nur verwundert an — es ist doch so. Die Leut' halten Euch für Zigeuner — ich weiß es aber besser . . . Ihr seid Venediger!"

Mischka sah ihn mit verwundert großen Augen an. „Was is Venediger?" fragte sie. „Mischka nix weiß, was sollen sein Venediger."

„Verstell' Dich nit so!" sagte Waldhauser schlau. „Du solltest die Venediger, die Berggeister nit kennen?"

Das Mädchen lachte glockenhell auf. „Berggeister?" sagte sie. „Halten Du Mischka für einen Geist?" Dabei legte sie ihm die runde weiche Hand auf den Arm, gleich als wollte sie ihn überzeugen, daß sie körperhaft neben ihm sitze. Die Berührung durchzuckte ihn wie ein elektrischer Schlag. „Ja, Du hast Fleisch und Blut, und hast lebendige menschliche Augen," sagte er etwas geheimnißvoll; „aber Du bist wohl auch in der Gewalt von dem Alten? Du kannst nit los von ihm und mußt thun, was er haben will? Wer ist denn das alte schwarze Mandel?"

„Is das Pan Lugosch," rief sie, „is Bruder von Vater meinigen, was is gestorben schon lang . . ."

„Also auch ein Mensch, wie ein Anderer?" sagte Waldhauser betreten. „Also kein Geist? — Thut nichts: ich weiß doch, was ich weiß . . . wenn er wirklich ein richtiger Mensch ist, wie wär' er dann gleich heut, nachdem Ihr kaum angekommen seid, bei eitler Nacht hinaus an die Biberschwell gekommen?"

„Was is das?" fragte Mischka etwas unsicher.

„Als wenn Du's nicht wüßtest! Draußen an den Forellenbächen die Felsenwand mit der Schlucht . . ."

Mischka erschrak und erblaßte, daß es trotz ihrer

braunen Hautfarbe zu bemerken war. „Wie, Du weißt . . .,“ stammelte sie.

„Wie sollt' ich nicht! Hab' ihn ja mit eigenen Augen stehen sehn an dem Felsenriß und mit der Fackel in der Hand . . .“

Das Mädchen wollte noch einen Versuch machen, die Sache in's Scherzhafte zu ziehn. Sie sah ihn ungewiß an, und sagte lächelnd: „Du hast geschlafen, Fischer — is gewesen ein Traum!“

„Nein, nein, es ist kein Traum! Ich hab' ihn so deutlich gesehn, wie ich Dich vor mir sehe! Ich weiß doch, Ihr seid Venediger . . . Ihr sucht Gold und geht darauf aus, Schätze zu graben!“

Mischka war bei diesen Worten aufgesprungen, als ob sie mit Waldhauser wieder zum Tanz antreten wollte: in der That aber geschah es, um ihn einen Augenblick etwas tiefer in die dunkle Ofenecke zu drängen. Sie war so erregt, daß sie zitterte. „Schöner Bub,“ sagte sie, „kannst Du klug sein und schweigen?“

„Also gestehst Du jetzt ein, daß ich Recht hab',“ rief Waldhauser. „Gut, ich will schweigen — aber Du mußt mir Alles sagen . . .“

„Du sollst wissen Alles, schöner Fischer,“ sagte sie, „selbst haben Deinen Theil und Lohn . . .“

„Den muß ich auch haben und will ich haben," erwiderte der Bursche. Mischka's glühendes Gesicht war ihm über dem leisen Reden noch näher gekommen; ihre Augen brannten hart vor den seinigen — der Athem von den schönen brennenden Lippen streifte seine Wange.

„Morgen, eh' der Tag graut," flüsterte das Mädchen, „komm' an den Felsen, wo Du gesehen Pan Lugosch — dann will Mischka Dir sagen Alles . . ."

„Ich komme," hauchte Waldhauser, und ein Kuß, halb gegeben, halb genommen, brannte auf seinem Munde.

Ein Schrei ertönte in der Stube, und scheuchte das Paar auseinander. Es war Sandl. Das schwarze Männchen hatte während des ganzen Gesprächs der Beiden nicht abgelassen, zu geigen, und der Förster war nicht ermüdet, Sandls ungewöhnliche Gunst nach Kräften auszubeuten. Er hörte nicht auf, ihr Artigkeiten zu sagen, aber sie fanden kein so bereitwilliges Ohr wie vorher. Sandls Falkenaugen entging nichts, was zwischen Waldhauser und der Zigeunerin vorfiel, von der Tanzwerbung und des Burschen Bereitwilligkeit bis zu der Vertraulichkeit des Tanzes und des Geplauders an der Ofenbank. Sie war die einzige

Person in der Stube gewesen, welche selbst den flüchtigen Kuß nicht übersehen hatte. Das war zuviel. Aufschreiend riß sie sich von ihrem unersättlichen Tänzer los, rief dem Verblüfften zu: „Mir wird auf einmal so letz (übel) — ich muß hinaus und verschwand in der Thüre. Draußen brach sie in bittre Thränen aus, um so bittrer, weil durch die Nacht von fern her Waldhausers Stimme klang, der in ausgelassener Lustigkeit singend dem verschmähten Fischerhause zueilte.

4.

Die Nacht hindurch war ein starker Gewitterregen niedergegangen. Als es zu grauen begann, lag es wie eine feuchte Nebelschicht über Wiesen und Saatfeldern und der Morgenhauch blies so kalt und scharf, daß es auch Waldhauser fröstelnd schauderte, so sehr er auch durch seinen Beruf als Fischer gegen derlei Dinge abgehärtet war. Um so hastiger schritt er die Feldwege hin, an deren begrasten Rainen der Regen die gebeugten Halme und Gräser noch niederhielt, während aus den Saatfeldern eine Lerche nach der andern in den grauen Himmel emporstieg, die röthlich herauf-

dämmernde Sonne zu begrüßen. Der Fischer hatte nicht Auge, nicht Ohr für den erwachenden Tag; Kopf und Herz waren noch voll der Gedanken und Empfindungen, die der Abend vorher in ihm angeregt, eine Reihe von wirren Träumen aber auch die Nacht über fortgesetzt hatte. Freundliche Bilder hatten mit ängstlichen gewechselt: bald sah er sich mit der braunen Mischka in deren schönen Armen und jagte in dem Blahen-Wagen durch die Welt, daß ihm Sehen und Hören verging, neben ihm das schwarze Männchen, das nicht abließ, ihn mit den unheimlichen Augen anzuglotzen — bald saß er mit Sandl in seinem schmucken Häuschen, am Ufer und der Limonisepp stand am Zaun und sang spöttisch lustige Lieder herein. Beim Erwachen behielten die letzten Eindrücke die Oberhand; der Groll und Gram über Sandl wirkte mit, Mischka's Bild ihm näher und farbig lockender erscheinen zu lassen; dazu kam der Reiz des Ungewohnten und Neuen, die Erwartung der Geheimnisse, die sich ihm enthüllen sollten, und so war die Hast erklärlich, mit welcher er dem Thälchen an der Biberschwell entgegen eilte.

Es war noch so früh, daß ihm Niemand auf dem Felde begegnete: nur innen in den Häusern, an denen

er vorübergeschritten war, hatte es sich zu regen begonnen; hie und da ging eine verschlafene Dirn' über den Hof dem Kuhstalle zu oder ein Knecht schirrte das Gespann an, um nach Holz in den Wald zu fahren. Waldhauser war froh darüber und hoffte schon unbemerkt in das Quellenthal zu kommen, als hart an der Wendung des Wegs und neben demselben ein Bauer im Klee-Acker stand und die Sense schwang, um Grünfutter nach Hause zu bringen. Es war Waldhausers Nachbar, ein wohlhabender Mann, seines heit'ren Wesens wegen bekannt und überall wohl gelitten. „Guten Morgen, Waldhauser," rief er ihm entgegen, „bist schon so früh unterwegs? Was willst schon so in aller Früh' in der Biberschwell?"

„Was werd' ich wollen!" entgegnete der Bursche verdrießlich. „Was sonst als fischen?!"

„Fischen!" rief lachend der Bauer, indem er aus dem am Gürtel hängenden Köcher den Wetzstein hervorholte, im nassen Klee befeuchtete und dann die Sense strich. „Und hast nicht einmal ein Fischzeug bei Dir!"

„Ich hab' Reußen gelegt," war die Antwort, „bei denen will ich nachsehn!" Der Bauer war aber so leicht nicht zu befriedigen. „Schau, schau," sagte er,

„hätt' nit geglaubt, daß die Wasserl'n dadrin so tief wären, daß man Reusen legen könnt'!"

Unwillig, sich über der Unwahrheit gedrängt zu sehn, rief der Fischer: „Kümmre Du Dich um Deinen Klee, das muß ich besser verstehn!"

„Allemal!" lachte der Bauer. „Ich wundre mich nur, weil ich gemeint hab', Du wirst Dir das Fischen nimmer viel aufliegen lassen!"

„Warum?" fragte Waldhauser hastig, indem ihm das Blut zu Kopf stieg.

„Vor mir brauchst' Dich nit zu verstellen," sagte der Bauer, „ich weiß es ja von jemand Gewissem, daß Du verkaufen willst und willst Wirth werden in der Ledern!"

„Fällt mir nit ein!" entgegnete der Fischer noch gereizter. „Sag' Du dem gewissen Jemand nur, — damit ist es nichts und wird es nichts!"

„Na, brauchst nit so zu schreien deßwegen! Ich meine ja nur, wenn Du halt doch verkaufen wolltest, sollst Du mir als Deinem Nachbarn die Vorhand lassen. Mir wär' das Häusel und das Sach' justament gelegen, wenn ich meinem Hies' das Gut übergeb' und in den Austrag geh'. Ich handle nicht lang — drei tausend Gulden zahl' ich Dir auf's

Brett hin dafür, alle Stund', Du darfst es mir nur sagen."

„Laß mich in Ruh'!" rief Waldhauser zornig und eilte weiter, ohne nach dem Bauer zurückzublicken. Dieser schwang seine Sense wieder und rief: „Ein närrischer Kerl der Fischer! Muß heut' mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett gestiegen sein, weil er so grantig ist!"

Bald waren die grünen Wassertümpel mit der darüber aufsteigenden Felsenwand und dem milchweiß am Fuße derselben hervorbrechenden Quell erreicht. Das Erlengestöck, das andere Buschwerk mit den einzelnen Tannenwipfeln und Fichtenkronen bildete zwar eine dichte grüne Umhüllung, dennoch gewahrte das geübte Auge des Fischers schon von ferne ein zwischen den Zweigen wehendes Gewand, in welchem er Mischka's buntes Kopftuch erkannte.

Das Mädchen erwartete ihn schon, und hatte sich in einen Felsenspalt geduckt, welcher sich nach einigen Schritten zu einer geräumigen Höhle erweiterte. Von hier aus überblickte sie niedergekauert wie von einem Lauerposten aus das ganze Thälchen und winkte dem Burschen schon von ferne zu: „Komm herauf und steigen herein zu Mischka — is Luft schneidig, wie ge-

schliffenes Sabel — Felsen is warm, wie Adler=
nest. . . .“

Rasch war Waldhauser in der Höhle, halb steigend,
halb von Mischka gezogen, die ihm die geschmeidigen
und doch kräftigen Hände entgegenstreckte. Er war
etwas verwirrt darüber, denn sie lachte ihm mit ihrem
schönsten Lächeln zu, und die warmen Augen bemühten
sich nicht, die rasche Zuneigung zu verbergen, die aus
ihnen hervorbrach. Er erwiderte ihren Gruß freund=
licher und wärmer, als er gedacht und gewollt hatte; er
stand bereits mehr, als er ahnte, unter Einfluß und Bann
des Mädchens, dessen Eigenheit und seltsames Wesen den
Unerfahrenen überraschte und anzog. Auch daß sie ihr
Wohlgefallen an ihm so wenig verhehlte, mochte ihm
schmeicheln, und hinter Allem lag und lauschte die
Lust, sich an Sandl auf die empfindlichste Weise zu
rächen. Sie zog ihn hart neben sich auf den Felsen=
sitz, und bot ihm eine Korbflasche, welche ihr an schlan=
kem Riemen über die Schulter hing. „Trink', schöner
Bub',“ sagte sie, sich an ihn anschmiegend, „bist ganz
erstarrt. Is das Wein von Bannat, is Feuer, und
gut für Frieren . . .“

Waldhauser schlürfte den duftenden ungewohn=
ten Trank und fühlte bald eine seltene Gluth

durch seinen Körper strömen. Er wich Mischka's zärtlicher Annäherung nicht aus, und begehrte die verheißenen geheimen Mittheilungen zu erhalten. „Später!" erwiderte sie schmeichelnd. „Mischka will zuerst plaudern . . . Mischka plaudert gern — is fremd überall, Mischka kann so selten plaudern . . ."

„Dann würde ich mir irgend einen Platz aussuchen, wo es mir gefiele," sagte der Fischer, „und würde bleiben!"

Ueber das Gesicht des Mädchens flog es düster, wie eine wandelnde kleine Wolke sich vor die Sonne legt. „Wo? Und bei wem?" flüsterte sie. „Niemand nimmt Mischka auf: is fremd und unbekannt überall."

„Ueberall gewiß nicht!" rief Waldhauser warm.

„Und wenn es wäre! Mischka wär' doch unglücklich — sie könnte nicht bleiben . . . is Leben gar zu schön, wandern alle Tage und ziehen und frei sein wie der Vogel!"

„Und gestern hast Du doch selber über das immerwährende Herumziehen geklagt?"

„Weil is Mischka allein! Arme Mischka . . . ja wenn sie Jemand hätte, der mit ihr wandern möchte, Jemand, der sie lieb hätte . . . Mischka finden das nie . . ."

„Sag' das nit, Mädel," rief der Fischer, indem er sie umschlang. „Du hast den Jemand gefunden, wenn Du willst! . . ."

„Wenn Mischka will?" erwiderte sie, indem sie ihm glühend am Halse hing. „Wolltest Du wirklich, schöner Bub'? Du wolltest Deine Heimath verlassen und bei Mischka bleiben und mit ihr wandern?"

Der Bursche war in größter Aufregung, und doch überlief ihn ein Schauder, als er das entscheidende gewichtige Wort aussprach. „Ich will! . . .," rief er, „Daheim ist mir doch Alles verleidet — ich will!"

Feurig umarmte ihn die Zigeunerin, und überdeckte ihn mit Küssen.

„Sollst es nix bereuen, mein schöner Bub'! Was schauderst Du? Trink' noch mal, daß Du warm wirst . . . trink' es Mischka zu, daß Du mit ihr ziehen willst!"

Waldhauser trank, indeß sie zärtlich fortfuhr: „Was hast Du für ein schönes Geschmeide da am Hals . . . gib es Mischka, als Pfand für Dein Wort . . ."

Der Bursche griff nach dem Halse; er trug unter dem Hemdkragen ein leichtes schwarzes Flortuch, das

von einem silber-filigranenen Ring zusammengehalten war. Es war ein Geschenk Sandls. Eine Sekunde lang schien er sich zu besinnen . . ., dann zog er hastig den Ring vom Tuche und reichte ihn der Verführerin. „Du hast recht: das soll das Pfand sein — ich gehe mit Dir in die weite Welt . . .“

„Still,“ unterbrach sie ihn plötzlich aufhorchend, „Pan Lugosch kommt . . .“

„Ich sehe und höre nichts,“ sagte Waldhauser, indem er sich aufrichtete.

„Er kommt,“ flüsterte sie ängstlich, „Mischka hört das fallende Laub und den kriechenden Käfer . . . Du mußt fort, schöner Bub' . . . Pan Lugosch darf Dich nicht sehn . . . er darf noch nichts wissen . . . auch Hanusch nicht . . .“

„Warum nicht, wenn ich doch mit Euch wandern soll?“ fragte der Fischer. „Wer ist Hanusch, daß Du Dich scheust vor ihm?“

„Hanusch . . .,“ erwiderte das Mädchen unsicher und stockend . . . „Hanusch ist . . . der Bruder von Mischka . . . Geh' fort, schöner Bub', daß sie Dich nicht finden . . ., Mischka bittet Dich, daß Du geh'st . . .“

Halb willig, halb gedrängt, gehorchte Waldhauser,

und kletterte seitwärts in dem Gestein empor, um die Höhe der Wand zu erreichen, und drüben quer über die nassen Bergwiesen wieder auf den Weg herab zu gelangen. Es war noch immer morgendlich frisch, aber er fühlte es nicht, denn sein Gesicht glühte, und sein Puls ging wie im Fieber. „Schon wieder zurück, Fischer?“ rief ihn der Nachbar an, der eben seine Kleebürde zusammenraffte, und den er bald erreicht hatte. „Aber wie schaust Du denn aus? Du brennst ja über und über! Wenn's in der Biberschwell was And'res gäb', als Wasser, so thät' ich glauben, Du hast einen Rausch! Und das Halstüchel verlierst auch, wenn Du's nit bindest! — Hast was gefangen in Deinen Reusen?“

„Nichts,“ sagte Waldhauser, von einem raschen Entschlusse durchzuckt, „aber anders besonnen hab' ich mich derweil! Zahl' mir morgen die drei tausend Gulden aus, dann kannst mein Haus und mein' Sach' haben!“

„Ernst oder G'spaß?“ rief der Bauer, indem er die Bürde fallen ließ, und Waldhauser die Hand entgegenstreckte.

„Ernst!“ antwortete dieser, und schlug in die dar-

gebotene Hand ein. „Morgen hol' ich das Geld!" rief er noch, und wollte wieder seines Weges forteilen.

„Halt' noch ein wenig!" sagte der Bauer, indem er ihn am Aermel zurückhielt. „Mußt mich für keinen heurigen Hasen halten, der nit weiß, daß erst das Drangeld den Kauf niet- und nagelfest macht! — Da nimm den Frauenthaler . . . hab' ihn zu mir g'steckt, weil ich auf dem Rückweg die Stift hab' zahlen wollen bei'm Herrn Vikari . . . der kann aber bis morgen warten: da nimm und Dein Haus ist mein!"

Der Fischer nahm und stürmte fort. Kopfschüttelnd sah ihm auch diesmal der Bauer nach: „Ein närrischer Kerl ist und bleibt der Fischer! Er muß einen Umgang zu viel haben im Kopf!"

— Am Abend desselben Tages war im nahen Tenglinger-Wirthshause trotz des Werktags wieder große Gesellschaft versammelt. Die Bauern hatten von der Unterhaltung des vorigen Abends so viel Redens und Erzählens gemacht, daß noch viele Andre herbeigekommen waren, um die fremden fahrenden Leute und ihren sonderbaren Tanz zu sehen. Auch der Ehren-Verschlag war besetzt, wie Tags zuvor, und die Zigeuner waren so vergnügt und bereitwillig, daß sie sich gar nicht lange bitten ließen, ihre Tänze aufzuführen

und sogar einige andere Kunststücke zum Besten gaben. Der alte schwarze Zwerg geigte darauf los, als könne er gar nicht müde werden, und je lauter und lärmender sich das allgemeine Vergnügen der Landleute kund gab, desto wohler schien es ihm zu sein, desto tollere und ausgelass'nere Weisen strömten ihm aus der Geige hervor. Dazwischen sangen Mischka und Hanusch in ihrer fremden Sprache ein wunderlich klingendes Lied, zu dem sie gar abenteuerliche Wendungen und Sprünge vollbrachten. Der Jubel ward allgemein, als Hanusch zuletzt noch einen Pack Werg verschluckte und dann nach Wunsch der Versammlung in Form von Bändeln oder als Feuer wieder von sich gab.

Die vornehmern Gäste waren nicht minder befriedigt, als die einfach ländlichen. Der Schullehrer ließ sich sogar soweit herab, die Geige des Alten in die Hand zu nehmen, mit dem Finger daran zu klopfen und zur Verwunderung der Bauern einige Bogenstriche darauf zu vollführen. Unzufrieden war nur der Förster, denn er ließ es die Fremden entgelten, daß Sandl, als er sie wieder zum Tanze hatte holen wollen, ihn abgewiesen und vorgeschützt hatte, es gehe ihr seit gestern Abend so schmerzhaft im Kopf herum, daß sie sich kaum aufrecht halten könne. Das war wohl auch die Wahr=

heit, aber das Herz machte ihr sicher nicht weniger zu schaffen, als der Kopf. Aergerlich setzte er sich im Verschlage hinter seinem Krügel nieder und machte einen tüchtigen Schluck. „Wie lange," rief er dann, „wird das Gesindel noch da bleiben? Wenn das so fortgeht, so kehren sie uns noch die ganze Hofmark um!"

„Sie reisen morgen gegen Abend," sagte der Müller, „das Mädel hat mir's heut' gesagt und den Paß geholt — als Gemeinde-Vorsteher muß man das wissen!"

Der Förster blies mächtige Tabakwolken aus seiner hölzernen Ulmer-Pfeife. „Muß man dann als Gemeinde-Vorsteher nicht auch wissen," sagte er, „was das Volk eigentlich bei uns gewollt hat?"

„Freilich weiß man das auch," sagte der Müller, „sie haben gewollt, was halt andere Reisende auch wollen; ausrasten von einer großen Reis'. Sie kommen viele hundert Stund' her und haben vielleicht gerad' so weit, bis sie in ihre Heimath kommen!"

„Nun, mir soll's recht sein!" entgegnete der Förster, „mein Jagdgehilf' sagt', er hab' das Volk um die Biberschwell herum geseh'n . . . morgen gleich in aller Früh' will ich hin und will nachsehn, ob es nicht den Füchsen gegolten hat, die dort ihren Bau haben . . ."

Das Gespräch wurde durch lautes Lachen und Lärmen in der Gaststube unterbrochen. Es galt Waldhauser, der sich's nicht nehmen ließ, wie gestern, seinen Reigen mit Mischka zu machen, zur großen Belustigung der Bauern und Sandls noch größerer Betrübniß. Auf ein paar Worte, welche Mischka dem Burschen zugeflüstert hatte, waren Beide zwar bemüht, sich den Schein vollster Gleichgiltigkeit zu geben, allein eben das Flüstern war Sandl nicht entgangen. Sie ließ das Paar nicht mehr außer Acht und hörte ganz vernehmlich, daß Waldhauser am Schlusse des Tanzes zu Mischka sagte: „Also Schlag Eins!" — die Liebe und der Argwohn hören scharf.

Waldhauser war seit seinem Morgengange in seinem Hause geblieben und hatte Alles zur Abreise vorbereitet. Wohl hatte ihn, als die erste Aufwallung verflogen war, der Entschluß gereut, aber er blieb dabei aus Trotz und suchte sich selber einzureden, daß für ihn kein Segen mehr sei in dem kleinen Hause, und daß es sein Schicksal ihm auflege, mit den Venedigern zu ziehn und reich zu werden. Am Abend suchte er sich durch besond're Lustigkeit, durch Trinken und Singen zu betäuben, verbot aber dem Nachbar, der neben ihm saß, irgend Jemand etwas merken zu lassen. Am an-

dern Tage wollten sie in dem nahen Städtchen Tittmoning vor dem Landgericht zusammentreffen. Dort sollte der Kauf gebrieft werden und Waldhauser den schon in vollwichtigen Kronthalern erhaltenen Kaufpreis quittiren. Dann erst, wenn er schon weit fort war, sollte man in der Gegend erfahren, was er unternommen hatte. Sandl bemerkte auch dieß; sie sah, wie Beide häufig mit den Krügen anstießen: aus dem bedeutsamen Zuwinken, aus halben Worten errieth sie das Ganze.

Eine unsägliche Traurigkeit kam über ihr Herz; sie mußte ihm Luft machen, und als Waldhauser nach einiger Zeit die Zechstube verließ, ohne auch nur einen Blick nach ihr zu werfen, vermochte sie es nicht, ihn so gehen zu lassen und eilte ihm nach.

Wenige Schritte vor dem Hause, unter einer mächtigen Linde holte sie ihn ein. Sie faßte ihn am Arme; zu sprechen vermochte sie nicht gleich. Verwundert und überrascht blickte er sie an und blieb stehn — das Dunkel der breiten Lindenkrone verbarg sie den Blicken der heimkehrenden Gäste.

„Waldhauser . . .“ stieß sie endlich heraus.

„Sandl!“ rief er mit fast spöttischem Tone. „Du

kommst zu mir? Ja — was willst denn Du noch von dem nothigen Fischer?"

„Waldhauser," sagte sie mit stockendem Athem, „ich will nichts mehr von Dir . . . nichts für mich . . . ich seh' ja doch, daß es mit uns Zwei aus ist für alle Zeit . . . Nur das Einzige sag' mir . . . Waldhauser, Du wirst Dich doch nicht verblenden lassen und willst fort . . . fort mit den fremden Landfahrerleuten?"

„Und wenn ich's wollt', wer kann mir's wehren?" rief er trotzig. „Ja, ich will fort in die weite Welt! Ich hab' das Fischen bis an den Hals herauf satt . . . ich mag nimmer arbeiten und mich plagen und schinden, wie meine Mutter sich zusammengeschunden hat..."

„Und Deine ganze Sach'? Und Dein schönes Haus."

„Schönes Haus?" lachte Waldhauser wild. „Was fällt Dir nit Alles ein! Ich hab' sie verkauft, die alte Baracken, von der man doch nichts herunter beißen kann!"

„Waldhauser . . . um's Blut Christi willen . ." rief sie außer sich, „Du wirst doch das nit thun! Thu's nit, wegen Deiner selber — Du wirst unglücklich . . ."

Der Fischer lachte noch bitterer auf.

gebotene Hand ein. „Morgen hol' ich das Geld!" rief er noch, und wollte wieder seines Weges forteilen.

„Halt' noch ein wenig!" sagte der Bauer, indem er ihn am Aermel zurückhielt. „Mußt mich für keinen heurigen Hasen halten, der nit weiß, daß erst das Drangeld den Kauf niet- und nagelfest macht! — Da nimm den Frauenthaler . . . hab' ihn zu mir g'steckt, weil ich auf dem Rückweg die Stift hab' zahlen wollen bei'm Herrn Vikari . . . der kann aber bis morgen warten: da nimm und Dein Haus ist mein!"

Der Fischer nahm und stürmte fort. Kopfschüttelnd sah ihm auch diesmal der Bauer nach: „Ein närrischer Kerl ist und bleibt der Fischer! Er muß einen Umgang zu viel haben im Kopf!"

— Am Abend desselben Tages war im nahen Tenglinger-Wirthshause trotz des Werktags wieder große Gesellschaft versammelt. Die Bauern hatten von der Unterhaltung des vorigen Abends so viel Redens und Erzählens gemacht, daß noch viele Andre herbeigekommen waren, um die fremden fahrenden Leute und ihren sonderbaren Tanz zu sehen. Auch der Ehren-Verschlag war besetzt, wie Tags zuvor, und die Zigeuner waren so vergnügt und bereitwillig, daß sie sich gar nicht lange bitten ließen, ihre Tänze aufzuführen

und sogar einige andere Kunststücke zum Besten gaben. Der alte schwarze Zwerg geigte darauf los, als könne er gar nicht müde werden, und je lauter und lärmender sich das allgemeine Vergnügen der Landleute kund gab, desto wohler schien es ihm zu sein, desto tollere und ausgelass'nere Weisen strömten ihm aus der Geige hervor. Dazwischen sangen Mischka und Hanusch in ihrer fremden Sprache ein wunderlich klingendes Lied, zu dem sie gar abenteuerliche Wendungen und Sprünge vollbrachten. Der Jubel ward allgemein, als Hanusch zuletzt noch einen Pack Werg verschluckte und dann nach Wunsch der Versammlung in Form von Bändeln oder als Feuer wieder von sich gab.

Die vornehmern Gäste waren nicht minder befriedigt, als die einfach ländlichen. Der Schullehrer ließ sich sogar soweit herab, die Geige des Alten in die Hand zu nehmen, mit dem Finger daran zu klopfen und zur Verwunderung der Bauern einige Bogenstriche darauf zu vollführen. Unzufrieden war nur der Förster, denn er ließ es die Fremden entgelten, daß Sandl, als er sie wieder zum Tanze hatte holen wollen, ihn abgewiesen und vorgeschützt hatte, es gehe ihr seit gestern Abend so schmerzhaft im Kopf herum, daß sie sich kaum aufrecht halten könne. Das war wohl auch die Wahr-

heit, aber das Herz machte ihr sicher nicht weniger zu schaffen, als der Kopf. Aergerlich setzte er sich im Verschlage hinter seinem Krügel nieder und machte einen tüchtigen Schluck. „Wie lange," rief er dann, „wird das Gesindel noch da bleiben? Wenn das so fortgeht, so kehren sie uns noch die ganze Hofmark um!"

„Sie reisen morgen gegen Abend," sagte der Müller, „das Mädel hat mir's heut' gesagt und den Paß geholt — als Gemeinde-Vorsteher muß man das wissen!"

Der Förster blies mächtige Tabakwolken aus seiner hölzernen Ulmer-Pfeife. „Muß man dann als Gemeinde-Vorsteher nicht auch wissen," sagte er, „was das Volk eigentlich bei uns gewollt hat?"

„Freilich weiß man das auch," sagte der Müller, „sie haben gewollt, was halt andere Reisende auch wollen; ausrasten von einer großen Reis'. Sie kommen viele hundert Stund' her und haben vielleicht gerad' so weit, bis sie in ihre Heimath kommen!"

„Nun, mir soll's recht sein!" entgegnete der Förster, „mein Jagdgehilf' sagt', er hab' das Volk um die Biberschwell herum geseh'n . . . morgen gleich in aller Früh' will ich hin und will nachsehn, ob es nicht den Füchsen gegolten hat, die dort ihren Bau haben . . ."

Das Gespräch wurde durch lautes Lachen und Lärmen in der Gaststube unterbrochen. Es galt Waldhauser, der sich's nicht nehmen ließ, wie gestern, seinen Reigen mit Mischka zu machen, zur großen Belustigung der Bauern und Sandls noch größerer Betrübniß. Auf ein paar Worte, welche Mischka dem Burschen zugeflüstert hatte, waren Beide zwar bemüht, sich den Schein vollster Gleichgiltigkeit zu geben, allein eben das Flüstern war Sandl nicht entgangen. Sie ließ das Paar nicht mehr außer Acht und hörte ganz vernehmlich, daß Waldhauser am Schlusse des Tanzes zu Mischka sagte: „Also Schlag Eins!" — die Liebe und der Argwohn hören scharf.

Waldhauser war seit seinem Morgengange in seinem Hause geblieben und hatte Alles zur Abreise vorbereitet. Wohl hatte ihn, als die erste Aufwallung verflogen war, der Entschluß gereut, aber er blieb dabei aus Trotz und suchte sich selber einzureden, daß für ihn kein Segen mehr sei in dem kleinen Hause, und daß es sein Schicksal ihm auflege, mit den Venedigern zu ziehn und reich zu werden. Am Abend suchte er sich durch besond're Lustigkeit, durch Trinken und Singen zu betäuben, verbot aber dem Nachbar, der neben ihm saß, irgend Jemand etwas merken zu lassen. Am an-

dern Tage wollten sie in dem nahen Städtchen Tittmoning vor dem Landgericht zusammentreffen. Dort sollte der Kauf gebrieft werden und Waldhauser den schon in vollwichtigen Kronthalern erhaltenen Kaufpreis quittiren. Dann erst, wenn er schon weit fort war, sollte man in der Gegend erfahren, was er unternommen hatte. Sandl bemerkte auch dieß; sie sah, wie Beide häufig mit den Krügen anstießen: aus dem bedeutsamen Zuwinken, aus halben Worten errieth sie das Ganze.

Eine unsägliche Traurigkeit kam über ihr Herz; sie mußte ihm Luft machen, und als Waldhauser nach einiger Zeit die Zechstube verließ, ohne auch nur einen Blick nach ihr zu werfen, vermochte sie es nicht, ihn so gehen zu lassen und eilte ihm nach.

Wenige Schritte vor dem Hause, unter einer mächtigen Linde holte sie ihn ein. Sie faßte ihn am Arme; zu sprechen vermochte sie nicht gleich. Verwundert und überrascht blickte er sie an und blieb stehn — das Dunkel der breiten Lindenkrone verbarg sie den Blicken der heimkehrenden Gäste.

„Waldhauser . . .“ stieß sie endlich heraus.

„Sandl!“ rief er mit fast spöttischem Tone. „Du

kommst zu mir? Ja — was willst denn Du noch von dem nöthigen Fischer?"

„Waldhauser," sagte sie mit stockendem Athem, „ich will nichts mehr von Dir . . . nichts für mich . . . ich seh' ja doch, daß es mit uns Zwei aus ist für alle Zeit . . . Nur das Einzige sag' mir . . . Waldhauser, Du wirst Dich doch nicht verblenden lassen und willst fort . . . fort mit den fremden Landfahrerleuten?"

„Und wenn ich's wollt', wer kann mir's wehren?" rief er trotzig. „Ja, ich will fort in die weite Welt! Ich hab' das Fischen bis an den Hals herauf satt . . . ich mag nimmer arbeiten und mich plagen und schinden, wie meine Mutter sich zusammengeschunden hat..."

„Und Deine ganze Sach'? Und Dein schönes Haus."

„Schönes Haus?" lachte Waldhauser wild. „Was fällt Dir nit Alles ein! Ich hab' sie verkauft, die alte Baracken, von der man doch nichts herunter beißen kann!"

„Waldhauser . . . um's Blut Christi willen . ." rief sie außer sich, „Du wirst doch das nit thun! Thu's nit, wegen Deiner selber — Du wirst unglücklich . . ."

Der Fischer lachte noch bitterer auf.

„Du hast ein schlechtes Gedächtniß Sandl!“ sagte er. „Ich thu' ja nur, was Du mir selber gerathen hast! Du hast ja gesagt, ich soll schauen, daß ich einen Schatz find'! Ich hab's so gemacht, jetzt krieg ich Geld wie Heu und brauch' nichts mehr zu arbeiten und kann im ganzen Land herumkarreln, noch dazu in einem Zweispänner!“

Sandls Schmerz ging in eine Thränenfluth über. „O Waldhauser,“ schluchzte sie, „ich weiß, wie grob ich gefehlt hab' . . . ich bin auch schon genug gestraft für meinen Hochmuth und ich will's ja gern aushalten und nit mucksen . . . aber daß deßwegen Du auch unglücklich werden sollst . . . das ist z'viel, das halt' ich nit aus . . . Waldhauser, thu's nit, Du geh'st zu Grund an Leib und Seel . . .“

„Und wer ist Schuld daran?“ rief Waldhauser, indem er sie hart am Arme faßte und im aufflammenden Zorne schüttelte. „Wer hat mir das Herz verkehrt und verdorben? Wer hat mir solche Gedanken eingegeben? Niemand als Du! Kann sein, Sandl, daß ich ein verlorener Mensch bin . . . aber dann hast Du mich auf dem Gewissen! Und Du sollst mich auf dem Gewissen haben! Such' Dir einen Andern, der eine reiche Wirthin aus Dir macht, oder nimm den Förster

mit seinem Ratschenbart ... an den Waldhauser sollst doch denken müssen, so lang' Du ein off'nes Aug' hast!"

Damit ließ er sie los und entsprang. Vergebens rief und weinte sie ihm nach — dann eilte sie in ihre Kammer; sie war so verstört, daß der Wirth es wohl ihrem Aussehen glaubte, daß sie ernstlich krank und unfähig sei, ihren Dienst noch zu verrichten. Trostlos warf sie sich auf das Lager, aber keine Erleichterung kam in das gepreßte Herz, kein Schlaf auf die brennenden Augen.

Eine qualvolle Stunde mochte vergangen sein, als sie neben sich in der anstoßenden Kammer laute, heftig redende Stimmen vernahm. Sie horchte hoch auf: es war die Kammer, in welcher der schwarze Zwerg mit der Zigeunerin wohnte. Die Leute waren doch schon längst zur Ruhe gegangen; was konnte es sein, das sie noch so spät in solche Bewegung versetzte? Bei der nahen Beziehung, welche dieselben zu ihrem eigenen Schicksale erlangt hatten, war es wohl begreiflich, daß sie dem Verlangen nicht widerstand, sich zu überzeugen, was unter ihnen vorging. Behutsam tastete sie sich nach der abgesperrten Thüre, welche beide Gemächer unter sich verband, und gewahrte bald, daß dieselbe oben nicht genau in das Gerüst anschloß und

dem Lichte von drüben den Eingang gestattete. Mit Hilfe eines leise herbei geholten Stuhles war sie bald der Spalte gegenüber und fand sie geräumig genug, ihr den Ueberblick des ganzen, nicht sehr weitläufigen Gemaches zu gestatten.

Bei dem Anblick, der sich ihr darbot, hielt sie den Athem an, um ja ihre Anwesenheit nicht zu verrathen.

In der Mitte der Stube stand Hanusch mit zornflammenden Augen und zerrte sich mit Mischka herum, sichtlich bemüht, ihr etwas zu entreißen, was sie mit gleichem Eifer zu vertheidigen und zu behalten strebte. Das Mädchen sah dabei ängstlich und verwirrt aus, Thränen liefen ihr über die Wangen und mit lauten Ausrufungen des Leides und Schmerzes suchte sie sich des Burschen zu erwehren, der in seiner fremden Sprache wüthende Vorwürfe in sie hineinschrie. Endlich hatte er den Widerstand des Mädchens überwältigt; während sie aufschreiend in die Kniee sank, hielt er triumphirend ein blankes Geschmeide in der Hand — auch Sandl drohte umzusinken, als sie es bemerkte . . . es war der filigrannene Silberring, den Waldhauser am Halstuch zu tragen pflegte, den sie selbst ihm einmal zum Geschenke gekauft hatte. Hätte sie es nicht schon so schmerzlich in sich empfunden, daß sie seine Liebe ver-

scherzt und verloren hatte, — jetzt wäre es ihr klarer geworden, als der Tag: er hätte sonst nicht über's Herz gebracht, ihr Liebespfand aus einer glücklichen Zeit an die fremde Landfahrerin zu verschenken.

Während diese Gedanken ihr mit der Schnelligkeit und Zerstörungskraft von Blitzen durch die Seele fuhren, hatte die Scene drüben im andern Gemache wieder eine veränderte Gestalt angenommen. Hanusch stand vor der knieenden Mischka und hielt ihr mit scheltenden Worten den Silberreif vor; er schien zu fragen, wie sie zu demselben gekommen, was er für sie zu bedeuten habe. Das Mädchen sah fest zu dem Burschen empor, sie kreuzte die Arme über der Brust und sprach einige Worte im Tone entschlossener Betheuerung. Darüber gerieth der Bursche außer sich, riß ein blankes Messer vom Gürtel und stürzte damit auf Mischka los — im selben Augenblick aber stand das kleine schwarze Männchen, das bisher seitwärts gesessen war, zwischen Beiden und schleuderte den Burschen mit einer Kraft zurück, die man dem unscheinbaren Krüppel nicht zugetraut hätte. Dann sprach er drohend und heftig zu Beiden und nahm Hanusch das geraubte Geschmeide wieder ab: aber er gab es nicht an Mischka zurück, sondern steckte es in die Tasche. Was er dabei

zu dem Mädchen in ernstem befehlenden Tone sagte, mochte nicht erfreulich sein, denn sie weinte noch bitterer, als zuvor. Hanusch verließ das Gemach; das schwarze Männchen setzte sich wieder an den Tisch, und kramte in allerlei vergilbten und schmutzigen Papieren. Keiner von Beiden kümmerte sich um die weinende Mischka.

Einige Zeit noch betrachtete Sandl die nächtliche Gruppe, befremdet, daß die Zigeuner keine Anstalt machten, sich zur Ruhe zu begeben. Das mußte Besonderes zu bedeuten haben. Hatte sie auch den Hergang, den sie mit angeseh'n, nicht vollkommen begriffen, und das in unbekannter Sprache geführte Gespräch nicht verstanden . . . aus allen Umständen stieg in ihr der Verdacht auf, daß Waldhauser in schlimmen Händen war, daß eine große Gefahr über ihm schwebte.

Was ihm drohte, wußte sie nicht; noch weniger, wie sie es anfangen sollte, ihn zu warnen oder zu retten; aber Eines stand vom ersten Augenblick fest in ihrer Seele: — war er auch für sie auf ewig verloren, gerettet mußte er werden, und ihr sollte er die Rettung verdanken!

5.

Eine schwarze, düstere und glanzlose Nacht lag auf der Gegend, alle Umrisse verschwammen ineinander,

und nur der See zog sich, allein unterscheidbar, wie ein breiter bleichgrauer Saum am Horizonte dahin. Kein durch die Bäume schimmerndes Licht verrieth mehr die Stellen, wo die Menschen sich angebaut hatten; tiefes athemloses Schweigen waltete und nur manchmal dröhnte vom unsichtbaren Kirchthurme der Schlag der Uhr, weithin verkündend, daß die Ewigkeit wachend über endlicher Finsterniß und Stille die werdende Zeit abmaß, wie eine nächtliche Spinnerin die Fäden ihres Rockens.

Nur in dem abgeschlossenen verborgenen Thale der Biberschwell herrschte unheimliche Bewegung, düstere geheimnißvolle Thätigkeit. Vor der großen höhlenartigen Felsenspalte war auf einer Platte ein niedrig brennendes Feuer angezündet, welches die Wand sammt den hangenden und schwebenden Büschen und Bäumen mit schwacher unsicherer Röthe beleuchtete, und dessen Rauch daran in sonderbar geformten Wolken und Ringen emporstieg, um sich in der Schwärze des Nachthimmels zu verlieren. Vor dem Feuer wurden hie und da dunkle Gestalten sichtbar, welche an dem Gestein und in der Höhle in räthselhafter Weise beschäftigt schienen. Es waren der alte zwerghafte Geiger, Hanusch und der junge Fischer. Mischka lag einige Schritte seitwärts

am Boden, hatte die Arme auf einen Felsblock gelegt und verbarg darin das Gesicht, als ob sie schliefe oder an Allem, was da vorgehe, keinen Antheil habe.

Der schwarze Alte stand neben dem Felsenriß hinter dem Feuer, machte absonderliche Geberden und hielt eine vom nächsten besten Zweige geschnittene Haselgerte in der Hand, welche er wunderlich hin und her schwenkte und dazu allerlei fremde sonderbare Worte und Sprüche murmelte. Mit einem Male stellte er sich an, als ob sich ihm die Ruthe in der Hand unwillkürlich senke und nach einer bestimmten Stelle am Fuße des Felsens hindeute. „Hier ist es!“ rief er in wohl verständlichem, nur etwas fremdartig klingendem Deutsch. „Hier schlägt die Wünschelruthe ein, hier liegt der Schatz! — Nimm den Spaten,“ fuhr er dann zu Waldhauser gewendet fort, „grabe hier ein paar Schuhe tief hinab, dann werden wir bald sehen, woran wir sind! — Nun, was schaust Du mich so an? Meinst Du, wir haben Dich zum Genossen uns'res Vorhabens gemacht, damit Du bloß zusiehst und nicht selbst mit Hand anlegst?“ — „Das wär' das erstemal,“ sagte Waldhauser, auf den Spaten gestützt, „daß man mich zur Arbeit mahnen müßt'! Ich schau' nur vor Verwunderung, daß Ihr auf einmal so gut Deutsch könnt, und zuvor habt Ihr ge-

than, als wenn Ihr kein Sterbenswörtel davon verstündet!"

Der Schwarze blinzte ihn mit spöttischem Grinsen an: „Du wirst es schon noch einseh'n, daß wir nicht so dumm sind, dem Ersten Besten unsere Geheimnisse auf die Nase zu binden! Ich bin ein Bergknapp meines Zeichens und hab' lang' in Siebenbürgen in den Gruben gearbeitet, da hab' ich das Nemetz von den Sachsen gelernt — wirst auch noch allerhand lernen müssen, weil Du doch mit uns wandern willst, wirst es dann schon erfahren, daß nur der lustig durch die Welt kommt, der immer mehr weiß, als er sagt. Aber grade jetzt — wir haben keine Zeit zu verlieren — ich und Hanusch wollen indeß Alles zu der Beschwörung fertig machen, daß uns der Schatz, wenn er einmal zu steigen anfängt, nicht wieder unter den Händen versinkt!"

Waldhauser erwiderte nichts und schlug den Spaten ein; die Beiden verloren sich seitwärts im Gebüsch; Mischka regte sich nicht, doch war sie nahe genug, um kein Wort des ganzen Gesprächs verloren zu haben.

„Wie lang' soll denn die Dummheit mit dem Bauern noch währen?" rief Hanusch dem Alten, als sie kaum einige Schritte entfernt waren, in ihrer Landessprache zu. „Wozu die Geschichte mit der Wünschel-

ruthe und mit dem Schatzbeschwören? Ich glaube gar, Pan Lugosch ist auch in den Kerl verschossen, wie das alberne Ding, die Mischka! Ihr wollt ihn wohl im Ernst mitnehmen? — Das mach' ich kürzer ab und schlag' ihm mit seinem eigenen Spaten den Schädel ein!“

„Ja wohl,“ höhnte der Alte, „und hetzest uns, wenn sie ihn morgen finden, die ganze Gegend mit allen Schergen und Gränzern auf den Hals! Du bist und bleibst ein unnützer unbesonnener Bursch', den ich laufen lasse, wenn Du mir noch ein solches Wort sagst! Den Fischer konnten wir nicht umgehn, — wer hätte sich auch einfallen lassen, daß er mich sehen würde, wie ich gleich nach unserer Ankunft heraus bin, um den Platz auszukundschaften, wegen dessen wir die weite Reis' gemacht haben! Aber ich will schon sorgen, daß wir ihn los werden und daß doch kein Hahn darnach krähen soll! Laß nur mich machen. Er hat zu Mischka gesagt, daß wir hier seien, um Schätze zu graben, — also hab' ich ihn auf dem Glauben gelassen, und ihm den Hokuspokus vorgemacht! Oder hätt' ich es ihm fein auseinandersetzen sollen, was wir eigentlich hier suchen?“

Während dieser Rede, welche Hanusch schweigend

anhörte, sich aber dabei so gestellt hatte, daß er jede etwaige Bewegung Mischka's beachten konnte, hatte der Alte sich an dem Geräthe zu schaffen gemacht, das zusammengepackt im Gebüsche lag. Er hatte eine Flasche und einen Becher daraus hervorgeholt und steckte eine zweite Flasche in die Falten seines Kittels. Er war eben damit zu Ende, als Waldhauser herunter rief, er habe über vier Schuhe tief gegraben, es wolle sich aber noch immer nichts blicken lassen. „Du wirst Dir noch genug sehn, dummer Bauer," brummte der Alte vor sich hin; dann rief er laut: „Wir kommen schon. Es ist auch gerade die rechte Zeit. Hörst Du, im Dorf drüben fängt's eben an, zwölfe zu schlagen!"

Bald standen Beide wieder bei Waldhauser. „Schüre das Feuer auf, Mischka," sagte der Alte, indeß er das ausgegrabene Loch wie prüfend betrachtete, „daß wir an die Arbeit gehn. Zuvor aber wollen wir einen guten Schluck thun — auf gutes Gelingen und auf gute neue Brüderschaft!" Damit schenkte er den Becher aus der mitgebrachten Flasche voll, trank und reichte ihn Waldhauser: „Glück auf, neuer Kamerad! Ich bring' Dir's zu!" Der Becher ging dann in der Runde und wurde mehrmals geleert und gefüllt; die

Flasche war leer: der Alte wußte sie unbeachtet bei Seite zu stellen und zog dafür die in seinem Kittel verborgene hervor. „Da ist noch eine prächtige Neige in der Flasche!“ rief er einschenkend. „Die ist für Niemand als Dich, neuer Kamerad! Nimm, und wenn Du ein tüchtiger Bursche bist, so trink' herzhaft aus!“

Arglos leerte Waldhauser den Becher: der Alte aber trat, sich rasch abwendend, vor die Grube, kreuzte die Arme und fing wieder an unter seltsamen Geberden unverständliche Bannsprüche zu murmeln. Gleichgiltig stand Hanusch daneben, aber Mischka hatte sich halb aufgerichtet und sah mit argwöhnisch gespannten Blicken dem Vorgehenden zu. Waldhauser stand eine Weile bei Seite; dann kam es ihm vor, als ob ihn eine besondere Müdigkeit anwandele und er setzte sich auf das Gestein nieder.

Wenige Secunden später schlossen sich seine Augen; er wußte nicht mehr, was um ihn geschah, und sank wie leblos an die Felswand zurück.

„Endlich!“ murmelte der schwarze Zwerg, der ihn seitwärts stets im Auge behalten hatte; gleichzeitig aber war Mischka mit einem Schrei aufgesprungen und herbeigestürzt: „Was ist's mit dem Buben?“ schrie sie, „Ihr habt ihn vergiftet, Ihr Bösewichter!“

„Warum nicht gar!" lachte der Alte. „Es ist nur ein Schlaftrunk — aber jetzt hurtig, damit wir schon über alle Berge sind, wenn es hell wird. Schau' nach den Pferden drüben im Wald, Mischka, damit Alles in Ordnung ist, wenn wir kommen . . ."

„Mischka bleibt!" schrie Hanusch. „Sie macht keinen Schritt allein, — ich traue ihr nicht! Nach dem Wagen will ich sehn und bin gleich wieder zurück!"

„Meinetwegen," grollte der Alte, der in die Höhle gekrochen war und dort mit Fäustel und Hammer eifrig den Boden untersuchte. „Aber mach' schnell und Mischka soll mir indessen helfen! — Leuchte," schrie er sie an, und als sie mit einem brennenden Scheit vor ihn hintrat, zog er aus der Brusttasche seine alten Papiere hervor, unter denen er mit fieberhaft bebenden Fingern Eines hervorsuchte. „Das ist's, sagte er, wie vor sich hin, „das ist der Zettel vom Urahn . . . da ist der Platz ganz genau beschrieben . . . Sechs Ruthen über dem Boden geht eine Quarz-Ader zu Tag — rechts gegenüber macht das Gestein einen Vorsprung wie ein gebogenes Knie; senkrecht herunter haben wir die Kriegskassa vergraben, weil uns die Bauern sind

auf dem Nacken gesessen: ich bin als Roßbub' auch mit dabei gewesen und hab' mir den Ort wohl gemerkt, daß ich ihn einmal wiederfinden könnt', oder eines von meinen Kindern . . ." Der Alte schlug wieder an verschiedenen Plätzen an. „Es muß hier sein," rief er mit steigender Aengstlichkeit, „es trifft Alles zu — und gestern habe ich schon geglaubt, die Kiste zu spüren, und jetzt . . ."

Er suchte immer hastiger weiter: plötzlich klang es, als ob der eiserne Meißel auf Metall getroffen habe. „Ich hab's!" schrie der Zwerg, wie außer sich. „Hier ist's . . . ich spüre deutlich eine Eisenplatte! Sie liegt gar nicht tief in der Schlucht . . . jetzt hilf, Mischka, jetzt gilt es zu arbeiten!"

Bald war die überdeckende Erdschicht weggeräumt und mit Hilfe des inzwischen wieder herbeigekommenen Hanusch wurde mit einiger Anstrengung eine mächtige hölzerne Kiste aus dem Gestein emporgewogen und herausgewälzt. Es war ein Sägeschnitt eines mächtigen unbehauenen Eichbaums, theilweise noch mit der Rinde bedeckt und nur an der obern Seite so weit gezimmert, daß ein starker eiserner Deckel mit Bändern, Angeln und zweifachem Schloß sich daran schmiegte. Trotz seiner Festigkeit mußte der Verschluß bald den

gemeinsamen Anstrengungen der Männer, dem fieberhaften Hämmern und Stemmen weichen: der Deckel schlug zurück und zeigte in dem roh ausgehöhlten Stamm mehrere Säcke mit Geld unter einer Menge von Papieren und Rechnungen verdeckt. Mit wüthender Eile wurden die Säcke herausgenommen und auf einen bereit gehaltenen Schiebkarren gelegt. Der Alte, wie von einer Art Wahnsinn befallen, zitterte und schwankte vor Aufregung und vermochte nur stammelnd zu noch größerer Beschleunigung anzutreiben. Hanusch wollte auch nach den Papieren greifen und sie zusammenpacken, aber der Alte wehrte es ihm: „Wozu wäre der Plunder gut," rief er, „als uns zu verrathen? Das Geld ist genug, Geld ist gut, das verräth Niemand, denn ein Ducaten sieht aus wie der andere! In's Feuer damit!" Bei diesen Worten hatte er auch die Papiere schon ergriffen und in die erlöschende Gluth geworfen, welche, dieselben schnell erfassend, noch einmal hoch emporloderte.

Mischka war die theilnahmsloseste gewesen; ihre Blicke kehrten immer zu Waldhauser zurück, der bleich, und im Scheine des Feuers wie todtenhaft an dem Gestein lehnte. „Und was ist es mit dem Fischer?" rief sie, als die Männer sich anschickten, den beladenen

Karren fortzuschaffen. „Wollt Ihr den armen Menschen so hilflos zurücklassen?"

„Du möchtest ihn wohl wirklich mitnehmen?" rief Hanusch entgegen. „Der liegt hier gut, bis er ausgeschlafen hat . . . aber Du erinnerst mich gerade recht! Ich will doch seh'n, ob der Bursche nichts bei sich hat, was werth ist, das ich es als Andenken mitnehme..." Damit beugte er sich über Waldhauser, indem er Mischka, die ihm zu wehren suchte, roh und mit überlegener Kraft bei Seite schleuderte. „Ho!" rief er, die Taschen des Schlafenden durchsuchend, „was hat er denn hier in dem Tüchel eingebunden?" Das ist verteufelt schwer . . . Bassama . . . es ist wahrhaftig Geld! Das nenn' ich ein kostbares Andenken!"

Der Bursche wollte mit seiner Beute fort, aber Mischka warf sich ihm neuerdings entgegen. „Du sollst ihn nicht berauben!" schrie sie, indem sie sich wie mit Krallen an ihn klammerte. „Ich leide es nicht, er hat Vertrauen zu mir gehabt... er hat um meinetwegen Haus und Hof verkauft — das ist wohl der Erlös dafür, das ist Alles, was er hat . . . er ist betrogen genug, er soll nicht auch zum Bettler werden, weil er gut und freundlich mit mir gewesen ist . . ."

Die Kraft des Mädchens war jener des Burschen

nicht gewachsen: er riß sich los und warf seinen Raub zu dem Uebrigen. „Laß das Geld zurück,“ kreischte Mischka, „oder bei der armen Seele meiner Mutter... ich gehe keinen Schritt weiter mit Euch! Ich habe Euch nachgegeben, ich habe Dir versprochen, daß ich Dein sein will ... aber Du und Pan Lugosch, Ihr habt mir dagegen zugeschworen, daß dem guten Buben kein Leid geschehn soll ... Haltet Ihr Euern Eid nicht, dann bin auch ich an mein Wort nicht gebunden ... dann soll er wenigstens sehen, daß es nicht Mischka gewesen, die ihn betrogen hat! Dann bleibe ich bei ihm!“

„Hahaha,“ lachte Hanusch wild, „das will ich doch sehen!“ damit sprang er auf Mischka zu, die sich über den bewußtlosen Fischer geworfen hatte und ihn mit ihren Thränen überströmte, und suchte sie emporzureißen. „Laß den Burschen nur schlafen,“ sagte er, „und geh' mit denen, wohin Du gehörst! Oder soll ich ihn aufwecken helfen, und soll ihm sagen, daß Mischka gegen mich nicht immer so spröde gewesen ist, als jetzt?“

Die Worte des Burschen übten eine lähmende Kraft auf das Mädchen; sie ließ Kopf und Arme sinken, und hatte keinen Widerstand mehr, als Hanusch

sie ergriff und die Felsen hinuntertrug oder schleppte. „Mach' fort, Pan Lugosch," rief er dem harrenden Alten zu, „sieh, wie Du allein mit dem Karren und mit Deinem Schatz zurecht kommst . . . später will ich helfen — aber jetzt muß ich den meinigen in Sicherheit bringen!" Rasch rollte der Karren dahin; hinter ihm schritt Hanusch, die halbbewußtlose Mischka über Schulter und Arm.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch; vor ihr her ging ein frischer Morgenwind und schüttelte den Thau in Tropfen von den schwankenden Bäumen. Waldhauser lag noch schlafend, aber das Todtenhafte war von ihm gewichen, er hatte wieder das Aussehen eines Schlafenden, und der Athem ging in stärkeren Zügen, das nahe Erwachen ankündigend. Plötzlich schien der unnatürlich auf ihm lastende Schlummer wie ein sich lösendes Band von ihm zu weichen — er sprang auf . . . blickte um sich, und glaubte noch wachend zu träumen, als er die Gegenstände um sich her erkannte. Vor seinen Füßen lag in dichter grauer Asche das Feuer dieser Nacht erloschen, hinter dem Gesteine lag eine ausgeleerte Flasche, und zwischen Erde und Geröll stand die leere erbrochene Kiste mit weit geöffnetem Deckel. Keines klaren Gedankens fähig, sprang er, als wollte

er sich genauer überzeugen, auf die im Felsenspalt entstandene Höhle, dann auf die inhaltlose Kiste zu . . . er spähte nach allen Seiten . . . er rief: es war Alles vergebens. Kein Zweifel mehr: er war schändlich hintergangen, die Fremden hatten den gesuchten Schatz wirklich gefunden; sie waren mit ihm entflohen; aber des ungebetenen Genossen hatten sie sich in hinterlistiger Weise entledigt. Ein unsäglicher Grimm, eine ohnmächtige Wuth bemächtigte sich seiner: er schrie Verwünschungen in den tauben Wald und schleuderte Felstrümmer in's Blaue, als wenn Worte und Steine die schändlichen Frevler zu erreichen vermöchten. Dann machte er sich noch einmal daran, den ganzen Platz zu durchsuchen: er wollte und konnte sich noch immer nicht überzeugen, daß auch Mischka ihn betrogen, daß sie geflohen sei, ohne ihm auch nur ein Zeichen, eine letzte Erinnerung zu hinterlassen. Er fand nichts, als in der Asche angebrannte Papierstreifen — in der Kiste, in eine Ritze geklemmt, eine alte schimmlige Goldmünze. „Das ist also Alles!" lachte er grimmig auf. „Das ist mein Andenken, das ist mein versprochener Antheil an dem Schatz! Den muß ich wohl aufheben, der ist einmal zu kostbar!" Er wickelte den

Ducaten in ein angebranntes Blatt und steckte es in die Westentasche . . .

Zugleich schrie er auf, wie Jemand, der unvermuthet von einem tödtlichen Stoß oder Schlag zu Boden geworfen wird . . . er tastete an seinem Gewand herum . . . er suchte an dem Gestein, wo er gelegen war . . . umsonst, das Tüchel mit dem Gelde blieb verschwunden! Jetzt ging sein Grimm in den grenzenlosesten Schmerz, in wüthende Verzweiflung über. Er war nicht bloß von einer heuchlerischen Dirne genarrt, nicht bloß betrogen und verhöhnt: auch sein letztes Hab' und Gut war ihm geraubt — er war ein Bettler oder zur lebenslänglichen Knechtes-Arbeit eines Taglöhners verurtheilt! Außer sich — stöhnend, sich die Haare zerraufend, sank er auf den Felsgrund, wälzte sich im Staube, und wünschte verzweifelnd den Tod herbei Er konnte nicht mehr leben; konnte es nicht in einer Gegend, wo er der Spott eines Jeden werden mußte, wo er jeden Blick auf sich gerichtet, jeden Finger nach sich zeigend sah . . . er sprang auf und lief hinweg, den zögernden Tod zu suchen.

Ohne sich zu besinnen, wohin, rannte er die Raine hinunter dem See zu, der wie ein riesenhafter Edel-

stein im Sonnenschein und Himmelblau brannte und leuchtete; ohne zu wissen wie, kam er auf den Pfad, der nach seinem Hause hinabführte, und stand vor diesem, eh' er es vermuthete. Einen Moment brachte ihn der Anblick zur Besinnung, denn das schmucke Haus mit dem freundlichen Baumgarten, den saubern Wegen und der zierlichen Umzäunung stand so anmuthig und einladend da, wie noch vor wenigen Tagen. Da drinnen wohnten noch Friede und Segen, nur er war friedlos geworden und segenlos: er war ausgestoßen, er durfte das Paradies nicht mehr betreten, das er hingegeben um den von der Schlange gepriesenen Apfel. Schluchzend riß er sich los und wollte den Zaun entlang an den See hinunter; noch einmal sollte ihn der Nachen hinaus tragen auf seine Fluth, und dann ein Sprung aus ihm in die bodenlose Tiefe seinem Jammer und seiner Schande ein Ende machen . . .

„Hoho, Fischer," rief es ihn plötzlich vom Hause an, „wo denn hinaus? Was willst denn am G'stad' unten: find'st den Weg nimmer in Dein Haus?"

Es war die Stimme der alten Magd, die beim Nachbarn diente, aber dem jungen ledigen Fischer ab- und zugehend das Haus besorgte und rein hielt. Ueberrascht und verlegen hielt er inne und rief zurück: „Ich

weiß wohl, wo mein Weg hin geht, aber wo mein Haus ist, das weiß ich nimmer!"

Die Alte lachte hellauf. „Ich hätt' mir's wohl einbilden können," sagte sie, „weil Du die ganze Nacht nit heimkommen bist — aber wenn Du Dein eig'nes Haus nimmer kennst, mußt doch schon einen Mordrausch gehabt haben . . ."

„Ich weiß nit," entgegnete Waldhauser betroffen, „bist Du verrückt oder bin ich's? Ist denn nit schon Jemand Andrer im Haus? Ich hab' es ja verkauft!"

„Ich glaub', Du bist noch nicht nüchtern!" rief lachend die Alte wieder. Aber im Haus ist freilich schon Jemand Andrer und wartet auf Dich. Mach' nur, daß Du hereinkommst einmal!"

Waldhauser wußte nicht, was er denken, geschweige denn, was er thun und antworten sollte. „Auf mich?" wollte er fragen, aber er brachte es nicht vollends heraus und faßte mit beiden Händen vor Ueberraschung nach dem Zaune, als wenn er sich anhalten müßte, denn die Thüre des Hauses ging auf, und auf der Gräd stand — Sandl.

„Sandl . . . Du bist da?" stammelte er; sie aber winkte ihm freundlich und rief: „Ja, ich bin's, Wald-

hauser. Sei nit bös, daß ich herein bin in Deiner Abwesenheit und komm' auch herein, ich hab' Dir was Wichtiges zu sagen!"

Unsicher wie ein Träumender, schwankend wie Einer, der nach langer Wasserfahrt wieder festen Boden betritt, folgte der Fischer dem voranschreitenden Mädchen bis in die Wohnstube des Erdgeschosses, die sie hinter sich abschloß. „Sag' mir nur," keuchte Waldhauser, auf die Bank taumelnd, „wie Du da hereinkommst... hab' ich das Haus denn nit an den Nachbarn verkauft?"

„Verkauft gehabt," erwiderte Sandl ruhig, „aber der Nachbar hat sich bereden lassen und ist wieder zurück gegangen von dem Kauf . . ."

„Er hat sich bereden lassen? Und wer hat ihn beredet?" rief Waldhauser, in dessen Augen ein Strahl der Freude aufloderte, aber ebenso schnell wieder erlosch. „Aber was hilft's?" fuhr er niedergeschlagen fort, „es ist doch umsonst! Wenn der Kauf zurück geht, muß ich dem Nachbarn sein Geld wieder geben — und das kann ich ja nicht!"

„Brauchst Dich nit zu kümmern deßwegen," antwortete Sandl, „der Nachbar hat sein Geld schon wieder bekommen . . ."

Waldhauser starrte sie mit weit aufgerissenen Augen an. „Sandl," sagte er, „Du willst mich foppen! Das ist ja Alles gar nit möglich — wer hätt' denn das Alles gethan?"

Das Mädchen schlug die Augen nieder: „Sei nit bös, Waldhauser," sagte sie, „daß ich mich darein gemischt hab'... ich hab's gethan! — Schau' ich hab's nit verwinden können, daß Du so um Dein Besitzthum kommen solltest, und es ist mir gleich so gewesen, daß die fremden Landfahrerleut' nichts Gutes mit Dir im Sinn haben. Sie haben gesagt, sie wollten erst heut' Abend fort, d'rum ist es mir verdächtig vorgekommen, wie sie schon in der Nacht in aller Heimlichkeit sich auf den Weg gemacht haben. Ich hab' nit gewußt, wohin sie sind, d'rum hab' ich mich auf den Buchenbühel in die Feldcapellen gesetzt, wo man die ganze Gegend und alle Weg' so schön übersieht, daß sich kein Mäusel durchschleichen könnt'! Ich bin lang dagesessen; wie's aber hat angefangen grau zu werden am Himmel, da ist der Blahenwagen auf der Tittmanningerstraß' dahergefahren kommen in aller Eil'. Ich bin herunter und hab' mich an den Weg niedergeduckt, bis sie vorbei gewesen sind, dann hab' ich mich an den Wagen hinten angehängt und hab' unter die Blahen

hineingeschaut . . . ich hab' eben sehen wollen, wer Alles in dem Wagen sein möcht' . . ."

Verwirrt hielt das Mädchen einen Augenblick inne, während Waldhauser's brennender Blick an ihren Augen und ihrem Munde hing.

„In dem Wagen ist Niemand gewesen," fuhr sie dann fort, „als die beiden Mannsbilder; die sind vorn gesessen und haben kutschirt — das Mädel aber ist hinten im Wagen auf dem Stroh gelegen und hat die Hände elend zusammengebunden gehabt. Ich hab's also jetzt gewußt, daß Du nit im Wagen bist . . . ich hab's gehört gehabt im Wirthshaus, wie sie Dich bestellt haben . . . also hab' ich nit anders denken können, als daß sie Dir was Leides angethan haben! Da hab' ich mir ein Herz gefaßt und bin vorgesprungen und den Pferden in die Zügel gefallen und hab' die Leut' angeschrieen aus Leibeskräften, sie sollten anhalten und sagen, was es mit Dir sei und wo sie Dich hingebracht hätten. Da haben sie zuerst auf mich losgeschrieen, und mit den Peitschen hineingehaut auf die Pferde, daß sie über mich weglaufen sollten, aber ich hab' nicht losgelassen . . ."

„Wenn Dir ein Unglück gescheh'n wäre!" rief

Waldhauser. „Und jetzt seh' ich erst, Du bist verwundet, Dein rechter Arm ist blutig . . .“

„Es ist nichts,“ sagte sie, den Arm mit der Schürze verdeckend, „die Pferde haben mich nur ein bissel geschleift . . . aber auf einmal sind sie still gestanden, wie die Mauern . . . das Mädel, das zuvor gebunden war, auf das sie nicht mehr Acht gegeben hatten, hatte sich die Hände frei gemacht und war den Beiden von hinten in die Arme und in die Zügel gefallen. „Halt!“ hat sie geschrieen und hat ihnen mit einem blanken Messer gedroht . . . „Ihr kommt nimmer lebendig aus dem Wagen, wenn Ihr dem Fischer nicht wieder gebt, was ihm gehört . . .“ Die zwei Mannsbilder haben sich nicht zu mucksen getraut, d'rauf hat sie mir ein schweres, in ein Tüchel zusammengebundenes Päckl zugeworfen und hat gesagt: „Dem Fischer ist nichts gescheh'n . . . er liegt oben an der Biberschwell und schlaft . . . is das Gruß von Mischka! Er soll auch manchmal denken an Mischka!“ — Da hab' ich losgelassen, und der Wagen ist davon gesaust: ich aber bin herein in's Dorf und habe Alles gleich abgemacht mit dem Nachbarn . . . und jetzt ist er hinauf in die Biberschwell, um Dich zu suchen . . .“

Waldhauser athmete tief auf, als das Mädchen schwieg — die glänzenden Augen schimmerten von einer Thräne, die halb der armen Mischka, halb seiner muthigen Retterin galt. Freudig blickte er um sich herum: seine Bewegung war so groß, daß er auch den Dank für Sandl vergaß, und nur mit dem lieben Besitzthum beschäftigt war, das er so unvermuthet wieder sein eigen nennen durfte. „Ist es denn wahr," rief er, indem er voll kindischen Entzückens erst in der Stube und dann im Hausfletz herumging und jedes Stück, das ihm in den Weg kam, berührte, als wenn er es grüßen wollte, „ist es denn wahr, das Alles ist wieder mein? Ich muß nicht hinaus in den See oder in die weite Welt? — Vater, Mutter . . . der Waldhauser darf bleiben, wo Ihr so vergnügt gewesen seid . . . Alles, Alles gehört wieder sein!"

Jetzt erst bemerkte er im Eifer, daß Sandl still aufgestanden und eben im Begriffe war, das Haus zu verlassen. „Sandl," rief er ihr nach, „was thust? Wo geh'st hin?"

„Heim," sagte sie leise, „sie werden so nit begreifen können, wo ich hin'kommen bin — meine Sach' hab' ich ausgericht't, also . . ."

„S[illegible] [illegible]agte Waldhauser munter. „Nachher

wart' nur so lang', bis ich meinen Hut aufgesetzt hab' und meinen saubern Rock angezogen — dann geh'n wir miteinander . ."

„Miteinander?" rief Sandl beklommen, als er neben sie trat. — „Was mein'st damit?"

„Ich mein', daß Du aus dem Haus da keinen andern Gang mehr mach'st als mit mir, und nirgends anders hin, als zum Hochwürden Herrn Vicari, — zum Stuhlfest!"

Sandl erröthete und erschrak und konnte nicht antworten; er schloß sie herzhaft in die Arme. „Nit wahr, Du willst?" sagte er. „Hast keine Sorge mehr vor dem Verhungern? Es ist Dir nimmer zu klein in meinem Haus?"

„Red' nimmer davon," flüsterte sie unter seinen Küssen, „ich hab' schwer leiden müssen für den unvernünftigen Hochmuth . . . ich bleib' bei Dir, und wenn's nur eine Bretterhütten wär', ich will arbeiten mit Dir und verlang' keinen andern Schatz, als daß Du mich alleweil gern hast!" —

— Wenige Wochen später läutete es gar festlich vom Tettenhauser Kirchthurm, und am Altare wartete der Vicar auf ein stattliches Brautpaar, das unter einem Volkszulaufe, wie er selten bei einer Hochzeit

stattfand, der Kirche zuzog. Der Andrang von Menschen war wohl erklärlich, denn Braut und Bräutigam waren in der ganzen Umgegend bekannt und geliebt, und was von ihren Erlebnissen ruchbar geworden war, hatte nur beigetragen, die Theilnahme an ihrer Vereinigung zu erhöhen. Die Musikanten bliesen und geigten und trompeteten gar lustig den geputzten Wägen voran bis ins Tenglinger-Wirthshaus, denn der Wirth ließ es sich nicht nehmen, daß die Hochzeit nur bei ihm gefeiert werden dürfe. Da wollte des Schenkens und Dankens, des Gesundheittrinkens und Tanzens kein Ende werden: den ersten Ländler aber tanzten Braut und Bräutigam miteinander, und Sandl bewies sich dabei als nicht minder gewandte und hübsche Tänzerin, als die braune Zigeunerin gewesen. Während des Ausrastens hing Waldhauser der Glücklichen eine schwarze Schnur um den Hals, an welcher ein blankgeputzter Ducaten hing — es war der in der verhängnißvollen Kiste zurückgebliebene. „Trag' den als ein Andenken," sagte er, „und wenn uns einmal was durch den Kopf geht, Dir oder mir, dann schauen wir nur den Ducaten an, und Alles muß wieder gut werden!" Schweigend drückte sie ihm die Hand, reden konnte sie nicht, weil der Förster mit saubern weißen

Handschuhen vor ihr stand und sich noch eine „Extra-tour“ ausbat mit der Jungfer Braut. Auch der gut-müthige muntere Nachbar ließ sich ein Ehrentänzchen nicht nehmen; selbst der dicke Müller that ihr die Ehre an, denn er hatte eben den horchenden Bauern auseinandergesetzt, er habe Alles genau so vorhergesehn, wie es gekommen sei, denn „als Gemeindevorsteher, sagte er, muß man so was wissen.“

Wieder waren einige Monate verstrichen, und die jungen Eheleute saßen seelenvergnügt vor der Hausthüre auf der Birkenbank. Es ging schon gegen Abend, und die rothen Strahlen des Sonnenuntergangs brachen schon ungehindert durch die gelichteten und verfärbten Baumwipfel: da stand der Limonisepp mit seiner Kraxe wieder am Zaun und sang mit heller lustiger Stimme herüber:

„Zwei Finken am Baum
„Und zwei Amseln im Dorn:
„Und der Einsiedl' is richti
„Ein Zweisiedl' wor'n!“

Juchzend sprang Waldhauser auf, klatschte in die Hände und sang entgegen:

„Thu' runter Dei' Kraxen,
„Spring' h'rein in ein' Satz,
„In der Klausen gibt's all'mal
„Für ein Dritt's noch ein Platz!"

Der Tyroler ließ sich das nicht zweimal sagen: er trat ein, schüttelte dem vergnügten Paare die Hände und ließ sich unschwer bereden, als Gast über Nacht zu bleiben, denn um noch überzufahren, war es doch schon zu spät. Beim einfachen Abendmahle ließ er sich die Erlebnisse Beider erzählen, besah den Henkel-ducaten und bewunderte den Streifen angebrannten Papiers. „Was stehn denn für Hennenkrallen d'rauf?" fragte er und Waldhauser erwiederte: „Ich kann's auch nicht recht lesen, aber was ich herausbuchstabiren kann, heißt es so viel wie Kaiserliche Kriegskassa!"

„Kaiserliche Kriegskassa?" rief der Tyroler verwundert. „Sakra, da geht mir ein Licht auf! Hab' erst neulich davon erzählen hören, daß im Salzburgischen drüben ein paar Leut' sind gefangen worden, die eine vergrab'ne Kriegskasse gefunden und nimmer her'geben haben. Es hätt' es kein Mensch gewußt, aber sie sind einander in die Haar' kommen und haben sich selber verrathen! Das sind ganz gewiß die nämlichen! Es sind ihrer Drei gewesen: die beiden Mannsbilder

hat der Kaiser irgendwo aufzuheben gegeben, daß sie ihm nit g'stohlen werden. Das Madel, das dabei war, ist ausgewitscht!" —

„Kann schon sein," antwortete Waldhauser, „und bei der Gelegenheit muß ich Ein's thun, was ich mir schon lang' vorgenommen hab' . . ." Damit holte er die alte Chronik in Schweinslederband und schrieb unter die Bemerkung seines Großvaters: „In diesem Jahr sind wandernde Venediger gekommen; die haben die Kasse, die in der Beberschwell vergraben war, gefunden und mitgenommen, und ist von all' dem Geld nichts in der Gegend geblieben, als ein einziger Ducaten."

„Hast Venediger geschrieben?" fragte der Tyroler. „Wenn's einmal geschrieben ist, so laß es stehn . . . aber das sind keine richtigen Venediger gewesen: die sind deßwegen doch wahr und wahrhaftig, aber sie werden woltern nit viel aus den Bergen heraus mögen in die Ebnet'! — Selbiges thut aber nix — schlagt's ein miteinander:"

„Seyd's lustig, alert,
„Waldhauser und Sandl —
„Und wer is etwan Schuld, als
„D'Venediger Mand'l!"

— Ein einfaches, kleines, aber glückliches und zufriedenes Lebensloos spann sich in der schmucken Fischerhütte ab, und des Vergangenen wurde nur selten, wie eines schweren Traumes gedacht. Nur einmal, als die junge Frau mit ihrem Neugeborenen auf dem Arm allein vor der Hausthüre saß, war es ihr vorgekommen, als ob es in den Hecken am Wege rausche, und wie sie hinblickte, glaubte sie ein buntes Tuch flattern zu sehn, wie es die Zigeunerin um den Kopf getragen. Als sie hineilte, war nichts zu erblicken, — sie wußte nicht, ob sie etwas Wirkliches gesehn oder nur wachend geträumt hatte. Gegen Waldhauser schwieg sie darüber: er sollte an die Verlorene nicht erinnert werden, deren er wohl hie und da gedenken mochte und für die er doch nichts zu thun im Stande war.

Damit beurlaubt sich der Erzähler vom Leser: wer es aber liebt, dem Dichter mit der Urkundensammlung in der Hand nachzugehn, wer sich allenfalls wie Freund Strub, der gemüthvolle Humorist, darüber wundert, wenn er manchmal keine bessere Quelle angegeben findet, als einen ausgetretenen unleserlichen Grabstein, der lasse sich die Wallfahrt in das reizende Tettenhausen am Tachensee nicht verdrießen. Im Munde des Volkes wird er die Sage von den Schatzgräbern an

der Biberschwell finden, in der Sacristei des Kirchleins aber steht — gewiß ein unwiderleglicher Beweis — als Behälter für Paramente oder Schriften dienend, noch heute der dabei als Kiste benützte ausgehöhlte Eichenklotz mit dem eisernen Deckel.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Inhalt.

